

uita felix ociosa. circa uentrem operosa. **V**enter inquit ni-
 hil curat. preter me. sic me parat. ut in pace in idipsum .
 mollior gerens me ipsum. sup. potum & sup. escam dormia-
 & requiescam. **N**u lebe ich mir alrest werde. für min sündeg-
 vge sihet dar schöne lant. unde och die erde. der man wil d-
 eren gihet nu ist gesehehen des ihva bat. ich bin chomen andie
 stat da got menschlichen erat. **V**ersuf. ooooo.

Daniel Pachurka (Hg.)

Latein und Deutsch zwischen 1100 und 1600

Internationales Arbeitsgespräch und
interdisziplinäre Forschungsperspektiven

Herweg • Keppler-Tasaki • Lemke (Hg.)

Rezeptionskulturen in Literatur- und Mediengeschichte 20

Daniel Pachurka (Hg.)

—

Latein und Deutsch
zwischen 1100 und 1600:
Internationales Arbeitsgespräch
und interdisziplinäre
Forschungsperspektiven

REZEPTIONSKULTUREN IN LITERATUR- UND MEDIENGESCHICHTE

Band 20 – 2026

Herausgegeben von

Mathias Herweg (Universität Karlsruhe/KIT)
Stefan Keppler-Tasaki (The University of Tokyo)
Cordula Lemke (Freie Universität Berlin)

Wissenschaftlicher Beirat:

Italo M. Battaferano (Università di Trento)
Bettina Bildhauer (University of St. Andrews)
Nathanael Busch (Philipps-Universität Marburg)
Michael Dallapiazza (Università di Bologna)
Cora Dietl (Justus-Liebig-Universität Gießen)
Susanne A. Friede (Ruhr-Universität Bochum)
Fabienne Liptay (Universität Zürich)
Marie-Sophie Masse (Université de Picardie Jules Verne)
Petra McGillen (Dartmouth College)
Andrea Schindler (Universität des Saarlandes)
Robert Schöller (Universität Bern)
Chunjie Zhang (University of California, Davis)

Latein und Deutsch
zwischen 1100 und 1600:
Internationales Arbeitsgespräch
und interdisziplinäre
Forschungsperspektiven

Ergebnisse des Workshops
an der Ruhr-Universität Bochum
24.–25. Juni 2021

Herausgegeben von
Daniel Pachurka

Königshausen & Neumann



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Mit freundlicher Unterstützung durch den
Open Access-Monographienfonds der Ruhr-Universität Bochum.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2026
Erschienen 2026 im Verlag Königshausen & Neumann GmbH
© Daniel Pachurka

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg, Germany
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: München, Bayerische Staatsbibliothek, Carmina Burana, Clm 4660, Bl. 92v:
<https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00085130?page=188>
Druck: docupoint, Magdeburg, Germany

<https://doi.org/10.36202/9783826091421>
Print-ISBN 978-3-8260-9141-4
PDF-ISBN 978-3-8260-9142-1

www.koenigshausen-neumann.de

Inhaltsverzeichnis

<i>Daniel Pachurka</i> Einleitung.....	7
<i>Julia Frick</i> Rekursive Sprachlogiken: Für eine Neubewertung deutsch-lateinischer Transferprozesse im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit.....	25
<i>Claudia Wittig</i> Antike Tugendlehre im 12. und 13. Jahrhundert, oder: Warum es keine volkssprachigen Übersetzungen von Ciceros <i>De officiis</i> gibt.....	59
<i>Tanja Mattern</i> Amor versus Minne. Intertextueller und interlingualer Schlagabtausch in den <i>Carmina Burana</i>	97
<i>Maximilian Wick</i> <i>die Natûre hin wider sprach: Ergo age, communem nobis ulciscere</i> <i>pestem</i> . Natura und der Teufel bei Walter von Châtillon, Ulrich von Etzenbach und Heinrich von München.....	131
<i>Linus Ubl</i> Geistliche Literatur und Nationalphilologie – eine forschungsgeschichtliche Perspektive (Dorothea von Montau, Meister Eckhart, Mechthild von Magdeburg).....	161
<i>Jan-Hendryk de Boer</i> Entschieden mehr als ein <i>vir trilinguis</i> . Latein, Griechisch, Hebräisch und die Volkssprachen im Werk Johannes Reuchlins	179

Inhaltsverzeichnis

Agata Mazurek

*Oxford*er *Boethius* als Experiment: ein Vergleich mit der
Consolatio-Übersetzung in der Koberger-Inkunabel..... 229

Caroline Fußbach

Text-Bild-Korrelationen in Wilhelm Salsmanns
XV Metamorphoseon librorum und ihre Vorlagen 277

Daniel Pachurka

Einleitung: Latein und Deutsch zwischen 1100 und 1600

Der vorliegende Band widmet sich der vielschichtigen Beziehung zwischen lateinischen und deutschen Texten in der vormodernen Literatur zwischen 1100 und 1600. Ausgehend von der Erkenntnis, dass diese Texte ein breites Forschungsfeld eröffnen, das seit langem das Interesse der mediävistischen Disziplinen weckt, zielt der Band darauf ab, aktuelle Forschungsergebnisse zu bündeln und neue Perspektiven für die Diskussion dieses Verhältnisses zu entwickeln. Innerhalb der Sprach- und Literaturbeziehung kommt der Latinität dabei auch der Status einer Messgröße zu, wie Klaus Grubmüller konstatiert:

In der unbegrenzten Gültigkeit des Lateinischen findet die Universalität des Mittelalters ihren deutlichsten Ausdruck. Latein ist im ganzen Westen die Sprache der Gebildeten: die Sprache des Bildungswesens wie die Sprache der Literatur. [...] Der Deutungskompetenz der lateinischen Schriftkultur kann auf diesem Wege keine Konkurrenz erwachsen. Jede literarische Äußerung wird sich an ihr messen lassen müssen.¹

Da diese Universalität keineswegs mit Homogenität gleichzusetzen ist, ergibt sich die Frage nach theoretischer, methodischer und gegenstandsbezogener Differenzierung immer wieder neu aus der Komplexität des Verhältnisses von Latein und Deutsch. Die Beiträge in diesem Band begegnen diesem anhaltenden Desiderat innerhalb des gesteckten Zeitrahmens. Dieser Zeitrahmen, mit dem die umfangreichere Literaturwerdung des Deutschen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit eingekreist ist, soll bewusst unscharf gedacht sein. Bekanntermaßen kann das Lateinische bereits auf eine seit der Antike bestehende, die europäische Kultur prägende Tradition zurückblicken.

1 Klaus Grubmüller, Auszug aus dem Paradies. Literatur im alten Europa: Einheit und Zersplitterung, in: *Georgia Augusta* 3 (2004), S. 74–79, hier S. 76.

Anhand von zwei Beispielen lassen sich die fruchtbaren Wechselwirkungen von Latein und Deutsch konkretisieren: Als zeitgenössische Stimmen spiegeln sie die Leitgedanken wider, auf denen der Forschungsdiskurs aufbaut, indem mit der Rolle des Deutschen im Kultur- und Sprachtransfer, seiner Eigenwertigkeit sowie der Reflexion seiner Literaturfähigkeit zentrale Punkte aufgerufen und vor dem Hintergrund der lateinischen Universalität bewertet werden.

Im Jahr 1540 lässt Valentin Boltz die Erstausgabe seiner Gesamtübersetzung der Terenz-Komödien bei Ulrich Morhart in Tübingen drucken. Laut seinem Widmungsbrief konzipiert er die Ausgabe für die Sprachbildung der Jugend, wobei er besonders das Selbststudium im Blick hat. Obgleich die Terenz-Komödien nicht gänzlich ohne „groblauttenden wörtlin (als Leno/ Eunuchus/ meretrix/ vnd der gleichen“ seien, habe sich Boltz für eine Verdeutschung auch dieser Begriffe entschieden „nit allweg mit vmbstendiger schweiffred [...] sondern wie sie selbs heissen“.² Er folgt auf diese Weise der Ankündigung, ja vielmehr dem selbstaufgelegten Anspruch des Titelblattes, wonach in der vorliegenden Ausgabe „auffs trewlichst transferiert“³ werde. Diesen Anspruch löst die Verdeutschung ein, denn bereits das Argumentum zur ersten Komödie *Andria* übersetzt das lateinische *meretricula* mit *metze*, womit Semantik und Stilhöhe passend eingefangen werden.⁴ Da Boltz sowohl mit anderen Übersetzungsprojekten als auch dem intellektuell-kulturellen sowie religiösen Klima seiner Zeit gut vertraut ist, antizipiert er die wahrscheinliche Kritik an seinem Vorhaben, der er folgendermaßen begegnet:⁵

Darab werden sich onzweiffel auch etliche vngelernte verwãnte Theologi streüssen: das ich als ein kirchen diener/ mich solcher weltfreydiger/ schimpffiger/ fleischlicher matery vndernimm. De-

-
- 2 Beide Zitate Valentin Boltz: Publij Terentij Aphri sechs verteutschte Comedien/ auß eygen angeborner Lateinischen spraach/ auffs trewlichst transferiert. Tübingen: Ulrich Morhart, 1540 (VD16 T 500), Bl. A3a. Zur Terenz-Verdeutschung von Boltz vgl. Esther Laufer, Römische Komödien für den *gemeinen man*? Eine Typologie der deutschen Terenz-Übersetzungen des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Bernd Bastert/Manfred Eikermann (Hgg.), *Klassiker im Kontext: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Klassikerverdeutschungen in medialen Übersetzungsprozessen* (1470 bis um 1600). Tübingen 2026 [in Druckvorbereitung].
- 3 Boltz, *Comedien* (wie Anm. 2), Titelblatt.
- 4 Vgl. ebd., Bl. B2b.
- 5 Die spannungsreiche Pluralität um 1500 wird herausgearbeitet von Jan-Dirk Müller, *Erneuerungspathos und Pluralisierung. Renaissance, Humanismus und Reformation in ihren wechselseitigen Ansprüchen*. (Neue Perspektiven der Frühneuezeitforschung 1) Hannover 2019.

nen gib ich dise antwort: Das ich auß Virgilio/ Terentio/ Plauto vnd andern heiden/ hab das Lateinisch Euangelium lernern verstand, sacra ex prophanis, vnd drum nit jren glaub vnd leichtfertigkeit angenommen. Nun hat vns ye gott die freien künst durch die Heiden geben/ vnd welcher die künst verachtet/ der verachtet vnd verschmächt Gott selbs/ dann durch diese/ werden Gottes wunderwerck erkennt/ Was sind sie nun anders die gelerten heiden/ dann vnser knecht vnd diener/ die vns vor gearbeitet haben/ [...] Aber das ist das alt giff vnd pestilentzisch übel/ das wir Teütschen nie viel acht auff vnser mütterspraach gehabt haben/ wie sie gepflanzt vnd auff bracht wird, Die ja gleich jr facundiam vnd zier so wol hat/ als andere spraachen. Wer das erfahren wöll/ der besehe vnd lese den verteütschten Josephum/ Senecam/ Officia Ambr. vnd vil treffelicher authores: die der hochberedt man teutscher nation Doctor Caspar Hedio zû Straßburg/ verteutscht/ vnd in wunderbarlichen wolstandt teütscher zungen bracht hat, Darab werden auch vil stoltz gelerten murren/ vnd sagen/ es sey nit loblich/ das man alle ding also in teütsche spraach bring/ das Latein werd dadurch verachtet. Ich sag nein darzû, Es ist der Lateinischen spraach ein treffelicher rûm vnd hoher preiß/ das sie so hohe wunderparliche ding hinder jr verborgen hat gehan/ vnd macht vns teütschen/ das mir erst anfahren vnser eygen spraach regulieren vnd wolstellen.⁶

Boltz tritt unverkennbar für eine Synthese der antiken und christlichen Bildung ein, indem die römisch-paganen Klassiker den Zugang zur Bibel eröffnen. An der Hierarchie des Bildungsgutes lässt er keinen Zweifel, wie die Formel *sacra ex prophanis* eindringlich hervorhebt. Die römischen *heiden* werden zwar auf ihre historische Vermittlerrolle festgelegt, jedoch fungieren die freien Künste und darauf aufbauend die Sprachen als zentrale Erkenntnisinstrumente der *wunderwerck* Gottes. Dabei aber komme dem Lateinischen die Kontinuität zu, wohingegen das Deutsche sich gegen das „alt giff vnd pestilentzisch übel“ der Vernachlässigung durchsetzen müsse.⁷ Boltz

6 Boltz, Comedien (wie Anm. 2), Bl. A3a–A3b.

7 Im Kontext der Übersetzung römischer Dichter formuliert der katholische Gelehrte Gerhard Loricus in seinem Vorwort zu Jörg Wickrams *Metamorphosen*-Ausgabe, Mainz: Ivo Schöffer, 1545, den Stellenwert des Deutschen auf vergleichbare Weise, jedoch ohne die explizite positive Wendung, vgl. Georg Wickram, Sämtliche Werke, Bd. XIII, Teil 1: Ovids Metamorphosen. Hg. von Hans-Gert Roloff. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts 135) Berlin/New York 1990, S. 26: „Auch ist zu wissen/ das es unmöglich ist soliches Poeten unnd andere mit irer zier zu vertolmetschen. Dann die Teutsch sprach ist ghar unedel und Tölpichs/ ist aller edelen sprachen zier ohn/ Und also kann

stellt sich dieser entgegen und möchte – dieser Impetus ist selten und auch selten so deutlich artikuliert⁸ – der *müterspraach* zu einem äquivalenten Status verhelfen. Mit *müterspraach* erscheint hier ein früher Beleg des hochdeutschen Kompositums außerhalb der Schriften Luthers.⁹ Aus mehreren Gründen lässt sich der Begriff nicht übergehen: Um 1500 und während einer längeren, durch die Reformation geprägten Phase ist die Muttersprache in Hinblick auf ihre Wertigkeit sprachlich wie begrifflich umkämpft und diskursiv aufgeladen. So verzeichnet das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch zusammenfassend, dass das Deutsche einerseits eine Abwertung und andererseits eine „Propagierung für Poesie, Technik und Alltag“ erfahre; bei Luther dominiere die Sorge um Verständlichkeit.¹⁰ Boltz weicht diesem Diskurs keineswegs aus, beschreitet aber erneut den Weg der Synthese, indem das Deutsche nicht als unvereinbarer Gegenbegriff zum Lateinischen, sondern in einer Reflexion seiner Literaturfähigkeit erscheint, die am Lateinischen zu schulen und zu erreichen ist. Damit sieht er zugleich das Projekt der Übersetzung eines weltlichen Textes als gerechtfertigt. Boltz' Position entspricht der Bildungspraxis, die das Lateinische nicht ignorieren kann, weswegen er – wie erwähnt zielt die Ausgabe auf das Selbststudium¹¹ – die Vorteile der Nutzung beider Sprachen klar herausarbeitet. Die Vorrede der Terenz-Ausgabe adressiert grundsätzliche Elemente im Verhältnis von Latein und Deutsch, die auch vor dem oben definierten Zeitraum Gegenstand des Diskurses waren.

Denn um das Jahr 1000 unternimmt es Notker III. von St. Gallen, genannt Notker der Deutsche oder Notker Labeo, die *Consolatio phi-*

aber mal der unerfahren Ley sehen/ das solich bücher nicht sunder ursach inn den Schulen gelesen werden.“

8 Vgl. Müller, Erneuerungspathos (wie Anm. 5), S. 30.

9 Die Verwendung durch Boltz ist der Erstbeleg im Untersuchungsmaterial bei William Jervis Jones, Sprachhelden und Sprachverderber: Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750). (Studia Linguistica Germanica 38) Berlin/New York 1995, S. 25. Zur Wortgeschichte des Begriffes ‚Muttersprache‘ unter Berücksichtigung des Lateinischen vgl. Claus Ahlzweig, Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen 1994, S. 26–38.

10 Vgl. Art. „muttersprache“, in: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch online, Stand 03.03.2024. http://www.fwb-online.de/go/muttersprache.s.1f_1709447382 [30.09.2024], Zitat ebd. Vgl. Ahlzweig, Muttersprache (wie Anm. 9), S. 51–53.

11 Vgl. Boltz, Comedien (wie Anm. 2), Bl. A2b: „dann nur allein das sich die armen schülerlin/ so nit allwegen mögen interpretes haben/ darin selbs treiben vnd üben mögen/ vnd wort auff wort/ Cola auff Cola/ Comata auff Comata/ Periodos auff Periodos applicieren vnd vergleichen mögen.“

losophiae des Boethius zu übersetzen. In einem Brief an Bischof Hugo von Sitten reflektiert Notker seine Übersetzungstätigkeit und ordnet sein Projekt ein. Die dargelegte Programmatik findet viel Beachtung in der Forschung, die den Brief zurecht als „ein literaturtheoretisches Dokument ersten Ranges“ versteht.¹² Notkers Ausführungen lauten:

Artibus autem illis, quibus me onustare vultis, ego renuntiavi, neque fas mihi est, eis aliter quam sicut instrumentis frui. Sunt enim ecclesiastici libri – et praecipue quidem in scholis legendi –, quos impossibile est, sine illis praelibatis ad intellectum integrum duci. Ad quos dum accessum habere nostros vellem scolasticos, ausus sum facere rem paene inusitatam, ut latine scripta in nostram *linguam* conatus sim vertere [...] Quod dum agerem in duobus libris Boethii, – qui est de consolatione Philosophiae et in aliquantis de sancta trinitate –, rogatus *sum*, et metrice quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere, Catonem scilicet ut Bucolica Virgilii et Andriam Terentii. Mox et prosam et artes temptare me vulerunt, et transtuli Nuptias Philologiae et Categorias Aristotelis et Periermenias et principia arithmeticae. Hinc reversus ad divina totum Psalterium et interpretando et secundum Augustinum consummavi [...] Horum nescio, an aliquid dignum sit venire in manus vestras. [...] Scio tamen, quia primum abhorrebitis quasi ab insuetis, sed paulatim forte incipient se commendare vobis, et praevaleritis ad legendum et ad dinoscendum, quam cito capiuntur per patriam linguam, quae aut vix aut non integre capienda forent in lingua non propria.¹³

12 Vgl. den Kommentar in Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800–1150. Hg. von Walter Haug und Benedikt Konrad Vollmann. (Bibliothek des Mittelalters 1) Frankfurt am Main 1991, S. 1224, Zitat ebd.; Nikolaus Henkel, Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Mit einem Verzeichnis der Texte. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 90) München/Zürich 1988, S. 76–77.

13 Kritisch edierter Text aus Ernst Hellgardt, Notkers des Deutschen Brief an Bischof Hugo von Sitten, in: Klaus Grubmüller (Hg.): Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. [Hans Fromm zum 26. Mai 1979 von seinen Schülern.] Tübingen 1979, S. 169–192, hier S. 172–173. Übersetzung in Haug/ Vollmann, Frühe deutsche Literatur (wie Anm. 12), S. 263–265: „Auf jene Wissenschaften aber, auf welche ich nach Eurem Willen das Hauptgewicht legen sollte, habe ich verzichtet, und ich habe kein Recht, sie anders denn als Hilfsmittel zu benutzen. Es ist nämlich unmöglich, die kirchlichen Bücher – und vor allem diese müssen in der Schule gelesen werden – einem vollen Verständnis zuzuführen, ohne daß man jene vorerst durchgearbeitet hat. Da ich möchte, daß unsere Schüler zu jenen Hilfsmitteln Zugang hätten, habe ich es gewagt, etwas bis dahin so gut wie Unübliches zu tun:

Im Vergleich mit Boltz sind die Gemeinsamkeiten augenfällig: Nicht nur hat auch Notker die Schüler und ihren Zugang zu lateinischer Bildung fest im Blick, sondern auch in Notkers Didaktik sollen schließlich *sacra ex prophanis* gewonnen werden, indem deutsche Übersetzungen ein lateinisches Grundstudium ermöglichen, sodass in einem nächsten Schritt die Lektüre der kirchlichen Bücher beginnen kann. Das außergewöhnliche Vorhaben (*rem paene inusitatam*) zielt insgesamt darauf, das richtige Verstehen (*ad intellectum integrum*) der kirchlichen Bücher und davor der Schultexte zu gewährleisten, für das die Volkssprache als „Medium der Verständnishilfe“¹⁴ essentiell wird, wie vor allem der letzte Satz des obigen Textzitates zeigt. Notkers Übersetzung der *Consolatio philosophiae* hat den lateinischen Text als Ausgangs- und Zieltext, da dieser nicht in eine eigenwertige deutsche Übersetzung transferiert wird; die Übersetzung verweist durch eingelassene Kommentare auf den lateinischen Text zurück, womit sie kontinuierlich auf diesen bezogen bleibt.¹⁵ Auch wenn

ich versuchte, lateinische Schriften in unsere Sprache zu übersetzen [...] Während ich dies anhand von zwei Büchern des Boethius unternahm – der über den Trost der Philosophie und Bedeutendes über die Hl. Dreifaltigkeit geschrieben hat – wurde ich gebeten, auch einige Schriften in gebundener Form in ebendiese Sprache zu übersetzen, nämlich den *Cato*, die *Bukolika* des Vergil und die *Andria* des Terenz. Bald wollte man auch, daß ich mich an Prosastücken und an der Artesliteratur versuchen sollte, und so habe ich die *Hochzeit der Philologie*, des Aristoteles *Kategorien* und *Perihermeneias* sowie die *Principia arithmeticae* übertragen. Dann kehrte ich zu geistlichen Werken zurück und vollendete den ganzen Psalter, wobei ich ihn erklärte und nach Augustinus auslegte. [...] Ich weiß nicht, ob einiges davon wert ist, in Eure Hände zu gelangen. [...] Ich weiß aber, daß Ihr zunächst als vor etwas Ungewohntem zurückschrecken werdet, aber nach und nach werden sie Euch wohl für sich gewinnen, und Ihr werdet sie um so lieber lesen und verstehen, als man ja mithilfe der Muttersprache etwas schnell erfaßt, was in einer fremden Sprache kaum oder nicht völlig zu begreifen ist.“

- 14 Stefan Sonderegger, Latein und Althochdeutsch. Grundsätzliche Überlegungen zu ihrem Verhältnis, in: Harald Burger/ Elvira Glaser (Hgg.), *Germanica selecta. Ausgewählte Schriften zur germanischen und deutschen Philologie*. Tübingen/ Basel 2002, S. 319–331, Zitat S. 328. Vgl. Christine Hehle, *Boethius in St. Gallen. Die Bearbeitung der ›Consolatio Philosophiae‹ durch Notker Teutonicus zwischen Tradition und Innovation*. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 122) Tübingen 2002, S. 60–62; Norbert Kössinger, *Brief an Bischof Hugo von Sitten*, in: Jessica Ammer/Andreas Nievergelt (Hgg.), *Notker der Deutsche. Die Lehrschriften. Lateinisch – Althochdeutsch – Neuhochnochdeutsch*. (Monasterium Sancti Galli 10) Basel 2024, S. 9–21, hier S. 13.
- 15 Vgl. Sonderegger, Latein und Althochdeutsch (wie Anm. 14), S. 328; Henkel, *Schultexte* (wie Anm. 12), S. 85; Dieter Kartschoke, *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. (Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter 1; dtv 30777) 3., aktualisierte Aufl. München 2000, S. 197–198.

Notker „eine neue Wissenschaftssprache und eine mit künstlerischem Feingefühl gehandhabte deutsche Literatursprache“¹⁶ in seinem Werk etabliert, entsteht diese nur aufgrund der produktiven Wechselwirkungen von Latein und Deutsch, die für den gesamten, hier fokussierten Zeitraum Geltung beansprucht. Das zeigen die Beispiele, die mit der Aufzählung von teilweise denselben Autoren – darunter antike Größen wie Vergil und Terenz – die Literaturfähigkeit des Deutschen auf sakrale, philosophische, historische, belehrende und literarische Texte ausdehnen.

Die Gemeinsamkeiten von Boltz und Notker gehen zwar über reine Topik hinaus, jedoch stehen beide in unterschiedlichen Kontexten. Notker formuliert seine Ansprüche als singuläre, aber sehr gewichtige Stimme, aus der die „kulturelle[] Spannung“¹⁷ zwischen der Exklusivität lateinischer Bildung und dem entsprechenden Bildungsdefizit der illiteraten Laien zu hören ist; gleichwohl war die Volkssprache für den Sprachunterricht und damit den Zugang zur Bildung von Beginn an unverzichtbar, wie das Projekt oder vielmehr didaktische Programm Notkers deutlich unterstreicht, das dem Deutschen einen Eigenwert zuspricht.¹⁸ Die Eigenwertigkeit des Deutschen ist das zentrale Verbindungsglied zum 16. Jahrhundert: Nicht nur wurde in den Jahrhunderten zwischen Notker und Boltz gegen die Geringerschätzung des Deutschen kontinuierlich gearbeitet, sondern der Stellenwert und das Potential der Volkssprache rücken im Humanismus in den Fokus.¹⁹ Für Boltz stellt sich die Lage demzufolge komplett anders dar, wenn er sich mit seiner Vorrede in eine bereits laufende und breite Diskussion einschaltet, in die zusätzlich die Reformation einbricht. Der Akzent liegt längst nicht mehr nur auf der Volkssprache als Vermittlungsmedium der Bildungsinhalte, sondern ebenso auf der Sorge um das Lateinische, das durch abnehmende Kultur – verstanden aus lat. *colere*, da es in der Tat nach den Wortbedeutungen

16 Kartschoke, Geschichte (wie Anm. 15), S. 198.

17 Haug/Vollmann, Frühe deutsche Literatur (wie Anm. 12), S. 1018. Auch Kartschoke, Geschichte (wie Anm. 15), S. 197, ordnet Notker ein als „eine Ausnahmeerscheinung in der gesamten älteren Geschichte der deutschen Literatur.“

18 Vgl. Klaus Grubmüller, ›Deutsch‹ an der Wende zur Neuzeit, in: Walter Haug (Hg.), Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze. (Fortuna Vitrea 16) Tübingen 1999, S. 263–285, hier S. 271f.

19 Vgl. ebd. Freilich lassen sich die Positionen zum Deutschen zwischen ungefähr 1450 und 1550 hier nicht erschöpfend darstellen; auch Grubmüller, ebd., S. 263, konstatiert, dass es für die Erarbeitung des Themas eigentlich eines Buches bedarf.

um das Pflegen, Bilden, Bewohnen und fruchtragende Bearbeiten sowie das (heilige) Verehren geht²⁰ – ‚in Bedrängnis‘ geraten könne, sobald das Deutsche in diesem Sinne an Kultur gewinnt. Diese Punkte adressiert Boltz in seiner Vorrede, indem er auf das Murren der *vil stoltz gelerten* gegen die Verwendung des Deutschen und ihre ungerechtfertigte Behauptung, *das Latein werd dardurch verachtet*, ablehnend antwortet (*Ich sag nein darzû*). Dass diese Akzentverschiebung hier summarisch dargestellt werden kann, verdankt sich der Forschung zum (deutschen) Humanismus: Wie die produktive Humanismus-Diskussion der letzten 20 bis 30 Jahre als entscheidendes Ergebnis herausgestellt hat, verschieben sich im Vergleich zum frühen und hohen Mittelalter die Schwerpunkte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts und erneut im 16. Jahrhundert.

Denn in welchem Verhältnis Latinität und Volkssprache zu sehen seien, bestimmt die Forschung durchaus unterschiedlich: Ernst Robert Curtius setzt das klassische, in seiner Nachfolge das Mittellatein und insgesamt die *latinitas* gleichsam absolut, da diese allein einen „universalen Standpunkt“ gewähre, zumal ohne sie „die volkssprachlichen Literaturen des Mittelalters unverständlich“ blieben.²¹ Diese Position verbindet Curtius zusätzlich mit der Behauptung, dass die deutsche Literatur „von allen sogenannten Nationalliteraturen als Ausgangs- und Beobachtungsfeld für europäische Literatur“ die ungeeignetsten Ansätze biete.²² Wenngleich diese Herangehensweise den Majoritätsverhältnissen in der Literatur des Mittelalters entspricht und es ebenso zutrifft, dass die lateinische Antike und später christliche Antike sowie die mittellateinische Literatur die Grundlagen für das Verstehen der Texte des Mittelalters schaffen, wären bei einer derartigen Absolutsetzung der Eigenwert volkssprachiger Texte, deren Kontexte und intertextuelle Verflechtungen verkannt und auf eine Einbettung in lateinische Kontexte unzulässig verengt. Nicht zuletzt deswegen erfährt diese Verabsolutierung einigen Widerstand, beispielsweise durch Hanns Fischer, der sich um eine angemessene Bewertung des Verhältnisses von Latein und Deutsch und eine Syn-

20 In ähnlicher Auslegung bei Karlheinz Stierle, *Philologie – die Mitte der Literaturwissenschaft*, in: Ders. (Hg.), *Das lebendige Wort. Begegnungen mit der Antike*. (Rombach Wissenschaft: Paradeigmata 60) Baden-Baden 2020, S. 283–299, hier S. 299.

21 Vgl. Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Tübingen/Basel 11. Aufl. 1993, S. 9.

22 Vgl. ebd., S. 21.

these mit Curtius' Ansatz bemüht, indem er die „Stellung unserer deutschen Literatur im Koordinatensystem des lateinischen Mittelalters [...] [und] wesentlich erscheinender Punkte und Strecken der Berührung zwischen lateinischer und deutscher Literatur“ bestimmt, ohne die bei Curtius aufgezeigten Rahmenbedingungen zu missachten.²³ Auch Hans Robert Jauß bezieht mehrfach Position gegen Curtius, indem er sowohl eine ‚Entpflichtung von der Mühe des historischen Verstehens‘ als auch eine prototypische Ausrichtung auf das ‚Nachleben der Antike‘ in dessen Ansatz erkennt, der jede literarische Eigenleistung und -wertigkeit geopfert werden, wodurch insbesondere volkssprachige Literaturen auf ein epigonales Verwalten des klassischen Erbes reduziert seien.²⁴ In solchen Widerständen will Earl Jeffrey Richards ein Missverständnis gegenüber dem Ansatz Curtius' erkennen, da dieser „weder die Tradition noch die Kontinuität verabsolutiert oder hypostasiert, sondern immer als historisches Fluidum, als ein flexibel zu handhabendes Erbe, eine Reichweite von kreativen Möglichkeiten, die absolut keinen Zwang ausübt, betrachtet.“²⁵ Wie auch immer man sich zu Curtius positioniert, bleibt sein Ansatz, um hier mit Walter Haug zu sprechen, „eine Herausforderung an den Mediävisten“ und damit eine Anregung zu dem skizzierten Wider-

23 Vgl. Hanns Fischer, Deutsche Literatur und lateinisches Mittelalter, in: Ingeborg Glier/Gerhard Hahn/Walter Haug/Burghart Wachinger (Hgg.), *Werk – Typ – Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur*. Stuttgart 1969, S. 1–19, Zitat S. 2.

24 Vgl. Hans Robert Jauß, *Literaturgeschichte als Provokation*. (Edition Suhrkamp 418) Frankfurt am Main 1970, S. 13–14, 19 u. 153–154; ders., *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 955) Frankfurt am Main 21997, S. 687–688 u. 792. An dieser Stelle sei außerdem an eine Studie erinnert, die sich im Gegensatz zu Curtius dem typologischen Denken im Mittelalter öffnet und einen sprach- wie literaturübergreifenden Ansatz verfolgt: Hans H. Glunz, *Die Literaturästhetik des europäischen Mittelalters*. Wolf-ram, Rosenroman, Chaucer, Dante. Frankfurt am Main 1963 (Erste Aufl. Bochum 1937). Diese Studie wurde von Curtius „in den Schatten gerückt[]“, beklagt Friedrich Ohly, *Halbbiblische und außerbiblische Typologie*, in: Ders. (Hg.), *Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung*. Darmstadt 1977, S. 361–400, hier S. 382, mit Anm. 50, Zitat ebd.

25 Earl Jeffrey Richards, *E.R. Curtius' Vermächtnis an die Literaturwissenschaft. Die Verbindung von Philologie, Literaturgeschichte und Literaturkritik*, in: Walter Berschin/Arnold Rothe (Hgg.): *Ernst Robert Curtius: Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven*. Heidelberger Symposium zum hundertsten Geburtstag 1986. Heidelberg 1989, S. 249–269, hier S. 255–256.

stand, der sich schließlich als forschungsgeschichtlich relevanter Impuls herausstellt.²⁶

In der germanistischen Mediävistik erfuhren die vielfältigen Wechselwirkungen von Latein und Volkssprache vor über 30 Jahren mit dem Regensburger Colloquium ‚Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500‘ (1988) unter der Leitung von Nikolaus Henkel und Nigel Palmer umfangreiche Positionsbestimmungen.²⁷ Anhand eines umfangreichen Forschungsüberblickes werfen Henkel und Palmer in ihrer Einleitung verschiedene Fragestellungen auf, die bis heute wegweisend geblieben sind: So stehen „Fragen nach dem geistigen Rahmen mittelalterlicher Kultur, nach hermeneutischen Prinzipien und Denkformen und deren Begründung“ neben Fragen zur Poetik deutscher Texte des Mittelalters, überlieferungsorientierten oder bildungsgeschichtlichen Ansätzen sowie Fragestellungen zum Übersetzen, um nur einige Beispiele zu nennen.²⁸ Henkel und Palmer ist eine Aufarbeitung des Gegenstandsbereichs und des Forschungsspektrums gelungen, die seitdem, soweit ich sehe, nicht mehr in dieser Ausführlichkeit erreicht wurde, weswegen weiterhin das Desiderat eines aktualisierten, kommentierten Forschungsüberblickes besteht, der zeitlich dort anschließt und bis in die Gegenwart fortbesteht. Angesichts der Vielzahl der verschiedenen Projekte gerät die Herstellung einer solchen Durchsicht zur Herkulesaufgabe, zumal insbesondere in den letzten zehn Jahren das Verhältnis von Latein und Deutsch eine verstärkte Aufmerksamkeit erhielt.

Die Rezeption der Antike vom 15. bis zum 16. Jahrhundert und der sprachliche, bildliche und allgemein mediale Transfer in die Volkssprache wurde an Vergils *Aeneis*²⁹, an Suetons *Kaiserviten*³⁰, an

26 Vgl. Walter Haug, *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter*. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. 1992, S. 1, Zitat ebd.

27 Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer (Hgg.), *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500*. Regensburger Colloquium 1988. Tübingen 1992.

28 Vgl. Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer: Zum Rahmenthema des Regensburger Colloquiums: Ein Forschungsbericht, in: ebd. (wie Anm. 27), S. 1–18, Zitat S. 4.

29 Julia Frick, Thomas Murners *Aeneis*-Übersetzung (1515). Lateinisch-deutsche Edition und Untersuchungen. 2 Bde. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 149) Wiesbaden 2019. Vgl. auch den Beitrag von Julia Frick in diesem Band.

30 Kerstin Brix, Sueton in Straßburg. Die Übersetzung der *Kaiserviten* durch Jakob Vielfeld (1536). (Spolia Berolinensia: Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit 36) Hildesheim 2017.

Ciceros *De officiis*³¹, an Boethius' *Consolatio philosophiae*³² und in übergreifenden Studien³³ untersucht sowie in Editionen verfügbar gemacht. Weiterführendes und zugleich Bestandsaufnahmen bieten umfangreiche Vorhaben wie das Forschungsnetzwerk „Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)“, dessen Ergebnisse und Perspektiven in einem Band gebündelt sind,³⁴ oder das Projekt „Klassiker im Kontext: Zur Funktionsweise medialer Transferprozesse am Beispiel frühneuzeitlicher Klassikerverdeutschungen (ca. 1460/70 bis ca. 1580/1600)“³⁵. Das

-
- 31 Jessica Ammer, *Der deutsche Cicero. Untersuchungen zu Ciceros »De Officiis« in der Rezeption des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nebst Edition der ersten deutschen Übersetzung*. (Super alta perennis: Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 21) Göttingen 2020.
- 32 Daniela Mairhofer/Agata Mazurek, *Der »Oxford Boethius«. Studie und lateinisch-deutsche Edition*. (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit 58) Berlin 2020. Vgl. auch den Beitrag von Agata Mazurek in diesem Band.
- 33 Catarina Zimmermann-Homeyer, *Illustrierte Frühdrucke lateinischer Klassiker um 1500. Innovative Illustrationskonzepte aus der Straßburger Offizin Johannes Grünigers und ihre Wirkung*. (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 36) Wiesbaden 2018.
- 34 Regina Toepfer/Johannes Klaus Kipf/Jörg Robert (Hgg.), *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)*. (Frühe Neuzeit: Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 211) Berlin/Boston 2017.
- 35 Bastert/Eikermann, *Klassiker im Kontext* (wie Anm. 2). Vgl. die bereits verfügbaren Ergebnisse bei Manfred Eikermann, *Cicero »Von den tugendsamen ämptern«. Textpräsentation und Autoridentität in Johanns von Schwarzenberg »De officiis«-Übersetzung (1517–1520/1531)*, in: Nicole Eichenberger/Eckart Conrad Lutz/Christine Putzo (Hgg.): *Bücher und Identitäten. Literarische Reproduktionskulturen der Vormoderne*. Überstorfer Colloquium 2016. Wiesbaden 2020, S. 233–252 u. 7 Abb.; ders., *des aller sinnreichsten Poeten Metamorphosis*. Sprachliche und mediale Adaptationsstrategien in den deutschen Antikenübersetzungen der Frühen Neuzeit, in: *Frühmittelalterliche Studien* 53 (2019), S. 369–382 u. Tafel XXV–XXVII; Daniel Pachurka/Arne Schumacher, *Verenderung der Gestalten*. Das Buchkonzept von Jörg Wickrams Ausgabe der ‚Metamorphosen‘ Ovids (1545) im Spiegel der Götterdarstellung, in: ebd., S. 383–401 u. Tafel XXVII–XXX; Manfred Eikermann/Arne Schumacher, *Paratexte in der Klassiker-Rezeption*. Zum experimentellen Textstatus der spätmittelalterlichen deutschen Übersetzungen der *Consolatio Philosophiae* des Boethius, in: Michael Bernsen/Elmer Eggert/Angela Schrott (Hgg.): *Historische Sprachwissenschaft als philologische Kulturwissenschaft*. Festschrift für Franz Lebsanft zum 60. Geburtstag. Göttingen 2015, S. 545–565; Bernd Bastert, *Wissenschaft und Fastnachtspiel*. Die Komödien des Terenz zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit, in: Elke Huwiler/Elisabeth Meyer/Arend Quak (Hgg.): *„Wat nyeus verfraeyt dat herte ende verlicht den sin“*. Studien zum Schauspiel des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Festschrift für Carla Dauven-van Knippenberg zum 65. Geburtstag. (Sonderheft Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 75) Leiden/Boston 2015, S. 172–195.

Projekt „Natura‘ als kosmische und politische Ordnungsinstanz bei Alanus ab Insulis und in der lateinischen sowie volkssprachlichen Rezeption“ untersucht den diskursiven und konzeptuellen Niederschlag der *Natura* des Alanus, womit es über reine Quellen- und Traditionsbetrachtung hinausgeht.³⁶ Das Erfassungs- und Datenbankprojekt „Online-Repertorium der mittelalterlichen deutschen Übertragungen lateinischer Hymnen und Sequenzen (Berliner Repertorium)“, dessen Grenze das Jahr 1600 darstellt, beschreibt Vorlagen, Verdeutschungen und Handschriften bzw. Textzeugen, womit es umfangreiches Material verfügbar macht.³⁷ Freilich stellt diese Aufzählung nur einen Ausschnitt dar – viele weitere Studien und Projekte wären zu nennen. Die sich abzeichnende Breite der Forschung und ihre Ergebnisse machen evident, dass die germanistische Mediävistik das Verhältnis von Latein und Volkssprache weiterhin mit neuen Ansätzen diskutieren sowie den betrachteten Zeitraum bis 1600 erweitern muss.

Latein und Deutsch sind kulturelle und sprachliche Gegebenheiten, ihre vielschichtigen Beziehungen „ein Kernbestandteil mittelalterlicher Kultur und Sprachwahrnehmung“, deren Anerkennung unmittelbar relevant ist.³⁸ Eine angemessene Reaktion auf die Forschungsdiskussion stellt daher eine Frage dar, die Peter Stotz mit Blick auf die christlich-lateinische Sprachsphäre des Mittelalters in methodisch wirksamer Weise formuliert hat: Man sollte nicht fragen, wie weit die Latinität Einfluss hatte, sondern vielmehr danach, welche Bereiche überhaupt von ihr unberührt blieben.³⁹ Die relative Einheit der lateinischen und volkssprachigen Sphären in der Literaturlandschaft des Mittelalters ist nicht ernsthaft infrage zu stellen. Das ist der Grund, warum Notker und Boltz einen vergleichbaren Arbeitshorizont abstecken und warum mit einem Abstand von 500

36 Frank Bezner/Beate Kellner (Hgg.), *Alanus ab Insulis und das europäische Mittelalter*. Unter Mitarbeit von Magdalena Butz und Alexandra Urban. Paderborn 2022.

37 Das Projekt wurde geleitet von Andreas Kraß. Homepage des Berliner Repertoriums: <https://repertorium.sprachen.hu-berlin.de/page/home.html> [14.11.2024].

38 Vgl. Christine Putzo, Mehrsprachigkeit im europäischen Kontext. Zu einem vernachlässigten Forschungsfeld interdisziplinärer Mediävistik, in: Michael Balduhn/Christine Putzo (Hgg.): *Mehrsprachigkeit im Mittelalter. Kulturelle, literarische, sprachliche und didaktische Konstellationen in europäischer Perspektive. Mit Fallstudien zu den ›Disticha Catonis‹*. Berlin/New York 2011, S. 3–34, Zitat S. 3.

39 Vgl. Peter Stotz, *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters*. Bd. I: Einleitung, lexikologische Praxis, Wörter und Sachen, Lehnwortgut. (Handbuch der Altertumswissenschaft, 2. Abt., 5. Teil, 1. Bd.) München 2002, § 14.4, S. 46.

Jahren die Reflexionen über die Literaturfähigkeit der Volkssprache, die Boltz *mutterspraak* und Notker ‚sehr lateinisch‘ *patria lingua*, also eigentlich ‚Vatersprache‘ nennt, ähnlich ausfallen.⁴⁰ Beide Reflexionen repräsentieren Konkretionen eines „Jahrhunderte übergreifenden *Lernzusammenhang[s]*“, als der das lateinische Europa des verlängerten Mittelalters bis 1600 beschrieben werden muss.⁴¹ Denn einen Einblick in diesen Lernzusammenhang und damit in die kulturelle Substanz Europas gewährt der „Regungsherd seiner Sprachen“⁴², aus denen mit dem Lateinischen der wesentliche Kulturträger erscheint, der jedoch im Mittelalter durch die deutsche Volkssprache vielseitig ergänzt und herausgefordert wird.

Dieser Lernzusammenhang und die Forschungsdiskussion, die sich hier weder komplett darstellen noch entscheiden lässt, wirken sich auf mehreren Ebenen auf den vorliegenden Band aus:

I. Das dualistische Paar Latein-Deutsch ist komplex und über die bloße Wahl einer Sprache hinaus wie auch mit vielfältigen Kontexten zu denken. Beide Sprachen erweisen sich innerhalb des gesetzten Zeitraums weniger als Alternativen, sondern vielmehr als ein produktives In- und Miteinander, wie es auch die Zeitgenossen erkannt haben und das weiterführende Fragestellungen berücksichtigen müssen.

II. Die Texte arbeiten sowohl auf der Mikro- als auch Makroebene, die es mitsamt ihren Interaktionen in den Blick zu nehmen gilt. Während in einigen Texten einzelne Begriffe im Vordergrund stehen, beispielsweise Tugenden, theologische oder philosophische Begriffe, hinter denen wiederum eigene Konzepte aufscheinen, erarbeiten andere Texte poetische Techniken, womit sie am poetologischen Diskurs teilhaben. In gleicher Weise zielen die Texte auf europäische Diskurse wie den Liebesdiskurs oder beteiligen sich an europäisch

40 Der Begriff ‚Vatersprache‘ für das Lateinische wurde von Wolfram von den Steinen, *Der Kosmos des Mittelalters*. Von Karl dem Großen zu Bernhard von Clairvaux. 2., durchgesehene und um eine Nachschrift vermehrte Aufl. Bern/ München 1967, S. 120, in die Wissenschaft eingeführt. Zu den teilweise nicht unproblematischen Implikationen dieses Begriffs vgl. Thomas Haye, *Die Periodisierung der lateinischen Literatur des Mittelalters – literaturwissenschaftliche Meistererzählungen als axiomatische und narrative Muster der Objektkonstitution und Strukturbildung*, in: Frank Rexroth (Hg.): *Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen*. (Historische Zeitschrift, Beihefte N.F. 46) München 2007, S. 43–55, hier S. 50.

41 Vgl. Peter Sloterdijk, *Der Kontinent ohne Eigenschaften. Lesezeichen im Buch Europa*. Berlin 2024, S. 64–66, Zitat S. 66.

42 Ebd., S. 63.

geführten Auseinandersetzungen, indem beispielsweise die Rolle der Sprache(n) oder der Kontakt von Latein und Volkssprache reflektiert wird. Die in Hinblick auf Quantität und Universalität bestimmende Position der lateinischen Literatur setzt den Vergleichshorizont für die Frage, auf welche Weise sich die Volkssprache Neues erschließt und in die Diskurse einschreibt.

III. Die Berücksichtigung von Materialität und Medialität ist ein grundlegendes Paradigma. Indem Glossierungen, Bebilderung, Diagramme, semantisch wirksame (An-)Ordnungen von Texten in Überlieferungsträgern, Fassungen und Varianz, Seitenaufbau, Sammlungen und Mitüberlieferung sowie in Verbindung damit Zwei- oder Mehrsprachigkeit einerseits als Materialisierung der Mikro- und Makroebene bedeutsam werden und andererseits eine Perspektive auf umfangreiche Kontexte – beispielsweise Besitz und Zirkulation von Handschriften und Drucken, Schichten von Bearbeitung, Traditionen, Produktion und Rezeption – eröffnen, stellt die Erschließung und Auswertung der Überlieferung eine Aufgabe dar, der sich weiterführende Forschungen kaum entziehen können.

IV. Die literarischen Prozesse, die zwischen 1100 und 1600 stattfinden, verlaufen keineswegs linear. In ihnen treten verschiedene Interessen, Wissensbestände, soziale Gruppen, Einzeltexte und -personen, Bedürfnisse, punktuelle Anlässe und kontinuierliche Strömungen zu einer Gemengelage zusammen, die stets nach Differenzierung verlangt. Es kommt demnach auf die Identifizierung der Konvergenz- und Divergenzpunkte an, die sich aus bzw. in dem Spannungsfeld von Latein und Deutsch entwickeln und immer wieder neu ergeben.

Diese Parameter konstituieren den Rahmen für die Beiträge, innerhalb dessen sie das komplexe und dynamische Verhältnis der Sprachen und Literaturen sichtbar machen.⁴³

Im ersten Beitrag des Bandes plädiert Julia Frick sowohl für eine Neubewertung der deutsch-lateinischen Transfer- und Adaptationsprozesse als auch eine systematische Erfassung der damit in Zusammenhang stehenden Phänomene, womit zwei Leerstellen der Forschung adressiert werden. Anhand einer exemplarischen Textauswahl,

43 Einen Überblick über die Beiträge gibt Caroline Fußbach, Tagungsbericht zum Workshop „Latein und Deutsch zwischen 1100 und 1600. Internationales Arbeitsgespräch und interdisziplinäre Forschungsperspektiven“ an der Ruhr-Universität Bochum, 24.–25. Juni 2021, in: *Mittelalter: Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* (28. September 2021); DOI: <https://doi.org/10.58079/rh9i> [31.12.2024].

die zugleich die Paradigmen der Prozesse freilegt, wird die Umkehr einer in der Forschung bisher zu einseitig perspektivierten Frage- und Denkrichtung sowie eine breite Materialbasis plausibel gemacht: So kann der Beitrag eine neue Heuristik entwickeln, die gerade nicht mehr allein von der lateinischen Sprache und Literatur als Grundmuster ausgeht, sondern die Innovationskraft des Deutschen angemessen in die Formulierung neuer Fragestellungen einbezieht. Diese Rekursivität kann in Hinblick beispielsweise auf material-mediale Gebrauchskontexte, narratologische Konzepte oder diskursive, lateinisch-deutsche Spannungsfelder eine eigene und produktiv wirksame Geltung beanspruchen.

Im Anschluss verfolgt Claudia Wittig die Wirkungsgeschichte von Ciceros *De officiis* im Hochmittelalter, wobei nicht nur die deutsche, sondern auch vergleichend die französischsprachige Rezeption sowie die handschriftliche Überlieferung im Fokus stehen. Neben *De inventione* ist *De officiis* das am meisten rezipierte Werk Ciceros im Mittelalter. Entsprechend sind die Adaptationen und Rezeptionen relevanten Veränderungen in der Wissenskultur, den Rezipientenkreisen und Ansprüchen an die Tugendbelehrung ausgesetzt, die der Beitrag für die Kontextualisierung des Werkes nutzt. Dem *Moralium dogma philosophorum* kommt als Rezeptionsstufe und in der Vermittlung von *De officiis* eine besondere Rolle zu, die an den verschiedenen Bearbeitungen greifbar wird: Als Werk aus der Zeit der frühen Scholastik erweist es sich als auf die mittelalterlichen Bedürfnisse abgestimmt, indem es die ciceronische Schrift einerseits selektierend auswertet – so tritt die Bedeutung des Redners in den Hintergrund – und andererseits vom Prestige der Vorlage profitiert. Dadurch wird es selbst zur Keimzelle einer Reihe von volkssprachigen Bearbeitungen und/oder Übersetzungen, beispielsweise des *Tugendspiegels* Wernhers von Elmendorf, des *Welschen Gastes* Thomasins von Zerklare oder der *Moralités des philosophes*, denen es insgesamt um einen Anwendungsbezug der Moralphilosophie geht.

Wie sich der intertextuelle und interlinguale ‚Schlagabtausch‘ im Liebesdiskurs gestaltet, der in den *Carmina Burana* fassbar wird, untersucht Tanja Mattern. Als wichtigste und umfangreichste Sammlung weltlicher lateinischer Lyrik enthält der Codex Buranus ca. 50 mittelhochdeutsche Strophen, die in lateinische Lieder systematisch integriert sind; daneben liegen einige Lieder mit Sprachmischung vor. Die planvolle Anlage der Handschrift belegt die weitreichende Minne-

sang-Kenntnis der Redaktoren, die deutsche und lateinische Texte und damit zwei unterschiedliche Liebeskonzeptionen und -traditionen miteinander konfrontieren, was nach einer korrespondierenden Forschungsperspektive verlangt, die hier bedient wird. Das sich offenbarende Spektrum von Zuspitzungen, Kontrastierungen, Gattungsinterferenzen und poetologischem Spiel ergründet der Beitrag anhand einer detailreichen Diskussion ausgewählter Lieder. Der vielschichtige *ludus* wird dabei als Leitbegriff identifiziert.

Nach dieser Untersuchung der Liebeslyrik wendet sich Maximilian Wick der mittelalterlichen Alexanderdichtung zu. Neben der lateinisch verfassten und sehr wirkmächtigen *Alexandreis* Walters von Châtillon stehen der mittelhochdeutsche Alexanderroman Ulrichs von Etzenbach sowie der Alexander-Teil in der *Weltchronik* Heinrichs von München im Fokus. Der Beitrag arbeitet heraus, dass die lateinischen und deutschen Texte in einem dichten intertextuellen Geflecht zu sehen sind, das auch auf Werke beispielsweise des Alanus ab Insulis oder das Nicodemus-Evangelium intensiv zugreift. Dieses Verfügungspotential kommt besonders in der Unterweltsepisode zum Ausdruck, die sich als Kulminationspunkt intertextueller und diskursiver Einflüsse, aber ebenso Raum für Akzentverschiebungen und neue Montagen erweist: So reduziert Ulrich von Etzenbach den Anteil der allegorischen Figur und Göttin Natura, die in der *Alexandreis* noch als zentrale kosmische Macht auftrat, konfiguriert im Gegenzug jedoch einen intertextuell bestimmten Alexander, der stärker in Christustnähe gerückt wird; in der *Weltchronik* erscheint die Brisanz der Episode hingegen abgeschwächt.

Der forschungsgeschichtlich ausgerichtete Beitrag von Linus Ubl untersucht anhand der lateinischen und deutschen Schriften Dorotheas von Montau, Meister Eckharts und Mechthilds von Magdeburg die Hauptlinien der Forschung zu geistlicher Literatur, die sich innerhalb der letzten drei Jahrzehnte ausmachen lassen. Insbesondere die editorische Erschließung und Erforschung sowohl der deutschen als auch lateinischen Texte trägt zu einer produktiven Historisierung sowie Entgrenzung der nationalphilologischen Perspektiven bei. Während Dorothea von Montau um die Präsenz im nationalen Diskurs gleichsam zu ‚ringen‘ scheint, wird die post-nationale Konstruktion Eckharts stets reflektiert, der kaum ohne das Bewusstsein für eine ‚deutsche Brille‘ gelesen wird; die Historisierung der Rezeption Mechthilds von Magdeburg steht erst am Anfang. Dieses synchrone,

aber durchaus asymmetrische Nebeneinander offenbart verschiedene Schichten regional und transnational wirksamer Ordnungen, deren Freilegung als entscheidender Zugewinn der Forschung der letzten 30 Jahre gelten darf.

Der international gut vernetzte und multilinguale Humanist Johannes Reuchlin kann mit dem Spektrum seiner Schriften einerseits gleichsam exemplarisch für den europäischen Lernzusammenhang und ebenso für das Bemühen, *sacra ex profhanis* zu gewinnen, stehen. Wie Jan-Hendryk de Boer auf breiter Materialgrundlage plausibel macht, repräsentieren Reuchlins Arbeiten speziell zum Griechischen und zum Hebräischen – Reuchlins Expertise in diesen Sprachen fand unter den Humanisten große Anerkennung – wesentliche Erschließungsstufen dieser Sprachen, womit die Rezeption der in ihnen verfassten Literatur für den Lernzusammenhang und die zeitgenössische Gelehrtenwelt eröffnet wird. Andererseits werden an Reuchlin die verschiedenen kommunikativ-diskursiven Arenen der Zeit ablesbar, indem er sich funktional sowie auf die Adressaten orientiert einer Gelehrten- oder der Volkssprache bewusst bedient: So repliziert er beispielsweise die Angriffe Johannes Pfefferkorns, die in dessen *Handt-Spiegel* auf Deutsch erfolgen, in seiner polemisch aufgeladenen Verteidigungsschrift *Augenspiegel* ebenfalls in der Volkssprache. Jedoch führt Reuchlin die Auseinandersetzung zurück ins Lateinische, indem er im zweiten Teil des *Augenspiegels* in Form der universitären Disputation lateinisch verfasste Thesen gegen seine Position vorbringt, um diese dann zu widerlegen. Dies traf Pfefferkorn in doppelter Weise, da dieser wohl keine gut ausgeprägten Lateinkenntnisse besaß. Insgesamt wählt Reuchlin die von ihm genutzte Sprache stets gezielt nach praktischen Erwägungen, nach Publikum sowie nach den Eigenschaften aus, die er ihr jeweils zuschreibt: Wie nicht zuletzt seine kabbalistischen Studien belegen, nahm das Hebräische in seiner Sicht eine herausgehobene Position ein, die aus seiner Dignität, Anciennität, Spiritualität oder vielmehr göttlichen Herkunft resultiert. Demnach ermögliche allein das Hebräische, die auf Konventionen basierenden sprachlichen Zeichen und deren dadurch bedingte Unsicherheiten zu überwinden. Während Reuchlin Latein und Deutsch vorrangig als Kommunikationsmedien, auch für die Pflege seines umfangreichen Netzwerks, einsetzt, erschließt er sich mit Griechisch und Französisch bestimmte Wissensbestände.

Wie die *Consolatio philosophiae* des Boethius in der Volkssprache rezipiert wird und welches Profil die lateinisch-deutsche Inkunabel Anton Kobergers (1473) im Vergleich mit dem lateinisch-deutschen Textensemble des sog. *Oxforder Boethius* (um 1460 und 1465) ausprägt, ist die Leitfrage des Beitrags von Agata Mazurek. Die Grundlage des Vergleichs bildet einerseits die Materialität: Der *Oxforder Boethius* liegt als Handschrift vor, die mehrere Schichten von Glossierung und eine später eingetragene deutsche Übertragung enthält, die sich außerdem auf ausgewählte Passagen beschränkt. Die Inkunabel Kobergers präsentiert demgegenüber eine deutsche Vollübersetzung als integralen Bestandteil einer planvoll angelegten Druckausgabe. Andererseits steht die sprachliche Ausrichtung der Übersetzungen im Vordergrund: Indem sie ins Deutsche übersetzte lateinische Glossen systematisch integriert, folgt die Oxforder Übersetzung einer eher schulisch-didaktischen und universitären Praxis. Sie zeigt eine christliche Prägung, die an eigenen Ergänzungen, Exkursen und der Begriffsarbeit des Übersetzers greifbar wird, mit denen neben dem Inhalt der *Consolatio* auch religiöse Inhalte vermittelt werden. Die Inkunabel verfährt bei der Verchristlichung eher zurückhaltend und orientiert sich stärker am lateinischen Ausgangstext, der überwiegend neutral übersetzt und nur punktuell durch Verständnishilfen erweitert wird. Das klare Resultat des Vergleichs lautet, dass die Oxforder Übersetzung als Arbeitsübersetzung oder gleichsam ‚lebendiger Entwurf‘ zu verstehen ist, in dem die deutschen Texte eine unterstützende Funktion innehaben, wohingegen der Koberger-Druck einen geschlossenen, eigenwertigen deutschen Lesetext bietet, der eine rein volkssprachige Rezeption der *Consolatio* ermöglicht.

Welche medialen und lingualen Elemente die lange Ausgaben- und Rezeptionsgeschichte von Ovids *Metamorphosen* auch beim Wechsel vom 16. ins 17. Jahrhundert beibehält, untersucht der letzte Beitrag des Bandes: Caroline Fußbach rückt die bislang wenig beachtete Ausgabe der *XV Metamorphoseon librorum* Wilhelm Salsmanns (1607) ins Zentrum, in der Kupferstiche sowie lateinische und deutsche Texte zu einem polyvalenten Rezeptionsangebot zusammenkommen. Wenngleich Salsmann eine eigene, bisweilen experimentelle Programmatik entwirft, greift er partiell auf etablierte *Metamorphosen*-Ausgaben des 16. Jahrhunderts als Vorlagen zurück, sodass sein Buchkonzept eine Scharnierstelle zwischen Tradition und Innovation besetzt.

Julia Frick

Rekursive Sprachlogiken

Für eine Neubewertung deutsch-lateinischer Transferprozesse im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit

I. Rekursive Sprachlogiken

Der Sprachtransfer gehört zu einer ubiquitären Konstante der Kommunikation im umfassenden Sinne. Innerhalb dieses Systems stellt die Literatur ein Segment dar, das sich insbesondere im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit auf unterschiedlichen Ebenen zunehmend ausdifferenziert. Als epochenübergreifendes Signum und Vermittler kultureller Impulse lässt sich der Sprachtransfer an das Konzept der „Übersetzungskulturen“ rückbinden.¹ Integraler Bestandteil des literarhistorischen Kontinuums im westlichen Europa und speziell im deutschsprachigen Raum ist die Transfertätigkeit aus dem Lateinischen als der Sprache der intellektuellen Eliten der Zeit:² Neben den elementaren bildungsgeschichtlichen Formen des Schrift- und Spracherwerbs³ konstituieren Transferphänomene aus dem Lateini-

-
- 1 Zum Konzept der ‚Übersetzungskulturen‘ vgl. das Programm des DFG-Schwerpunktprogramms 2130, das nach den „gesellschaftlichen Leitvorstellungen, Wahrnehmungsmustern und Kommunikationsformen [fragt], die seit dem 15. Jahrhundert durch Praktiken des Übersetzens etabliert werden und bis in die Gegenwart von prägender Bedeutung sind.“ Zur Projekthomepage: <https://www.spp2130.de>, dort auch das Zitat. [16.06.2022]. Siehe auch exemplarisch für die Publikationsreihe des SPP Regina Toepfer, Peter Burschel, Jörg Wesche (Hgg.): Übersetzen in der Frühen Neuzeit – Konzepte und Methoden/Concepts and Practices of Translation in the Early Modern Period. (Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit 1) Berlin 2021.
 - 2 Die Formation der „intellektuellen Eliten“ mit Bezug auf die Frühe Neuzeit beschreibt Nikolaus Henkel, Sebastian Brant. Studien und Materialien zu einer Archäologie des Wissens um 1500. Berlin 2021, S. 24–39.
 - 3 Zum Instrumentarium der Texterschließung im Kontext institutionalisierter Lektüreverfahren einschlägig Nikolaus Henkel, Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Mit einem Verzeichnis der Texte. (MTU 90) München/Zürich 1988; Nikolaus Henkel, Glossierung und Texterschließung. Zur Funktion lateinischer und volkssprachiger Glossen im Schulunterricht, in: Rolf Bergmann/Stefanie Stricker (Hgg.), Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Hand-

schen in die deutsche Sprache das diachrone Spektrum der Arbeit an und mit den kanonischen oder auch je aktuell relevanten Mustertexten: Sei es im Hinblick auf spezifische Texttypen, Funktions- und Kommunikationskontexte, sei es im Bereich institutioneller Sektoren (Hof, Kloster, Kanzlei etc.), in denen eine wissensvermittelnde, moral-didaktische oder auch literarische Instrumentierung des aus der Latinität gewonnenen Materials geschieht.⁴ In ihrer signifikanten phänomenologischen Breite dokumentieren diese graduell divergenten Muster der volkssprachigen Adaptation der in der exklusiven Bildungssphäre entwickelten Inhalte eine europäische Dimension des Sprach-, Wissens- und Kulturtransfers.⁵ Die lateinische Tradition

buch. Bd. 1. Berlin/New York 2009, S. 468–496; Michael Baldzuhn, Schulbücher im Trivium des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Verschriftlichung von Unterricht in der Text- und Überlieferungsgeschichte der ‚Fabulae‘ Avians und der deutschen ‚Disticha Catonis‘. 2 Bde. Berlin 2009.

- 4 Vgl. zu den unterschiedlichen Feldern und Stationen des Transfers innerhalb der Sprach- und Literaturgeschichte des Deutschen die zusammenfassenden Darstellungen: Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer (Hgg.), Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500. Regensburger Colloquium 1988. Tübingen 1992; Joachim Heinze/L. Peter Johnson/Gisela Vollmann-Profe (Hgg.), Übersetzen im Mittelalter. Cambridger Kolloquium 1994. (Wolfram-Studien XIV) Berlin 1996; Bogdan Kovtyk/Hans-Joachim Solms/Gerhard Meiser (Hgg.), Geschichte der Übersetzung. Beiträge zur Geschichte der neuzeitlichen, mittelalterlichen und antiken Übersetzung. (Angewandte Sprach- und Übersetzungswissenschaft 3) Berlin 2002; Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hgg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearb. und erw. Auflage. 4. Teilbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2/4) Berlin/New York 2004, hier insbes. die Sektion ‚Das Deutsche im Sprachenkontakt‘; Britta Bußmann/Albrecht Hausmann/Annelie Kreft/Cornelia Logemann (Hgg.), Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit. (Trends in Medieval Philology 5) Berlin/Boston 2005; Regina Toepfer/J. Klaus Kipf/Jörg Robert (Hgg.), Humanistische Antikenübersetzung und Frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). (Frühe Neuzeit 211) Berlin/Boston 2017; Julia Frick, Thomas Murners *Aeneis*-Übersetzung (1515). Lateinisch-deutsche Edition und Untersuchungen. 2 Bde. (MTU 149) Wiesbaden 2019. – Zur europäischen Perspektive vgl. Michael Baldzuhn/Christine Putzo (Hgg.), Mehrsprachigkeit im Mittelalter. Kulturelle, literarische, sprachliche und didaktische Konstellationen in europäischer Perspektive. Mit Fallstudien zu den ‚Disticha Catonis‘. Berlin/Boston 2011; Balázs J. Nemes/Achim Rabus (Hgg.), Vermitteln – Übersetzen – Begegnen. Transferphänomene im europäischen Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Annäherungen. (Nova Mediaevalia 8) Göttingen 2011.
- 5 Zu den unterschiedlichen Formen der Adaptationsprozesse im deutschen Mittelalter vgl. das grundlegende Konzept bei Franz Josef Worstbrock, Wiedererzählen und Übersetzen, in: Walter Haug (Hg.), Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze. (Fortuna vitrea 16) Tübingen 1999, S. 128–142, und die daran anschließende Diskussion in: Joachim Bumke/Ursula Peters

erscheint dabei als ‚Infrastruktur‘, vermittelt im Rahmen der institutionellen Ausbildung der literaturschaffenden Elite und repräsentiert vor allem durch die zum obligatorischen Lektürekanon gehörenden klassisch-antiken (Vergil, Ovid, Lukan, Statius u.a.), aber auch der spätantiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen, d.h. jeweils zeitgenössischen Autoren.⁶ Die deutsche Literatur ist in fundamentaler Weise eingebunden in dieses „Koordinatensystem“⁷ der Latinität, aus dem sie zahlreiche stoffliche Quellen, stilistisch-rhetorische Impulse, Strukturprinzipien, Erzählformen sowie Diskursfelder bezieht.⁸

(Hgg.), *Retextualisierung in der mittelalterlichen Literatur*. (Zeitschrift für deutsche Philologie 124, Sonderheft) Berlin 2005; Friedrich Michael Dimpel, *Freiräume des Anderserzählens im Lanzelet*. (Beihefte zum Euphorion 73) Heidelberg 2013; Birgit Zacke/Peter Glasner/Satu Heiland/Susanne Flecken-Büttner (Hgg.), *Text und Textur. WeiterDichten und AndersErzählen im Mittelalter*. (BmE Themenheft 5) Oldenburg 2020. – In Bezug auf Transferphänomene im Kontext interagierender Kulturräume siehe Hans-Jürgen Lüsebrink, *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. 4., aktualisierte und erweiterte Aufl. Stuttgart/Weimar 2016.

- 6 Zur Rolle der mittellateinischen Poetiken, der Accessus- und Kommentartradition als eines literarischen ‚Handbuchwissens‘ vgl. den Überblick bei Fritz Peter Knapp, *Grundlagen der europäischen Literatur des Mittelalters. Eine sozial-, kultur-, sprach-, ideen- und formgeschichtliche Einführung*. Graz 2011; Fritz Peter Knapp, *Poetik*, in: Ders. (Hg.), *Die Rezeption lateinischer Wissenschaft, Spiritualität, Bildung und Dichtung aus Frankreich*. (Germania Litteraria Mediaevalis Francigena [GLMF] 1) Berlin/Boston 2014, S. 217–242. – Zur Schulliteratur im Mittelalter neben Baldzuhn (wie Anm. 5) noch immer einschlägig Günter Glauche, *Schullektüre im Mittelalter. Entstehung und Wandlungen des Lektürekansons bis 1200 nach den Quellen darstellt*. München 1970.
- 7 Hanns Fischer, *Deutsche Literatur und lateinisches Mittelalter*, in: Ingeborg Glier/Gerhard Hahn/Walter Haug/Burghart Wachinger (Hgg.), *Werk – Typ – Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur*. Stuttgart 1969, S. 1–19. Die hier thematisierte „Verpflichtung zur Erörterung der Stellung unserer deutschen Literatur im Koordinatensystem des lateinischen Mittelalters“ (S. 2) versteht Fischer als germanistisch fokussierte Reprise auf Ernst Robert Curtius’ fundamentales Werk: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Tübingen ¹¹1993 (Erstauflage 1948).
- 8 Vgl. exemplarisch Franz Josef Worstbrock, *Dilatatio materiae*. Zur Poetik des Erec Hartmanns von Aue, in: *Frühmittelalterliche Studien* 19 (1985), S. 1–30; Susanne Köbele, *Bilder der unbegriffenen Wahrheit. Zur Struktur mystischer Rede im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache*. (Bibliotheca Germanica 30) Tübingen 1993; Franz Josef Worstbrock, *Rhetorische Formtypen der mittelalterlichen Lyrik* (¹1975), in: Susanne Köbele/Andreas Kraß (Hgg.), *Franz Josef Worstbrock. Ausgewählte Schriften*. Bd. 1: *Schriften zur Literatur des Mittelalters*. Stuttgart 2004, S. 17–38; Nikolaus Henkel, *Dialoggestaltung in deutschen und französischen Romanen des 12. Jahrhunderts. Das Modell der Dramen des Terenz und Seneca*, in: Monika Unzeitig/Nine Miedema/Franz Hundsnurscher (Hgg.), *Redeszenen in der mittelalterlichen Großepik. Komparatistische Perspektiven*. Berlin 2011, S. 139–164; Sandra Linden, *Exkurse im höfischen Roman*. (MTU 147) Wiesbaden 2017.

Die Forschung hat diesem historischen Faktum in zahlreichen Projekten Rechnung getragen, um die „Zweisprachigkeit als zentrale[s] Phänomen mittelalterlicher [und frühneuzeitlicher] Kultur“⁹ in Bezug auf ihre Reichweite, gattungs-, text- und mediengeschichtliche Bedeutung oder ihre Relevanz für die Rekonstruktion einer ‚intellectual history‘ zu profilieren.¹⁰ Diesem Thema gelten auch zahlreiche, in der Einleitung des Bandes skizzierte, teils noch laufende Forschungsprojekte, die jeweils verschiedene Modi der deutschsprachigen Adaptation lateinischer Werke analysieren.¹¹ Mit den auf die Frühe Neuzeit hin orientierten ‚Übersetzungskulturen‘¹² – um nur ein prominentes Beispiel aus der Reihe der gegenwärtigen Ansätze zu nennen – steht die „epochale Bedeutung von Konzepten und Praktiken des Übersetzens“, so das Ziel der einschlägigen Publikationsreihe, als „zentrale und ubiquitäre Kulturtechnik“ im Fokus,¹³ die sich insbesondere auf dem Sektor der volkssprachigen „Erschließung und Vermittlung antiker Literatur“¹⁴ durch die Gelehrten vollzieht. Rückgebunden an das humanistische *imitatio*-Postulat avanciert die Übersetzung zum Vehikel einer produktiven Aneignung eines „altsprachlichen Kanons“,¹⁵ aber auch der zeitgenössischen Literatur anderer europäischer Volkssprachen.

Das Konzept der Übersetzungskulturen lässt sich, wie bereits angedeutet, epochenübergreifend in Anschlag bringen, ist doch schon der Beginn der deutschen Schriftlichkeit unmittelbar mit einer Transferbewegung aus dem Lateinischen in das eigene Sprachsystem ver-

9 Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer, Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter. 1100–1500. Zum Rahmenthema des Regensburger Colloquiums: Ein Forschungsbericht, in: Henkel/Palmer(Hgg.) (wie Anm. 4), S. 1–18, hier S. 1.

10 Vgl. Nikolaus Henkel/Thomas Noll/Frank Rexroth (Hgg.), Reichweiten. Dynamiken und Grenzen kultureller Transferprozesse in Europa, 1400–1520. Bd. 1: Internationale Stile – Voraussetzungen, soziale Verankerungen, Fallstudien. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. N.F. 49/1) Berlin 2020. Zum Ansatz der Erschließung einer ‚intellectual history‘ mittelalterlicher Kultur und deren Kommunikationsformen Frank Bezner, *Vela veritatis*. Hermeneutik, Wissen und Sprache in der *Intellectual History* des 12. Jahrhunderts. Leiden/Boston 2005. Aus anderem Blickwinkel vgl. Nicola Gess/Mireille Schnyder/Hugues Marchal/Johannes Bartuschat (Hgg.), Poetiken des Staunens. Narratologische und dichtungstheoretische Perspektiven. (Poetik und Ästhetik des Staunens 5) Paderborn 2019.

11 Vgl. Daniel Pachurka, Einleitung des Bandes.

12 Vgl. Regina Toepfer, Peter Burschel, Jörg Wesche, Einleitung, in: Diess. (Hgg.): Übersetzen in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 1), S. 1–27.

13 Ebd., S. 2.

14 Ebd., S. 14.

15 Ebd., S. 1.

bunden.¹⁶ Die Forschung hat die Adaptationsrichtung von der Latinität ins Deutsche immer wieder als Konstante sprachlich-kultureller wie literarhistorischer Praktiken adressiert: Im Fokus stehen und standen – hier summarisch verkürzt – Fragen nach spezifischen Aspekten und historischen Differenzierungen der jeweiligen interlingualen Vermittlungs- und Aneignungsprozesse, nach den Veränderungen der Funktions- und Kommunikationskontexte, nach Indikatoren grundlegender epistemologischer Konstanten und novationsbedingter Veränderungen von Gattungs- und Diskurstraditionen, nicht zuletzt nach den Formen und Modalitäten der Herausbildung und Etablierung einer deutschen Literatur- und Kunstsprache.¹⁷ Sie öffnen den Blick für epochale Neuansätze und Kontinuitäten, die eine grundsätzlich deutschsprachig konzipierte Literaturgeschichte substantiell konturieren. Dieses primäre – und aufgrund der quantitativen Dominanz lateinisch-deutscher Übertragungs- und Übersetzungsphänomene notwendigerweise priorisierte – Erkenntnisinteresse verdeckt jedoch einen ebenso entscheidenden wie zentralen Punkt, den schon Hanns Fischer mit der „Reversibilität der Wirkungsrichtung“ bezeichnet hat:¹⁸ Gemeint ist die Tatsache, dass die Latinität nicht nur ein Medium der „Weitergabe der ihr angestammten Inhalte“¹⁹ an die Volkssprachen repräsentiert, sondern auch umgekehrt selbst als Mittlerin vernakulärsprachiger Stoffe und Werke an die lateinische Literatur fungiert.

Im Sinne einer ganzheitlichen Erfassung der „fruchtbaren Wechselwirkungen von Latein und Deutsch“²⁰ lässt sich in der aktuellen Fachdiskussion zu vormodernen ‚Übersetzungskulturen‘ insofern ein neuralgischer Punkt erkennen: Die tendenzielle Favorisierung einer ‚eindimensionalen‘ Bewegung von der Latinität in die Volkssprache, die auf dem Faktum ihrer quantitativen Dominanz aufruht. Diese suggeriert freilich eine relative Einseitigkeit der Kontaktphänomene, mithin einen rein ‚vertikalen‘ Prozess, der immer auch Qualitätsurteile, besonders hinsichtlich einer generell veranschlagten kulturellen Infe-

16 Zu den frühen Formen des Transfers im Kontext kleinerer Gebrauchsformen und -formate vgl. Christine Stridde, Text-Symbiosen. Latein und Volkssprache im Spannungsfeld von Gebrauchssituation und Gebrauchsfunktion, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 133, 3–4 (2011), S. 421–442.

17 Vgl. zu diesen exemplarischen Aspekten die Angaben in Anm. 3–6.

18 Fischer, Deutsche Literatur (wie Anm. 7), S. 10.

19 Ebd., S. 19.

20 Daniel Pachurka, Einleitung des Bandes, S. 8.

riorität der Zielsprache Deutsch, impliziert.²¹ Mag sich auch die „Remuneration“ des Deutschen an das Lateinische bescheidener ausnehmen,²² so gebührt ihr dennoch ein nicht minder wichtiger Platz in der Geschichte der interlingualen literarischen Kommunikation. Und das umso mehr, als sie im Sinne eines ‚Experimentierens‘ mit Sprache und Literatur, das nicht in konventionellen Modellen einseitig gerichteter Transferprozesse aufgeht, ein bedenkenswertes Korrektiv bildet zu den systemimmanenten ‚Normalfällen‘ literaturgeschichtlicher Entwürfe und insofern auf einen Horizont ungelöster Fragen verweist.

Der Beitrag versteht sich in diesem Sinne als Vorschlag, die Denkrichtung umzukehren: Nicht allein nach dem Status deutschsprachiger Übersetzungstexte²³ oder des Deutschen als ‚nehmenden‘ Part in einem durch die lateinische Literatur geprägten bildungs- und literarhistorischen Kontinuum zu fragen, sondern – jenseits einer Konzentration auf das *eine* Transferprinzip Latein-Deutsch – eine Leerstelle aktueller (germanistischer) Forschung in den Blick zu nehmen. Es handelt sich dabei um ein Feld, das für die im Rahmen des Bandes anvisierte Neu-Diskussion des Verhältnisses von Latein und Deutsch essenziell ist: die lateinische Adaptation deutschsprachiger Texte und Werke. Quer bzw. ergänzend zum etablierten Forschungsparadigma soll die Rolle der deutschen Sprache als eines komplementären Parts innerhalb spezifischer, lateinisch geführter Diskurse perspektiviert werden.²⁴ Ziel ist es, die Mehrdimensionalität der epochenübergreifend verstandenen vormodernen ‚Übersetzungskulturen‘ zu erfassen.

-
- 21 Zum maßgeblich von Michel Espagne entwickelten Modell des Kulturtransfers vgl. Michel Espagne/Michael Werner (Hgg.), *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe et XIXe siècle)*. Paris 1988; Michel Espagne, *Bordeaux – Baltique: La présence culturelle allemande à Bordeaux aux XVIIIe et XIXe siècles*. Paris 1991. Zur Adaptation im Hinblick auf eine vertikale Transferbewegung, d.h. als „Austausch zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und ihrer kulturellen Sozialisation“ vgl. Nikolaus Henkel, Sebastian Brant (wie Anm. 2), S. 19.
- 22 Fischer, *Deutsche Literatur* (wie Anm. 7), S. 10: „[W]ir übersehen nicht, daß diese wenigen Geschenke der deutschen Literatur an die lateinische eine mehr als bescheidene Remuneration für die in so großer Zahl empfangenen Gaben darstellen [...]“
- 23 Exemplarisch Nigel F. Palmer, *Zum Nebeneinander von Volkssprache und Latein in spätmittelalterlichen Texten*, in: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hgg.), *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit*. Stuttgart 1984, S. 579–600.
- 24 Anschließend an die von Curtius eingeforderte Perspektive Heinz Rupp, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, in: Karl Langosch (Hg.), *Mittellateini-*

Die grundsätzliche Rekursivität im Sinne einer Mehrfachgerichtetheit traduktorischer Arbeit in Mittelalter und Früher Neuzeit ist in unterschiedlichen Bereichen schon längst beobachtet worden: Das hierfür einschlägige, allenfalls erst im Ansatz erfasste Textmaterial ist Gegenstand zahlreicher, zum überwiegenden Teil jedoch verstreut publizierter Einzelstudien,²⁵ die sich freilich zu einer bemerkenswerten Breite an Erscheinungsformen, Kontexten und Funktionstypen der lateinischen Translationen deutscher Texte gruppieren. Neben der von Nikolaus Henkel und Nigel Palmer im Jahr 1992 vorgenommenen „Positionsbestimmungen“,²⁶ die die „Umkehrung des ‚üblichen‘ Wegs vom Lateinischen in die Volkssprachen“ gleichermaßen mitbedenkt,²⁷ wurde vor allem in älteren zusammenfassenden Darstellungen auf den gegenüber dem ‚klassischen‘ Konzept lateinisch-deutschen Sprachtransfers evidenten „Forschungsrückstand“ hingewiesen.²⁸ Daran hat sich – trotz einiger Arbeiten v.a. zur Lyrik, zur

sche Dichtung. Ausgewählte Beiträge zu ihrer Erforschung. (Wege der Forschung 149) Darmstadt 1969, S. 35–38, hier S. 38: „[G]erade deshalb muß in einer Geschichte der deutschen Literatur die lateinische mitbeachtet werden. Der Inhalt der deutschen Dichtungen ist ohne Kenntnis der lateinischen Literatur kaum richtig zu verstehen; ein Vergleich der Bauformen von lateinischen und deutschen Werken läßt deutlich werden, wie sich die deutschen vom übermächtigen Vorbild der lateinischen zu lösen vermögen [...]; und aufs Ganze verhütet der Blick auf die Gesamtliteratur des frühen Mittelalters, der deutschen Dichtung einen Platz zuzuweisen, der ihr nicht zusteht, ihr Wirkungen zuzuschreiben, die sie gar nicht gehabt haben kann, sie sowohl inhaltlich wie geistesgeschichtlich zu überschätzen.“ Der Ansatz ist weiterentwickelt in Heinz Rupp, Über das Verhältnis von deutscher und lateinischer Dichtung im 9. bis 12. Jahrhundert, in: Langosch, *Mittelateinische Dichtung*, S. 39–48.

25 Vgl. dazu Anm. 29 sowie im Folgenden Kap. II.

26 So Daniel Pachurka, Einleitung des Bandes, S. 16. Zur systematischen Anlage des Gegenstands- und Untersuchungsspektrums vgl. Henkel/Palmer (Hgg.), *Latein und Volkssprache* (wie Anm. 4).

27 Henkel/Palmer, *Latein und Volkssprache* (wie Anm. 9), S. 14.

28 Fischer, *Deutsche Literatur* (wie Anm. 7), S. 3. Vgl. die Überblicksdarstellungen bei W. Leonhard Grant, *European vernacular works in latin translation*, in: *Studies in the Renaissance* 1 (1954), S. 120–156; André Vernet, *Les traductions latines d'œuvres en langues vernaculaires au Moyen Âge*, in: Geneviève Contamine (Hg.), *Traductions et traducteurs au Moyen Âge. Actes du colloque international du CNRS organisé à Paris, Institut de recherche et d'histoire des textes, les 26–28 mai 1986. Paris 1989*, S. 225–241. – Aus germanistisch-mediävistischer Perspektive argumentieren Rupp, *Europäische Literatur* (wie Anm. 24) und, mit einer umfangreichen Zusammenstellung des Materials bis 1240, Konrad Kunze, *Lateinische Adaptation mittelhochdeutscher Dichtung. Mit Edition der Infantia Jesu nach Konrad von Fussesbrunnen*, in: Konrad Kunze/Johannes G. Mayer/Bernhard Schnell (Hgg.), *Überlieferungsgeschichtliche Editionen und Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters. Kurt Ruh zum 75. Geburtstag. (Texte und Textgeschichte 31)* Tübingen 1989, S. 59–99. – Die jüngeren Forschungsan-

religiösen und weltlichen Dichtung sowie zu bestimmten Einzeltexten (z.B. der *Stultifera navis*)²⁹ – bis anhin kaum etwas Wesentliches geändert. Denn in der Tat ist die Frage nach der Bedeutung deutsch-lateinischer Interferenzen in Bezug auf die kultur- und bildungshistorische Spezifik literarischer Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit bisher allenfalls auf ein punktuelles Echo gestoßen. Gerade auch in den einschlägigen Literaturgeschichten lässt sich aufgrund der Konzentration auf dezidiert volkssprachig instruierte Verlaufphänomene ein weitgehender Verzicht auf Konstellationen deutsch-lateinischen Zuschnitts konstatieren,³⁰ während doch vielschichtige Transferprozesse nach beiden Seiten hin zu einer integralen Komponente literarischer Rezeption und Produktion im jeweils fraglichen Zeitraum gehören.

Dieser Befund gilt keineswegs nur für das *eine* nationalsprachliche Idiom ‚Deutsch‘: Die literarhistorische Relevanz der Latinität als

sätze gelten vor allem der Frühen Neuzeit, doch bleiben sie auch hier entweder ausschnittshaft summarisch reihend (vgl. Martin Korenjak, Geschichte der neulateinischen Literatur. Vom Humanismus bis zur Gegenwart. München 2016, bes. S. 141–154) oder auf einen begrenzten Ausschnitt der Literaturproduktion der Zeit bezogen (vgl. Nikolaus Thurn, Neulatein und Volkssprachen. Beispiele für die Rezeption neusprachlicher Literatur durch die lateinische Dichtung Europas im 15.–16. Jahrhundert. [Humanistische Bibliothek I: Abhandlungen 61] Paderborn 2012, zur Rezeption deutschsprachiger Ereignisdichtung bes. S. 365–456).

- 29 Vgl. (in Auswahl) Gisela Kornrumpf, Ein deutsches Marienlied des 13. Jahrhunderts, eine Cantio – und eine Minnelied-Melodie?, in: Rudolf Bentzinger/Ulrich-Dieter Oppitz (Hgg.), *Fata libellorum*. Festschrift für Franz Josef Pensel zum 70. Geburtstag. (GAG 648) Göttingen 1989, S. 101–112; Gisela Kornrumpf, Deutschsprachige Liedkunst und die Rezeption ihrer Formen und Melodien in der lateinischen Lieddichtung des Spätmittelalters, in: Michael Zywiets/Volker Honemann/Christian Bettels (Hgg.), *Gattungen und Formen des europäischen Liedes vom 14. bis zum 16. Jahrhundert*, Internationale Tagung vom 9. bis 12. Dezember 2001 in Münster. (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 8) Münster u.a. 2005, S. 111–118; Udo Kühne, Deutsch und Latein als Sprachen der Lyrik in den *Carmina Burana*, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 122 (2009), S. 57–73; Burghart Wachinger, Lieder und Liederbücher. Gesammelte Aufsätze zur mittelhochdeutschen Lyrik, Berlin/New York 2011; *Lux divinitatis – das liecht der gottheit*. Der lateinisch-frühneuhochdeutsche Überlieferungszweig des *Fließenden Lichts der Gottheit*. Synoptische Ausgabe. Hg. von Balász J. Nemes/Elke Senne, unter Leitung von Ernst Hellgardt. Berlin/Boston 2019; Julia Frick, Konstruktionen des ‚Wahn‘ in Sebastian Brants *Narrenschiff* und Jakob Lochers *Stultifera navis*, in: Mireille Schnyder/Nina Nowakowski (Hgg.), *Wahn, Witz und Wirklichkeit. Poetik und Episteme des Wahns vor 1800*. (Traum – Wissen – Erzählen) München 2021, S. 95–123.

- 30 Symptomatisch etwa im jüngst erschienenen ‚Studienbuch‘, vgl. Achim Aurnhammer/Nicolas Detering (Hgg.), *Deutsche Literatur in der Frühen Neuzeit*. Humanismus, Barock, Frühaufklärung. (utb 5024) Tübingen 2019.

Zielsprache dokumentiert eine am ‚Institute de recherches et d’histoire des textes‘ (IRHT) des ‚Centre nationale de la recherche scientifique‘ (CNRS) lancierte Forschungsgruppe, die sich seit Anfang der 2000er Jahre der Übersetzungstätigkeit aus den Vernakulärsprachen ins Lateinische widmet und diese in einer (gesamt-)europäischen Perspektive situiert.³¹ Geplant ist die Erstellung eines Repertoriums (‚TradLat‘),³² das eine umfassende Erschließung der vielfach noch unedierten lateinischen Adaptationen volkssprachiger Texte bieten soll. Die beiden als Vorstudien unter der Ägide von Françoise Fery-Hue erschienenen Sammelbände fokussieren dabei zunächst schwerpunktmäßig die Frühe Neuzeit, auch was die Übersetzungstätigkeit aus dem Deutschen betrifft.³³

Was also fehlt – indiziert an der Forschungsinitiative ‚TradLat‘ als ‚Antwort‘ auf die aktuell zu beobachtende gegensätzliche Blickrichtung –, ist eine systematische Erfassung volkssprachig-lateinischer Interferenzen. Dieses explizit als Desiderat markierte literarhistorische Dispositiv³⁴ ist auch Gegenstand des Tübinger Projekts: ‚Versio latina. Akteure, Ziele und Funktionen der Übersetzung frühneuzeitli-

31 Zum Programm der Forschungsinitiative vgl. Laurent Brun/Frédéric Duval/Françoise Fery-Hue/Christine Gardat, *Vers un inventaire informatisé des traductions latines d’œuvres vernaculaires*, in: *Scriptorium* 59 (2005), S. 90–108. Siehe auch die bisher erschienen Sammelbände: Françoise Fery-Hue (Hg.), *Traduire de vernaculaire en latin au Moyen Âge et à la Renaissance. Méthodes et finalités*. Paris 2013; Françoise Fery-Hue/Fabio Zinelli (Hgg.) *Habiller en latin. La traduction de vernaculaire en latin entre Moyen Âge et Renaissance. (Études et rencontres de l’École des Chartes 52)* Paris 2018.

32 „Traductions Latines d’œuvres vernaculaires“. Zu Genese und Ausrichtung der „groupe Tradlat“ eingehender Brun u.a., *Vers un inventaire* (wie Anm. 31), S. 90f.

33 Vgl. die Beiträge von Gilbert Fournier, *Désormais il parlera le latin. Traduction et ‚mystique‘ dans les Opera omnia de Jean Tauler* (Cologne, Jean Quentel, 1548), in: Fery-Hue-Zinelli (Hg.), *Habiller en latin* (wie Anm. 31), S. 37–72; Martina Wehrli-Johns, *Die Rezeption der deutschen Mystiker im 16. Jahrhundert. Zur lateinischen Übersetzung der deutschen Werke von Heinrich Seuse durch den Kölner Kartäuer Laurentius Surius (1522–1578)*, in: Fery-Hue-Zinelli, *Habiller en latin*, S. 73–92; Nikolaus Henkel, Sebastian Brant, *‚Das Narrenschiff‘ (1494) and its Latin version by Jakob Locher, the ‚Stultifera navis‘ (1497)*, in: Fery-Hue-Zinelli, *Habiller en latin*, S. 93–111; Urs B. Leu, *Les traductions latines des imprimés vernaculaire zurichois du XVIe siècle*, in: Fery-Hue-Zinelli, *Habiller en latin*, S. 347–358.

34 „Une recherche encore embryonnaire“: Brun u.a., *Vers un inventaire* (wie Anm. 31), S. 97. Dass das Phänomen der lateinischen Adaptation lange Zeit im Schatten der Bewegung aus dem Griechischen, Hebräischen und Arabischen ins Lateinische gestanden hat, konstatiert Fery-Hue, *Introduction*, in: Fery-Hue/Zinelli (Hg.), *Habiller en latin* (wie Anm. 31), S. 5–22, bes. S. 5.

cher Literatur ins Lateinische'.³⁵ Einer komplementär zur bisherigen Forschung ausgerichteten Perspektive, die sich nicht auf frühneuzeitliche Phänomene beschränkt, gilt der vorliegende Beitrag zur Zusammenschau deutsch-lateinischen Sprachtransfers. Erprobt werden soll ein neuer Ansatz gegenüber den einschlägigen, in der Regel chronologisch angelegten Übersichten und Beispielreihen, die allein aufgrund der mangelnden Erfassung des gesamten Materials stets lückenhaft bleiben müssen; ein Ansatz, der die lateinischen Adaptationen deutschsprachiger Prätexte nicht diachron-schematisch gruppiert, sondern die Übergängigkeit von Deutsch und Latein in einer nach typologischen Kriterien verfahrenen systematischen Ordnung präsentiert. Damit kommen einander zum Teil überlagernde, zum Teil ergänzende oder auch voneinander differente Entwürfe je historisch spezifischer Adaptationstypen (z.B. Form-, Gattungs-, Diskurstypen) in den Blick. Die dabei jeweils charakteristische – bisweilen simultan erfolgende – Überlieferung deutsch-lateinischer Textensembles verweist auf gleitende Ebenenwechsel hinsichtlich des Sprachregisters, die eine durchaus aktive Partizipation des Deutschen in den lateinisch geprägten Sektoren literarischer Kommunikation erfahrbar werden lässt.

Anhand exemplarischer deutsch-lateinischer Konstellationen soll gezeigt werden, dass es sich bei den einzelnen Texten zwar durchaus – wie Konrad Kunze formuliert – um „Experimente Einzelner“ handeln kann.³⁶ Bemerkenswert ist jedoch, dass sie als Funktionstypen auf einen (Gesamt-)Zusammenhang verweisen, in dem komplementär gelagerte lateinische Adaptations- und Akkommodationsprozesse auf der Grundlage deutschsprachiger Texte nicht als unkonventionelle ‚Sonderwege‘ zu sehen sind, bei denen der einzelne Text gar als „erratischer Block“³⁷ erscheint, sondern in gewissen Kontexten vielleicht sogar zu den ‚Standardverfahren‘ im Umgang mit dem literarischen und formalen Repertoire zählen können. Sie fügen sich zu einem Gesamtbild wechselseitig aufeinander bezogener, füreinander ‚durchläss-

35 Vgl. Anja Wolkenhauer/Julia Heideklang (Hgg.), *The Wrong Direction. Frühneuzeitliche Übersetzungen ins Lateinische*, Berlin (J.B. Metzler) [ersch. 2025].

36 So Kunze, *Lateinische Adaptation* (wie Anm. 28), S. 77.

37 In Bezug auf die lateinische Übersetzung von Frauenlobs *Marienleich* Udo Kühne, *latinum super cantica canticorum*. Die lateinische Übertragung von Frauenlobs *Marienleich*, in: Jens Haustein/Ralf-Henning Steinmetz (Hgg.), *Studien zu Frauenlob und Heinrich von Mügeln. Festschrift für Karl Stackmann zum 80. Geburtstag*. (Scriinium Friburgense 15) Freiburg/Schweiz 2002, S. 1–14, hier S. 3.

siger' Transferphänomene zwischen deutscher Volkssprache und Latinität mit je historisch spezifischen Eigendynamiken des narrativen, rhetorisch-poetischen, kommentierenden, agonal motivierten oder medial instruierten Zugriffs.

Die typologische Perspektivierung deutsch-lateinischer Sprach- und Diskursinterferenzen (II.) möchte ein literarhistorisches Faktum wieder in die aktuelle Fachdiskussion einbringen, das die „Latinisierung deutscher Literatur“ als natürliches Komplement zur „Germanisierung lateinischer Literatur“³⁸ begreift. Es weist den rekursiven Charakter des Sprachtransfers als konstitutives Moment einer produktiven Kultursymbiose von integraler ‚Systemrelevanz‘ aus. Anschließend daran sollen Fragehorizonte skizziert werden, die einen dezidierten Novationswert gegenüber den bisherigen Schwerpunkten der Forschung auf diesem Gebiet eröffnen (III.).

II. Typologische Spezifika der lateinischen Adaptationen deutscher Prätexte

Das für die volkssprachige Literaturproduktion als Beschreibungskategorie etablierte Prinzip des ‚Wiedererzählens‘³⁹ basiert auf einem mitunter spannungsvollen Verhältnis von stofflicher Kontinuität und artifizieller (*ars, techne*), immer auch semantische Dimensionen tangierender Formgebung. Es konkretisiert sich – mit explizitem Fokus auf der schriftliterarischen Produktion – im Begriff der ‚Retextualisierung‘.⁴⁰ Als eine solche lassen sich auch unterschiedliche sprachliche und mediale Adaptationstypen deutschsprachiger Texte im Bereich der Latinität beschreiben. Denn Verfahren übersetzender Vermittlung in beide Richtungen bilden „nur *eine* Form vielfältiger literarischer Wiederholungvorgänge“, durch die sich das Wiedererzählen als „fundamentale allgemeinste Kategorie mittelalterlicher Erzählpoetik“

38 Fischer, Deutsche Literatur (wie Anm. 7), S. 5.

39 Worstbrock, Wiedererzählen (wie Anm. 5), S. 128–142. Zur Diskussion des Verhältnisses von *materia* und *artificium* siehe Julia Frick, *forma, materia, artificium*. Poetologische Formdiskurse und literarische Meisterschaft im ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg, in: Julia Frick/Coralie Rippl (Hgg.), *Dynamiken literarischer Form im Mittelalter*. (Mediävistische Perspektiven 10) Zürich 2020, S. 13–30.

40 Bumke/Peters, Retextualisierung (wie Anm. 5). Am Beispiel der höfischen Epik Joachim Bumke, Retextualisierungen in der mittelalterlichen Literatur, besonders in der höfischen Epik. Ein Überblick, in: Bumke/Peters, Retextualisierung (wie Anm. 5), S. 6–46.

jenseits nationalsprachlicher Grenzen, konstituiert.⁴¹ Das Spektrum der Aneignungsmöglichkeiten in der Latinität unterscheidet sich daher nur graduell, nicht aber grundsätzlich von demjenigen, das für volkssprachige Übersetzungs- und Übertragungsakte beschrieben worden ist.⁴² Wesentliches Differenzkriterium ist einerseits die elaborierte formal-stilistische Potenz der lateinischen Sprache als eines ‚traditionellen‘ Mediums literarischer Kommunikation sowie andererseits deren Status als ‚professionelles‘ Instrument für die Verhandlung terminologischer und systematischer Anliegen. Die produktive Aneignung fremdsprachiger Bestände besitzt in der Latinität also andere Voraussetzungen und Implikationen: Die Aktualisierung im Modus der Adaptation erfolgt gemäß den zeitgenössisch praktizierten Organisationsformen und -mustern mittels der Eingliederung in ein bestehendes, literarisch breit gefächertes Koordinatensystem, in dem eine Vernetzung der einzelnen Wissensbestände durch Rekurse auf ‚klassische‘ Topoi und Motive, literarische Schemata, bildungsgeschichtliche Konstanten, tradierte Episteme und Reflexe je zeitgebundener poetologisch-stilistischer, religiöser, wissenshistorischer oder diskursiver Tendenzen stattfindet.⁴³ In diesem Sinne scheint der Kern der lateinischen Adaptationsarbeit darin zu liegen, das aus der deutschen Sprache neu Implementierte (in sprachlicher, formaler, terminologischer, gattungssystematischer u. a. Hinsicht) an das Tradierte anschlussfähig zu machen. Zugleich eignet den Modalitäten der Adaptation in die Gelehrtensprache ein dynamisches Moment:⁴⁴ die

41 Worstbrock, Wiedererzählen (wie Anm. 5), S. 130.

42 Zu den Formen der Übersetzung und Übertragung lateinischer Texte ins Deutsche vgl. exemplarisch die in Anm. 3–8 gelistete Forschungsliteratur.

43 Am Beispiel des Segments des Lehrgedichts in der Frühen Neuzeit Wilhelm Kühlmann, Wissen als Poesie. Ein Grundriss zu Formen und Funktionen der frühneuzeitlichen Lehrdichtung im deutschen Kulturraum des 16. und 17. Jahrhunderts. (Frühe Neuzeit 204) Berlin/Boston 2016. Zum Wissensdiskurs in der Frühen Neuzeit vgl. Beate Kellner/Tobias Bulang (Hgg.), Wissen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. (Frühe Neuzeit 136) Berlin/Boston 2011. Zu unterschiedlich gelagerten Hybridisierungsphänomenen zwischen Volkssprache und Latinität siehe Jan-Dirk Müller/Jörg Robert (Hgg.), Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. (Pluralisierung & Autorität 11) Berlin/Münster 2007.

44 Zu diesem Aspekt des poetischen Möglichkeitssinns, jenseits einseitiger Sprachstrukturen, Kathrin Gollwitzer-Oh, *materia* und *artificium*. Tradition und poetischer Möglichkeitssinn im *Eneasroman* Heinrichs von Veldeke, in: Hartwin Brandt u.a. (Hgg.), Erfahren, Erzählen, Erinnern. Narrative Konstruktionen von Gedächtnis und Generation in Antike und Mittelalter. (Bamberger Historische Studien 9) Bamberg 2012, S. 169–193.

Möglichkeit zur Transgression sowohl des zugrundeliegenden volkssprachigen Prätextes als auch der in der Latinität etablierten Ordnungsstrukturen, die sich in der Erschließung neuer „Sinn-Räume“,⁴⁵ formaler Modelle oder auch kommunikativ-diskursiver Dimensionen manifestiert.

Insofern ist auch bei lateinischen Adaptationen deutschsprachiger Texte ein Spannungsverhältnis von Identität und Differenz zu beobachten: Mit den unterschiedlichen Möglichkeiten sprachlicher und medialer Aneignung (Form- und Funktions-, aber auch Überlieferungstypen) gehen verschiedene gattungs- und diskursspezifische Realisierungen der zu bearbeitenden Prätexte einher, die auf einer strukturellen Ebene ein Oszillieren zwischen „Reproduktion und Auslegung“⁴⁶ anzeigen. Die Instrumentierung des deutschsprachigen Materials für neue Kontexte ist im Folgenden anhand typologischer Spezifika einiger schlaglichtartig beleuchteter lateinischer Adaptationen zu skizzieren. Das exemplarische Vorgehen steht dabei im Dienste einer experimentellen Heuristik, die erste Vorüberlegungen zu einer systematischen Annäherung an deutsch-lateinische Übergangsphänomene im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit erprobt.

II.1 Formtypen

Speziell im Bereich der Lyrik sind interlinguale und intertextuelle Interferenzen mit vielfältigen Form-Inhalts-Relationen zu beobachten. Das prominente Beispiel der im Codex Buranus (um 1230) überlieferten gemischtsprachigen Lieder sowie der lateinischen Lieder mit deutschen Schlussstrophen (v.a. CB 132–186) ist Anlass für die Annahme einer historischen ‚Kontaktzone‘ im Bereich lyrischen Sprechens und Gestaltens:⁴⁷ Die jeweils unterschiedlichen Sprachregister

45 Retextualisierung als Reaktion auf diskursive Verschiebungen im außer-literarischen Kontext beschreibt Frank Bezner, Zwischen ‚Sinnlosigkeit‘ und ‚Sinnhaftigkeit‘. Figurationen der Retextualisierung in der mittellateinischen Literatur, in: Bumke/Peters, Retextualisierung (wie Anm. 5), S. 205–237, hier S. 224.

46 Am Beispiel volkssprachiger religiöser Texte Susanne Köbele, Registerwechsel. Wiedererzählen, bibelepisch (Der Selden Hort, Die Erlösung, Lutwins Adam und Eva), in: Bruno Quast/Susanne Spreckelmeier (Hgg.), Inkulturation. Strategien bibelepischen Schreibens in Mittelalter und Früher Neuzeit. (Literatur – Theorie – Geschichte 12) Berlin/Boston 2017, S. 167–202, hier S. 168, Anm. 4.

47 Zur inzwischen kaum übersehbaren Forschungsliteratur zum Codex Buranus vgl., mit weiterführenden Angaben, die Ergebnisse der Tagung der Freien Universität Bozen (Brixen, 26–28. Juli 2018): Tristan E. Franklins (Hg.), Revisiting

indizieren hier gerade nicht differente, d.h. unabhängig voneinander verlaufende poetisch-performative Kommunikationsprozesse, sondern bilden literarisch produktive Transferbewegungen ab, die ein „spezifisches Feld deutsch-lateinischer Interferenzen und Transpositionen“⁴⁸ konturieren. In der gezielten lateinischen Rezeption genuin deutscher Lied- und Strophenmuster manifestiert sich insofern ein grundsätzlich mehrdimensional ausgerichteter Modus literarischer Austauschbeziehungen⁴⁹ – ein ‚Dialog‘, geführt in einem räumlich, zeitlich, womöglich auch institutionell grundierten Rahmen gemeinsamen Arbeitens am lyrischen Paradigma, der vermutlich im klerikalen Kontext zu lokalisieren ist.⁵⁰

Blickt man auf das „literarhistorische Ganze“,⁵¹ so ist die Rezeption deutschsprachiger Lieder und deren Forminventar in der Latinität –

the Codex Buranus. Contents, Contexts, Composition. (Studies in Medieval and Renaissance Music 21) Woodbridge 2020. Einschlägig ist die umfangreiche kommentierte Edition: *Carmina Burana*. Mit Benutzung der Vorarbeiten Wilhelm Meyers krit. hg. von Alfons Hilka/Otto Schumann, abgeschl. von Bernhard Bischoff. Bd. I.1–I.3: Text. Bd. II: Kommentar, Heidelberg 1930–1970. Eine deutsche Übersetzung und Kommentierung bietet die Ausgabe: *Carmina Burana*. Texte und Übersetzungen. Mit den Miniaturen aus der Handschrift. Hg. von Benedikt Konrad Vollmann, Frankfurt a.M. 2011 (Deutscher Klassiker-Verlag im Taschenbuch 49).

- 48 Franz Josef Worstbrock, Verdeckte Schichten und Typen im deutschen Minnesang um 1210–1230, in: Hedda Ragotzky/Gisela Vollmann-Profe/Gerhard Wolf (Hgg.), *Fragen der Liedinterpretation*. Stuttgart 2001, S. 75–90, hier S. 75.
- 49 Zum Phänomen deutsch-lateinischen Sprachkontakts im Codex Buranus grundlegend Burghart Wachinger, *Deutsche und lateinische Liebeslieder. Zu den deutschen Strophen der Carmina Burana*, in: Ders., *Lieder und Liederbücher. Gesammelte Aufsätze zur mittelhochdeutschen Lyrik*, Berlin u.a. 2011, S. 97–123. [Zuerst in: Franz H. Bäuml (Hg.), *From symbol to mimesis. The generation of Walther von der Vogelweide*. (GAG 368) Göppingen 1984, S. 1–34]. Im Anschluss an Wachingers Thesen Kühne, *Deutsch und Latein* (wie Anm. 29), S. 57–73; Olive Sayce, *Plurilingualism in the Carmina Burana. A Study of the Linguistic and Literary Influence on the Codex*, Göttingen 1992. – Zu einer Revision der Walther-Überlieferung im Codex Buranus jetzt Daniel Eder: *Walther aus lateinischer Perspektive? Die Carmina Burana-Strophen 151a, 169a und 211a als Knotenpunkte intertextueller Konnektivität*, in: Ricarda Bauschke/Veronika Hassel (Hgg.), *Walther von der Vogelweide. Düsseldorfer Kolloquium 2018*, in Verb. mit Franz-Josef Holzngel u. Susanne Köbele. (Wolfram-Studien XXVI) Berlin 2020, S. 297–331.
- 50 Zur Entstehung des Codex Buranus an einem geistlichen Hof in Südtirol, eventuell dem Kloster Neustift bei Brixen, vgl. Georg Steer, *Carmina Burana in Südtirol. Zur Herkunft des cdm 4660*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 112 (1983), S. 1–37.
- 51 Franz Josef Worstbrock, *Politische Sangsprüche Walthers im Umfeld lateinischer Dichtung seiner Zeit*, in: Jan-Dirk Müller/Franz Josef Worstbrock (Hgg.), *Walther von der Vogelweide. Festschrift für Karl-Heinz Borck*. Stuttgart 1989, S. 61–80, hier S. 59.

über den im Codex Buranus fixierten Bestand hinaus – bis in die Frühe Neuzeit hinein keineswegs eine Seltenheit. Gisela Kornrumpf⁵² hat diesen Zusammenhang in mehreren Publikationen beleuchtet und dabei die rezeptive Aneignung der für die deutschsprachige Lyrik konstitutiven Formate (Minnesang, Sangspruchdichtung, Leich) akzentuiert, die „durch clerici, Notare, Geistliche, Schüler, Studenten“,⁵³ mithin Vertreter einer lateinisch gebildeten Funktionselite, erfolgt sei. Nicht nur zeichnet diese wohl für die Verschriftlichung deutschsprachiger Lieddichtung verantwortlich, sondern auch für die Übernahme von deren ‚Bauformen‘ und Melodien für eine produktive Instrumentierung in der Latinität, wobei es sich keineswegs ausschließlich um rein formale Nachbildungen (Kontrafakturen)⁵⁴ oder Eigenübersetzungen zweisprachig agierender Autoren handelt.⁵⁵ Die vielfältigen Modalitäten der lateinischen Adaptation deutschsprachiger Liedkunst reichen, wie Gisela Kornrumpf gezeigt hat, von formgetreuen Übertragungen, freieren Pendants bis hin zu einem von inhaltlichen Mustern gelösten Tongebrauch, „wie er nicht nur in der meistersingerlichen Tradition [...] üblich, sondern auch in der lateinischen Dichtung gang und gäbe war.“⁵⁶ Eine gewisse ‚Popularität‘ der volkssprachigen Liedformen und -typen reflektiert beispielsweise Konrad von Megenberg in seiner deutschen Übertragung des von Thomas von Cantimpré stammenden *Liber de natura rerum*, wenn er in einem eigenen Zusatz eine anhaltend aktuelle ‚Mode‘ der Geistlichen, weltliche Lieder anstelle der *tagzeit* zu singen, rügt: „sô singt der ainen

52 Vgl. Gisela Kornrumpf, Eine Melodie zu Marners Ton XIV in Clm 5539, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 107 (1978), S. 218–230; Kornrumpf, Ein deutsches Marienlied; Kornrumpf, Deutschsprachige Liedkunst (beide wie Anm. 29).

53 Kornrumpf, Deutschsprachige Liedkunst (wie Anm. 29), S. 112.

54 Zum lutorischen Potential von Kontrafakturen vgl. Nikolaus Henkel, Parodie und parodistische Schreibweise im hohen und späten Mittelalter, in: Seraina Plotke/Stefan Seeber (Hgg.), Parodie und Verkehrung. (Encomia Deutsch 3) Göttingen 2016, S. 19–43.

55 Solche sind bspw. bezeugt für Heinrich von Mügeln oder den Mönch von Salzburg. Zu diesen und weiteren Belegen Kornrumpf, Deutschsprachige Liedkunst (wie Anm. 29), S. 112f. Zu deutsch-lateinischen Interferenzen im Liedrepertoire des Mönch von Salzburg jetzt Stefan Rosmer, Der Mönch von Salzburg und das lateinische Lied. Die geistlichen Lieder in stolligen Strophen und das einstimmige gottesdienstliche Lied im späten Mittelalter. (Imagines Medii Aevi 44) Wiesbaden 2019.

56 Kornrumpf, Deutschsprachige Liedkunst (wie Anm. 29), S. 114.

Frawenlop, der ainen Marner, der ainen starken Poppen. der poppen ist sô vil worden, daz si der gotshäuser guot und êr verpoppeint.“⁵⁷

Obgleich tendenziös zugespitzt, so ist mit den Namen deutscher Dichter eine Liedkunst laikalen Ursprungs aufgerufen, die offenbar auch von den lateinisch geschulten Rezipienten keineswegs als inferior, sondern als literarisch ambitioniert und insofern als beachtenswert empfunden worden ist. Diese signifikante Konstellation dokumentiert „ein breites lateinisches Interesse an deutscher Strophenkunst“,⁵⁸ das besonders im Spätmittelalter aufgrund der günstigeren Überlieferungslage schärfere Konturen gewinnt: Den lateinischen Cantiones, die die formalen Modelle und zum Teil auch inhaltlichen Muster deutscher Vorlagen adaptieren,⁵⁹ ist gewissermaßen als Höhepunkt artifizierlicher wie sinnadäquater Formbeherrschung die Latinisierung von Frauenlobs *Marienleich* an die Seite zu stellen.⁶⁰ Dieser dem „Kunstprinzip poetischer Übersetzung“⁶¹ verpflichtete Transfer, der das Vers- und Strophenschema des deutschen Originals nachbildet und zudem die komplexe gedankliche Struktur der Strophen wiederzugeben sucht,⁶² verweist auf ein „poetisches Konzept[] von Textvermittlung“. Als formaler Typus ist er integraler Bestandteil einer ‚ganzheitlichen‘ Liedpraxis, in der sich „Deutsch und Latein auf vertraute Weise begegnen“. Als Funktionstyp hingegen steht er in einem historisch prägnanten Traditionszusammenhang, der sich an der gemeinsamen Überlieferung von deutschem Prätext und lateinischer Translation ablesen lässt.

57 Zitiert nach: Konrad von Megenberg. *Das Buch der Natur*. Hg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1861, S. 197. Dazu Kornrumpf, *Deutschsprachige Liedkunst* (wie Anm. 29), S. 113.

58 Kornrumpf, *Eine Melodie zu Marners Ton XIV* (wie Anm. 52), S. 230.

59 Vgl. Kornrumpf, *Ein deutsches Marienlied* (wie Anm. 29).

60 Mit weiterführenden Angaben einschlägig Kühne, *latinum super cantica canticorum* (wie Anm. 37). Zu Frauenlob siehe auch Susanne Köbele, *Frauenlobs Lieder. Parameter einer literarhistorischen Standortbestimmung*. (Bibliotheca Germanica 43) Tübingen 2003; Claudia Lauer/Uta Störmer-Caysa (Hgg.), *Handbuch Frauenlob*. Heidelberg 2018.

61 Kühne, *latinum super cantica canticorum* (wie Anm. 37), S. 6.

62 Zu den souverän gehandhabten Modifikationen auf der Ebene einzelner Versikel, die im Lateinischen in eine Strophenfolge transformiert werden, ohne den komplexen Gedankengang aus dem Blick zu verlieren, vgl. Kühne, *latinum super cantica canticorum* (wie Anm. 37), bes. S. 8–13.

63 Ebd., S. 7.

64 Kühne, *Deutsch und Latein* (wie Anm. 29), S. 70.

II.2 Funktions- und Überlieferungstypen

Die Simultan-Überlieferung von Vorlage und Adaptationsprodukt ist zwar nicht der Normalfall, doch wo sie auftritt, öffnet sie Perspektiven auf rezeptionsorientierte Interessen, intendierte Gebrauchskontexte oder Funktionalisierungen der jeweiligen deutsch-lateinischen Überlieferungstypen.⁶⁵ In diesem Sinne eignet der Adaptation eine (mindestens) doppelte Ausrichtung: Der Nachvollzug des formalen Modells kann – wird dessen Ursprung mitradiert – Reflexe eines differenten funktionstypologischen Status des aus der Volkssprache latinisierten Textes bieten, für den die Klassifizierung als ‚bloße‘ Übersetzung, Kontrafaktur etc. zu kurz greift.⁶⁶ Vielmehr repräsentieren planvolle Überlieferungssymbiosen von deutschem Prätext und lateinischem Translat einen historisch offensichtlich als bedeutsam eingestuften Mehrwert, der wohl gerade aus der unmittelbaren Kontrastierung zwischen dem Verfügbarhalten des ‚Alten‘ und dessen medialer Aktualisierung im ‚Neuen‘ seine historische Kontur gewinnt.

Für die lateinische Adaptation von Frauenlobs *Marienleich* hat Udo Kühne mit Nachdruck auf diese Bedeutungskomponente des Transfers hingewiesen: Die latinisierte Fassung des Leichs ziele nämlich keineswegs auf eine „Ersetzung oder Stellvertretung des Originals“, sondern fungiere aufgrund der festen überlieferungsgeschichtlichen Koppelung beider Versionen als eine Art „poetischer Kommentar“.⁶⁷ Dieser bediene sich zwar „der literarischen Form der Übersetzung“,⁶⁸ impliziere damit aber keine simple sprachliche Sicherung des Textverständnisses. Nicht zuletzt die divergierende handschriftliche Textpräsentation beider Fassungen deutet komplementäre Funktionszusammenhänge an: So lässt die lateinische Adaptation, welche die dem deutschen Leich durchgängig unterlegte Notierung des Melodieverlaufs in ein „Standardschema mittelalterlicher Wissensliteratur“ überführt,⁶⁹ einen Prozess prononcierter Akkomodation erkennen,

65 Vgl. dazu in Bezug auf deutsche Übersetzungen lateinischer Klassiker in der Frühen Neuzeit Bernd Bastert/Manfred Eikermann (Hgg.), *Klassiker im Kontext. Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Antikenübersetzungen in buchmedialen Übertragungsprozessen (1460/70 bis 1620)*. Bd. 1: Einleitung und Untersuchungen. Bd. 2: Quellen und Abbildungen. Tübingen (ersch. 2026).

66 In diesem Sinne argumentiert Kühne, *latinum super cantica canticorum* (wie Anm. 37), S. 6.

67 Zitate ebd., S. 4 u. S. 7.

68 Ebd., S. 7.

69 Ebd., S. 7.

der den deutschen Text „in eine vertraute Vorstellungswelt“⁷⁰ integriert. Als exemplarischer Funktionstyp wird er in seiner latinisierten Form rückgebunden an einen Formelschatz „lyrische[r] Liebessprache“,⁷¹ deren Bestand jenseits des einzelnen Idioms auf einer europäischen Ebene existiert.⁷² So dient die zweisprachige Überlieferungsgemeinschaft der Prozessierung ‚altneuer‘ Strukturen, Muster und Modelle: Ihre primäre, von der Latinität ausgehende Vermittlung an die Nationalsprachen schließt die produktive Rückkehrbewegung, in der die von volkssprachigen Dichtern entwickelten Novationen in einem poetischen Gesamtkontinuum mit dem ‚traditionellen‘ Form-, Inhalts- und Motivinventar interagieren, dezidiert mit ein.

Als Zeugnis für ein dynamisches Miteinander von Volkssprache und Latinität im Bereich poetischer Interaktion gilt auch der Überlieferungsbefund im Codex Buranus: Die Lieder der wohl – so Burghart Wachinger – nachträglich in die Sammlung aufgenommen Partie CB 132–186, „überwiegend deutschen Ursprungs“,⁷³ spiegeln als Überlieferungstypus eine „lateinisch-deutsche[] gemischtsprachige[] Kultursituation“.⁷⁴ Der „absichtsvoll geschaffene Zusammenhang“,⁷⁵ von deutschsprachigem Minnesang und lateinischer Liebesdichtung macht eine historische Kontaktzone von europäischer Dimensionierung im Bereich lyrischen Sprechens und Gestaltens evident.

Der übergängige Charakter von formalen Prinzipien und strukturellen Parallelen (Stichwort: Tonentlehnung) lässt eine literarisch instruierte Kommunikation über poetische Techniken und Möglichkeiten lyrischen Gestaltens der Zeit sichtbar werden. Darüber hinaus verweist die Kombination sprachverschiedener Strophen gleichen oder ähnlichen Baus als überlieferungshistorischer Funktionstyp auf

70 Kühne, *latinum super cantica canticorum* (wie Anm. 37), S. 9.

71 Ebd., S. 14.

72 Zum Ansatz einer „Varietät Lyriksprache“, rückgebunden an das mittelalterliche Latein als europäischer Literatursprache vgl. Kühne, *Deutsch und Latein* (wie Anm. 29), S. 71f. Zu den Bildungsverhältnissen deutscher Dichter, die rekursive Transferbewegungen erst ermöglichen, siehe Christoph Huber, *Der gebildete Dichter im hohen Mittelalter*, in: Rudolf W. Keck/Erhard Wiersing/Klaus Wittstadt (Hgg.), *Literaten – Kleriker – Gelehrte. Zur Geschichte der Gebildeten im vormodernen Europa*. (Beiträge zur historischen Bildungsforschung 15) Köln u.a. 1996, S. 171–189.

73 Wachinger, *Deutsche und lateinische Liebeslieder* (wie Anm. 49), S. 105.

74 Ebd.

75 Kühne, *Latein und Deutsch* (wie Anm. 29), S. 68.

ein interlingual verfügbares Repertoire an Formtypen und Textmodellen. In ihnen könnte sich eine Schicht des frühen Minnesangs konkretisieren, die von den später entstandenen Haupthandschriften deutschsprachiger Lyrik nicht erfasst wird.⁷⁶ Im Codex Buranus scheint sich, so Franz Josef Worstbrock, neben dem hohen Minnesang eine „deutsche Lieddichtung eigenen Gepräges“⁷⁷ anzudeuten, die in thematisch-formaler Hinsicht von der inhaltlichen „Fixierung auf das Thema der Minneklage“⁷⁸ sowie dem Muster der stollig gebauten Kanzone abzusetzen ist. Ihr Überlieferungshistorischer Ort in Gemeinschaft mit lateinischen Liedern dokumentiert Funktionskontexte und Konstellationen literarischen Lebens, für die eine produktive Begegnung von Volkssprache und Latinität zu den als selbstverständlich anzunehmenden Parametern literarischer Kommunikation gehört.

Gegenüber den dominierenden Grundannahmen zur lateinisch-deutschen Bilingualität lassen sich auch in anderen Sektoren vermeintlich unkonventionelle ‚Sonderfälle‘ beobachten. Ein solcher wird im Funktionstyp des Kommentars konkret. Dieser leistet im Rahmen der institutionalisierten Wissensaneignung, -konservierung und -vermittlung eine „exegetische Akkomodation“⁷⁹ des jeweils im Zentrum stehenden Textes an historisch gewandelte Verstehensbedingungen. Dabei wächst dem Haupttext infolge seiner, dem Paratext hierarchisch übergeordneten, strukturell hervorgehobenen Position eine gewisse Verbindlichkeit zu im Sinne einer kanonischen bzw. ‚klassischen‘ Geltung als *textus classicus*.

Der Kommentar erscheint damit gleichermaßen als Signum und Garant für die Dignität des Textes wie zugleich als „Indiz seiner besonderen Wertschätzung“.⁸⁰ Umso ‚überraschender‘ mag daher die Konstellation anmuten, wenn ein deutschsprachiger Text, zumal ein

76 Dieser Ansatz ist entwickelt bei Franz Josef Worstbrock, *Verdeckte Schichten* (wie Anm. 48).

77 Ebd., S. 85.

78 Ebd.

79 Jan Assmann, *Text und Kommentar. Einführung*, in: Jan Assmann/Burkhard Bladigow (Hgg.), *Text und Kommentar. Archäologie der literarischen Kommunikation IV*. München 1995, S. 9–33, hier S. 11.

80 Susanne Köbele, *Vom ‚Schrumpfen‘ der Rede auf dem Weg zu Gott. Aporien christlicher Ästhetik* (Meister Eckhart und das *Granum sinapis* – Michel Beheim – Sebastian Franck, in: *Poetica* 36 (2004), S. 119–147, hier S. 132.

mystisches Lied,⁸¹ zum Gegenstand einer solchen Praxis des gelehrten Umgangs mit den tradierten Bildungsinhalten gerät: das wohl um 1300 im thüringischen Raum und im Umkreis Meister Eckharts entstandene *Granum sinapis*, das ‚Senfkorn‘, ‚klein in der Substanz, groß in der Wirkkraft‘ – so der lateinische, dem Lied vom Kommentar zugewiesene ‚Titel‘ (*parvum in substantia, magnum in virtute* 2,1).⁸² Die Überlieferungssituation des *Granum sinapis* ist innerhalb der bekannten deutschsprachigen mystischen Lieder singulär: Sowohl in der ältesten, um 1400 entstandenen Basler Handschrift als auch in den restlichen Überlieferungszeugen der entsprechenden Filiation⁸³ ist es mit dem lateinischen Kommentar derart verschränkt bzw. in diesen geradezu inkorporiert, dass die jeweils besprochenen deutschen Einzelverse hinter dem lateinischen ‚Rahmen‘ zurücktreten. In dieser

81 Zur Übersicht über Entstehung, Verbreitung und Überlieferung der deutschsprachigen mystischen Lieder Judith Theben, *Die mystische Lyrik des 14. und 15. Jahrhunderts. Untersuchungen – Texte – Repertorium*. Berlin. (Kulturtopographie des alemannischen Raums 2) New York 2010.

82 Der ‚Titel‘ rekurriert programmatisch auf ein biblisches Gleichnis nach dem Markus-Evangelium (Mc 4,30). Der lateinische Text und die deutsche Übersetzung werden im Folgenden zitiert nach: Der lateinische Kommentar zum *Granum sinapis*. Hg. von Maria Bindschedler. (Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur 9) Basel 1949 (= ND Hildesheim u. a. 1985). Zum *Granum sinapis* vgl. einschlägig Kurt Ruh, Textkritik zum Mystikerlied *Granum sinapis*, in: Volker Mertens (Hg.), Kurt Ruh. Kleine Schriften. Bd. 2: Scholastik und Mystik im Spätmittelalter. Berlin/New York 1984, S. 77–93 (zuerst erschienen in: Hugo Moser/Rudolf Schützeichel/Karl Stackmann [Hgg.], Festschrift Josef Quint anlässlich seines 65. Geburtstages überreicht. Bonn 1964, S. 169–185); Kurt Ruh, „*Granum sinapis*“, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 3, Berlin/New York 1981, Sp. 220–224; Kurt Ruh, Meister Eckhart. Theologe, Prediger, Mystiker. München 21989, S. 47–59 (Kap. 4: Dionysische Mystik: *Granum sinapis*); Walter Haug, Meister Eckhart und das *Granum sinapis*, in: Horst Brunner/Werner Williams-Krapp (Hgg.), Forschungen zur deutschen Literatur des Spätmittelalters. Festschrift Johannes Janota. Tübingen 2003, S. 73–94; Köbele, Vom ‚Schrumpfen‘ der Rede (wie Anm. 80); Julia Frick, Der Kommentar als Modellfall sozialhistorischer Differenzierung. Lateinisch-deutsche Sprachlogiken in der Überlieferung des *Granum sinapis*, in: Maximilian Benz/Gideon Stiening (Hgg.), Nach der Kulturgeschichte. Perspektiven einer neuen Ideen- und Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Berlin/Boston 2022, S. 177–203.

83 Zu den beiden distinkten Filiationen, die sich an der Überlieferung des *Granum sinapis* abzeichnen und den deutschen Text einmal mit einem lateinischen Kommentar, einmal mit einer deutschen ‚Meditationsanleitung‘ verbinden, vgl. die Arbeiten von Ruh (wie Anm. 82) sowie die Übersicht bei Theben, *Die mystische Lyrik* (wie Anm. 81), S. 187f. Siehe dazu auch Ernst Hellgardt, *Ein andechtige betrachtunge*. Der deutsche ‚Kommentar‘ zum *Granum sinapis*, in: Gisela Vollmann-Profe/Walter Haug (Hgg.), Impulse und Resonanzen. Tübinger mediävistische Beiträge zum 80. Geburtstag von Walter Haug. Tübingen 2007, S. 301–322.

integralen und in der handschriftlichen Tradierung⁸⁴ stabilen Kombination von Text und Kommentar hat die Forschung ein Indiz auf eine ursprüngliche Konzeption, d.h. eine zeitnahe, wenn nicht gar simultane Entstehung des deutschen Liedes und lateinischen Paratexts gesehen.⁸⁵

Der Kommentar macht die verdichtete mystische Einheitsspekulation in der Form einer scholastischen Quaestio zum Gegenstand einer theologischen, terminologisch abgesicherten Auslegeordnung und damit zum *nucleus* einer ‚wissenschaftlichen‘ Diskussion.⁸⁶ Die im gelehrten Duktus gehaltene lateinische Kommentierung eines volkssprachigen Textes ist im Mittelalter an sich schon ein exzeptioneller Fall und insofern – jedenfalls aus einer neuzeitlichen Perspektive – ein veritabler Erwartungsbruch. Dass der Kommentar aber geradezu den ihm traditionellerweise auch graphisch übergeordneten *textus* dominiert,⁸⁷ ist ein Befund, der angesichts des Überlieferungstypus von Text und Paratext auf historische Funktionszusammenhänge verweist, in denen eine scholastisch grundierte Form der Auseinandersetzung mit der volkssprachigen Tradition mystischen Denkens wohl durchaus eine gewisse Relevanz besaß.⁸⁸

84 Vgl. die Übersicht bei Theben, *Die mystische Lyrik* (wie Anm. 81), S. 187f. Zwei fragmentarisch erhaltenen Textzeugen ist nicht mehr zu entnehmen, ob hier dem *Granum sinapis* ursprünglich ein Kommentar beigegeben war.

85 So schon Ruh, *Granum sinapis* (wie Anm. 82), Sp. 222: Der Kommentar „muß fast so alt sein wie das Lied“.

86 Der Quaestio-Kommentar repräsentiert eine Form wissenschaftlicher Diskussion, die sich einer dialektischen Methode der Textauslegung bedient: Auf der Basis einer hypothetischen Dissonanz werden mögliche Perspektiven hinsichtlich der Sinnkonstitution diskutiert und argumentativ gegeneinander abgewogen. Es handelt sich um ein den Strukturprinzipien der Logik verpflichtetes im scholastischen Kontext verbreitetes Verifikationsprinzip. Zu diesem Kommentartypus vgl. Matthias Hammele, *Das Bild der Juden im Johannes-Kommentar des Thomas von Aquin. Ein Beitrag zu Bibelhermeneutik und Wissenschaftsgeschichte im 13. Jahrhundert*. Stuttgart 2011, S. 65–72. Zur Typisierung scholastischer Vermittlungsmethoden vgl. Carmen Cardelle de Hartmann, *Lateinische Dialoge 1200–1400. Literaturhistorische Studien und Repertorium*. Leiden 2007.

87 Zu den ‚klassischen‘ Typen der hoch- und spätmittelalterlichen Text-Kommentar-Arrangements vgl. Gerhard Powitz, *Textus cum commento*, in: *Codices manuscripti 5* (1979), S. 80–89. Siehe grundlegend Glenn Most (Hg.), *Commentaries – Kommentare*. Göttingen 1999.

88 Vgl. zur zweisprachigen Ausrichtung des *Œuvre* Meister Eckharts Köbele, *Bilder* (wie Anm. 8). Zu seiner Inkriminierung durch die Inquisitoren Susanne Köbele, *Meister Eckhart und die ‚Hunde des Herrn‘. Vom Umgang der Kirche mit ihren Ketzern*, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 124 (2002), S. 48–73.

Wie am Beispiel der bilingualen Konstellationen lyrischen Zuschnitts lässt sich auch hier eine ähnliche Tendenz konstatieren: Die Formate der lateinischen Adaptation gehen nicht in einem rein vermittelnden Sinne zum Zweck der Verständnissicherung auf; in dem je spezifischen Miteinander der Sprachlogiken wird vielmehr eine dynamische Interferenz unterschiedlicher, doch auch stets rekursiv aufeinander bezogener Rezeptionsinteressen greifbar, die auf einen hinter dem Einzelbefund liegenden Sinnhorizont schließen lässt: Einen gerade nicht in sektoraler Hinsicht je kategorial distinkten Wirkungsort,⁸⁹ sondern eine – freilich noch näher zu konturierende – Kontaktzone zwischen Volkssprache und Latinität, die sich nur aus einer die literarhistorische Einheit statt Differenz fokussierenden Perspektive ansatzweise rekonstruieren lässt.

II.3 Gattungs- und Diskurstypen

Hinsichtlich einer Relationierung der jeweiligen Form und ihrer in der Überlieferung indizierten Funktionstypik mit kommunikativen, literarischen, wissenshistorischen, diskursiven, mithin kulturellen Kontexten erweist sich eine strikte Ebenendifferenzierung als methodisch verkürzt. Denn die Transferbewegung aus dem Deutschen ins Lateinische zeichnet sich auf einer strukturellen Ebene durch symptomatische, situativ teils heterogene, teils heterochrone Überlagerungen und Interferenzen aus, die quer stehen zu Fragen nach den Form-, Funktions- und Überlieferungstypen. Eine historische Spezifik manifestiert sich nicht zuletzt darin, dass das volkssprachige Material dabei an in der Latinität etablierte Text- und Gattungstypen angebunden oder in einen bestehenden diskursiven Bezugsrahmen eingespeist wird. Die dabei erfolgende Transformation formal-stilistischer Kategorien, semantischer Konstanten, gattungs- und diskurstypologischer Konzepte lässt eine ‚systemimmanente‘ Übergängigkeit erkennen, die den deutschen Ausgangstext mittels einer Akkomodation der jeweils vorliegenden Denkmuster und Modelle an tradierte Gattungs- bzw. je aktuell relevante Diskurstypen auf ein übergeordnetes literar-

89 Im Hinblick auf die Rezeptionsorte deutschsprachiger und lateinischer Dichtung mag das allerdings durchaus gelten. Vgl. am Spezialfall von Walthers politischer Lyrik Worstbrock, Politische Sangsprüche (wie Anm. 51), S. 59: „Walthers politische Sangsprüche und die ihnen kontemporären lateinischen Gedichte gehören Sektoren literarischer Kommunikation an, die, sprachlich, poetologisch, sozial voneinander geschieden, je für sich bestehen und sich nicht überschneiden.“

historisches Kontinuum hin öffnet. In einem lateinisch geprägten Kulturraum dominieren andere Darstellungsmodi, werden gattungsspezifische Markierungen über eine konventionalisierte Matrix literarischer Verweisstrukturen ermöglicht, die den volkssprachigen Text mit ‚neuen‘, aus der Sicht der Latinität etablierten Sinnhorizonten assoziieren. Diejenigen Sphären, in denen die deutsche Literatur am lateinischen Kulturraum partizipiert, bieten Einblicke in „Sektoren literarischer Kommunikation“,⁹⁰ die man bisher traditionellerweise als idiomatisch getrennte zu denken geneigt war. Hier könnte der Blick auf gattungs- und diskursgeschichtliche Interferenzen zwischen deutscher Literatur und der zeitgenössischen Latinität, wie ihn Daniel Pachurka jüngst im Zusammenhang mit der politischen Lyrik Walthers von der Vogelweide erprobt hat, zu einer Differenzierung beitragen.⁹¹

In dieses Feld gehört die bald nach der Entstehung von Hartmanns von Aue *Gregorius* durch Arnold von Lübeck vorgenommene lateinische Übertragung des Textes, die *Gesta Gregorii Peccatoris*. Arnold, ein Geistlicher, zunächst Mönch im Ägidienkloster in Braunschweig, seit etwa 1177 erster Abt des neu gegründeten St. Johannisklosters in Lübeck, überträgt das mittelhochdeutsche Werk im Auftrag Wilhelms von Lüneburg (1184–1213), des vierten Sohnes Heinrichs des Löwen.⁹² Der Text ist von der Forschung immer wieder – vor allem im Hinblick auf die Parameter sprachlicher Adaptation sowie ein historisches Verständnis von Gregors Schuld⁹³ – herangezo-

90 Worstbrock, Politische Sangsprüche (wie Anm. 51), S. 59; zum vollständigen Kontext oben, Anm. 89.

91 Vgl. Daniel Pachurka, Walthers und der lateinische Dichter Heinrich von Avranches. Eine Konstellation in der politischen Lyrik um 1213/15, in: Ricarda Bauschke/Veronika Hassel (Hgg.), Walthers von der Vogelweide. Düsseldorfer Kolloquium 2018, in Verb. mit Franz-Josef Holzner u. Susanne Köbele. (Wolfram-Studien XXVI) Berlin 2020, S. 333–351. Siehe in diesem Zusammenhang auch Fritz Peter Knapp, Walthers Leich und die lateinische Lyrik seiner Zeit, in: Bauschke/Hassel (Hgg.), Walthers von der Vogelweide, S. 353–370, ferner Christoph März, Walthers Leich und das Carmen Buranum 60/60a. Überlegungen zu einer Kontrafaktur, in: Cyril W. Edwards (Hg.), Lied im deutschen Mittelalter. Überlieferung, Typen, Gebrauch. Chiemsee-Colloquium 1991. Tübingen 1996, S. 43–56.

92 Zur Edition vgl. Arnold von Lübeck, *Gesta Gregorii Peccatoris*. Untersuchungen und Edition. Hg. von Johannes Schilling. (Palaestra 280) Göttingen 1986. Zitate im Folgenden nach dieser Ausgabe. Zu den Entstehungshintergründen Schilling (Hg.), Arnold von Lübeck, S. 16–18. Vgl. auch die instruktive Rezension durch Franz Josef Worstbrock, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 117 (1988), S. 69–74.

93 Vgl. exemplarisch die Beiträge von Peter F. Ganz, Dienstmann und Abt. *Gregorius Peccator* bei Hartmann von Aue und Arnold von Lübeck, in: Ernst-Joachim

gen, kaum jedoch als markantes Beispiel für weltlich-geistliche Kontaktzonen an Hof und Kloster fruchtbar gemacht worden.

Arnold gibt der lateinischen Fassung des *Gregorius* eigenständig komponierte Paratexte bei: eine Praefatio, die die Widmung an den adligen Auftraggeber trägt, einen inhaltsbezogenen Prolog und Epilog sowie eine Art Nachwort in Prosa – Paratexte, die den *Gregorius Peccator* in einer durch einschlägige Bibel- und Klassikerzitate schriftliterarisch grundierten gelehrten Tradition verankern.⁹⁴ Überdies schließt die Klassifizierung des Textes als Teil der ‚Gesta martyrum‘ an spezifische, im Medium der Latinität kodifizierte hagiographische Text- und Gattungstypen an.⁹⁵ Mag Arnold auch konstatieren, an seinem primären Wirkungsort keine Verwendung für derartiges Material zu haben (*usum legendi talia non habemus*, praef. 6), so dokumentiert die Konstellation aus volkssprachigem Prätext, adligem Auftraggeber und klerikaler Vermittlung, dass die literarische Kommunikationsstruktur keineswegs eindimensional zu denken ist.⁹⁶ Zwar dürfte der Wirkungsradius des *Gregorius Peccator*, wie der Herausgeber Schilling bemerkt, wohl kaum über den engeren personellen und räumlichen Umkreis seiner Entstehung hinausgekommen sein.⁹⁷ Nichtsdestoweniger repräsentiert er einen wichtigen ‚Baustein‘ für eine „integrative Perspektive“⁹⁸ auf die lateinischen Adaptationen deutschsprachiger Werke, die sich an einen ‚hofklerikalen‘

Schmidt (Hg.), Kritische Bewahrung. Beiträge zur deutschen Philologie. Festschrift für Werner Schröder zum 60. Geburtstag. Berlin 1974, S. 250–275; Volker Schupp, *Gregorius – der guote sündære* unter Rittern, Mönchen und Devoten, in: Günter Schnitzler/Gerhard Neumann/Jürgen Schröder (Hgg.), Bild und Gedanke. Festschrift für Gerhard Baumann zum 60. Geburtstag. München 1980, S. 165–186, sowie die Übersicht bei Schilling (Hg.), Arnold von Lübeck (wie Anm. 92), S. 40–44.

94 Zu diesem Aspekt Schilling (Hg.), Arnold von Lübeck (wie Anm. 92), S. 33.

95 Zur Frage nach den Optionen legendarischen Erzählens und ihrer Realisierbarkeit im volkssprachigen Register jetzt Julia Weitbrecht u.a., *Legendarisches Erzählen. Optionen und Modelle in Spätantike und Mittelalter*. (Philologische Studien und Quellen 273) Berlin 2019.

96 Ähnliches ließe sich am Beispiel der lateinischen Fassung des ‚Herzog Ernst‘ durch Odo von Magdeburg (mit Erzbischof Albrecht einem geistlichen Fürsten gewidmet) zeigen. Zu diesem Zusammenhang Kunze, *Lateinische Adaptation* (wie Anm. 28), S. 65.

97 Gemeint ist der Lüneburger Hof und die Stadt Lübeck. Dazu Schilling (Hg.), Arnold von Lübeck (wie Anm. 92), S. 25.

98 In Bezug auf eine ‚hofklerikale Perspektive‘ jetzt Maximilian Benz: *Volkssprachige Literatur und höfische Kultur um 1200*. Pasticcio über eine hofklerikale Perspektive, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte* 95 (2021), S. 1–21, hier S. 9.

Ansatz anschließen ließe: Das (Wieder-)Einspeisen deutschsprachiger Form- und Inhaltstypen, die sich ihrerseits in Auseinandersetzung mit der Latinität als solche erst etablieren, ‚zurück‘ in den gelehrten Sektor verweist auf eine literarische Infrastruktur, „die sich nicht in der Zuordnung zu *einer* sozialhistorisch spezifischen Gruppe erschöpft“, sondern auf „sehr wohl rekonstruierbare Interessen und Bedürfnisse *zwischen* Angehörigen des Adels, der Ministerialität und des Klerus am mittelalterlichen Hof“ verweist.⁹⁹

Bemerkenswert sind dabei spezifische Rückkoppelungseffekte: Wenn etwa in der Volkssprache entwickelte erzählerische Novationen an „alte lateinische Horizonte“,¹⁰⁰ d.h. auf der Basis sprachlich-formaler Kriterien sich konstituierende Gattungstypen und „textsortenspezifische Normen“ angeschlossen werden.¹⁰¹ Ihr semantisches Substrat beziehen sie aus der Partizipation an einem umfassenden literarischen Bezugssystem und können den volkssprachigen Text in diesem Sinne auf eine ihm allenfalls inhärente, in der breiten Tradition der Latinität vorgebildete Sinndeutung hin orientieren. Dass diese beispielsweise auch ‚korrigierender‘ Natur sein kann, dokumentiert die lateinische Adaptation der auf apokrypher Tradition beruhenden *Kindheit Jesu* Konrads von Fussesbrunnen. Sie gerät in der anonym überlieferten *Infantia Jesu* „unter eine geänderte, entschieden ‚verkündigende‘ (kerygmatische) Perspektive“.¹⁰²

Mit dem Übertrag in die Sphäre der Latinität geht ein Wechsel des literarischen Status der volkssprachigen Texte unmittelbar einher: Die *veritas latina* verleiht den unterschiedlichen ‚Spielarten‘ der Laiendichtung ein auratisches Moment von besonderer Dignität und legitimiert sie zugleich als Gegenstand gelehrter Lektüre, wie dies etwa am Beispiel der Überlieferung des *Granum sinapis* deutlich geworden ist. Ähnlich sichert die Überführung der neuen Möglichkeiten von Gotteserfahrung und -begegnung, die in der deutschsprachigen Visionsliteratur propagiert werden, in ein terminologisch und dogmatisch ‚abgesichertes‘ Terrain erst deren Geltung und Wertschät-

99 Benz, Volkssprachige Literatur und höfische Kultur um 1200 (wie Anm. 98), S. 9 u. S. 21.

100 Kunze, Lateinische Adaptation (wie Anm. 28), S. 71.

101 Ebd.: „Es ist aufschlußreich für die Wirkung textsortenspezifischer Normen, in welchem Maße sich die lateinische Rückführung der mittelhochdeutschen Dichtung wieder deren lateinischer Vorlage nähert.“

102 Ebd., S. 72.

zung.¹⁰³ Wie am Beispiel der *Lux divinitatis*, der latinisierten Fassung des ‚Fließenden Lichts der Gottheit‘ Mechthilds von Magdeburg, erscheint die lateinische Sprache auch in anderen Fällen als ‚Durchgangsstadium‘,¹⁰⁴ das den aus der Volkssprache gewonnenen Texten den Zugang zu spezifischen Diskursen eröffnet und sie in breiteren, tendentiell europäisch agierenden Kontexten rezipierbar macht. In ihrem Mittlerstatus ist sie zugleich Garant einer literarischen Ordnung sowie ein Wissensspeicher, der die darin eingeschriebenen Bestände dem kulturellen Gedächtnis verfügbar hält und die grundsätzliche Optionalität einer wiederum rekursiven Aneignung durch die Volkssprache(n) in sich birgt.¹⁰⁵

Dieses Phänomen gewinnt mit zunehmender Ausdifferenzierung und medialen Vernetzung innerhalb der europäischen *societas litteraria* an Quantität und Frequenz: Für die Frühe Neuzeit – ein Feld, auf dem die Übersetzungstätigkeit aktuell wohl am intensivsten erforscht wird¹⁰⁶ – lässt es sich für unterschiedliche Textsorten und Publikationsformen nachweisen. Dennoch gilt das Interesse der ‚umgekehrten‘ Richtung deutschsprachig-lateinischen Transfers auf diesem Gebiet vorzugsweise allenfalls dort, wo das Lateinische als „interkulturelle Gelenkstelle für muttersprachliche Texte“¹⁰⁷ profiliert werden kann, wie im ‚Paradebeispiel‘ der Adaptation von Sebastian Brants *Narrenschiff* durch seinen Schüler Jakob Locher.¹⁰⁸ Erst mit der an den zeitgenössischen humanistischen Diskurs anschließenden *Stultifera navis*, die als Vorlage für Rückübersetzungen in andere europäische Idiome und lateinische Neubearbeitungen des Themas diente, konnte das Werk seine die Einzelsprachen übersteigende Wirkung von überregionaler Dimension erlangen.¹⁰⁹ Ähnliches ließe

103 Am Beispiel der *Lux divinitatis* vgl. Nemes/Senne (wie Anm. 29).

104 Rekonstruiert bei Reinhold F. Gleis, (Neo-)Latin as a Meta-Language, in: *Humanistica Lovaniensia* 63 (2014), S. 3–25.

105 Die ‚Vermittlerrolle‘ der Latinität („rôle intermédiaire“) ist auch Teil der Forschungsinitiative ‚Tradlat‘. Vgl. Fery-Hue, Introduction, in: Fery-Hue (Hg.), *Traduire de vernaculaire* (wie Anm. 31), S. 20.

106 Vgl. dazu weiter oben, S. 28 sowie die Einleitung des Bandes.

107 Toepfer/Burschel/Wesche, Einleitung (wie Anm. 1), S. 13.

108 Zur *Stultifera navis* vgl. mit weiterführender Literatur Henkel, Sebastian Brant (wie Anm. 2), S. 500–536, sowie Frick, Konstruktionen des ‚Wahn‘ (wie Anm. 29).

109 Zur Wirkung der ‚Gelehrtenversion‘ des *Narrenschiffs* vgl. grundsätzlich Joachim Knappe, „Brant (Titio), Sebastian“, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, hier: Bd. 1, Berlin 2008, Sp. 247–283. Zu den lateinischen Bearbeitungen der *Stultifera navis* vgl. Julia Frick, Vom Marktwert eines Klassikers. *Navis stultifera* (1505): Eine kommentierte Adaptation von Sebastian Brants *Narrenschiff* durch Josse Bade (Iodocus Badius Ascensius), in: Peter Andersen/Nikolaus

sich für die lateinische Übersetzung des 1515 in Straßburg erstmals gedruckten *Ulenspiegel* (*Ulularum speculum*, 1558) oder eine entsprechende, auf der Basis der hochdeutschen Version (1544) erfolgte Bearbeitung des *Reyncke de Vos* (1579) zeigen.¹¹⁰

Die Orientierung an geänderten Prioritäten und Referenzgrößen literarischer Produktion bedingt alternative Strukturen der Umsetzung deutschsprachiger Texte in die Latinität. Sie macht sich vor allem in der Komponente einer potenziell kollektiven Verfügbarkeit der jeweiligen Translate für eine neue, in einer dezidiert humanistischen Bildung akkulturierte Öffentlichkeit bemerkbar. Insofern steht die jeweilige Instrumentierung volkssprachigen Materials in einem gesamteuropäischen Kontext, in dem die Verständigung über Form- und Funktionstypen, Gattungs- und Diskurstraditionen maßgeblich von der Teilhabe am Ideal der *studia humanitatis* geprägt ist. Gleichwohl erscheint gerade die Integration deutschsprachiger Bestände in die Latinität als Symptom für ein grundsätzliches Interesse am historisch gegenwärtigen volkssprachigen Literatursystem, das zumal im Rahmen des Diskurses um die literarische Inferiorität der ‚Germania‘ zu Buche schlägt: Der aemulative Agon, der, forciert von den deutschsprachigen Humanisten, auf eine Äquivalenz mit ihren italienischen ‚Kollegen‘ zielt.¹¹¹ Ausdruck der darin zutage tretenden sprachpatriotischen Tendenzen ist die Diskussion um die kulturelle Gleichrangigkeit der ‚Germania‘ mit dem sich auf die literarischen Errungenschaften der klassischen Antike stützenden Italien: Geführt wird der „nationale[] Diskurs“¹¹² von den intellektuellen Eliten der Zeit selbstverständlich im Medium der Latinität; das heißt zugleich, dass sich die Wahrnehmung volkssprachiger Wissensbestände, die als

Henkel (Hgg.), Sebastian Brant (1457–1521). Europäisches Wissen in der Hand eines Intellektuellen der Frühen Neuzeit. (Topographie des alemannischen Raums 13) Berlin/Boston 2023, S. 267–304.

110 Vgl. Martin M. Winkler, Der lateinische Eulenspiegel des Ioannes Nemius. Text und Übersetzung, Kommentar und Untersuchungen. (Frühe Neuzeit 24) Tübingen 1995; W. Günther Rohr, Zur Rezeption des Reyncke de Vos, in: Amand Berteloot (Hg.), *Reyncke de Vos – Lübeck 1498. Zur Geschichte und Rezeption eines deutsch-niederländischen Bestsellers.* (Niederlande-Studien. Kleinere Schriften 5) Münster 1988, S. 103–125. Die moralpädagogische Perspektivierung des lateinischen *Reyncke de Vos*-Bearbeitung wird in der zweiten Auflage (1574/75) durch den Untertitel *Speculum vitae aulicae* angezeigt.

111 Vgl. einschlägig Jörg Robert, Konrad Celtis und das Projekt einer deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. (Frühe Neuzeit 76) Tübingen 2003.

112 Dieter Mertens, Art. „Bebel, Heinrich“, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, hier: Bd. 1, Berlin 2008, Sp. 142–163, hier Sp. 160.

Ausweis ‚eigener‘ kultureller Leistungen der ‚Germania‘ instrumentalisiert werden können, nur über die gelehrte Diskurssprache vollzieht. Als prägender Akteur erscheint auf diesem Feld Heinrich Bebel, der mit seinen ins Lateinische transponierten Sammlungen genuin deutschsprachigen Materials, den *Facetiae* sowie den *Proverbia Germanica*, einen Beitrag leistet zur Profilierung der deutschen Sprache und Kultur innerhalb des *natio*-Diskurses,¹¹³ der gerade unter den Vertretern der deutschsprachigen Humanisten wie Wimpfeling, Brant und – allen voran natürlich – Konrad Celtis vehement geführt worden ist.¹¹⁴

Dass die lateinische Sprache auch im 17. Jahrhundert *das Medium* ‚wissenschaftlich-philologischer‘ Erschließung volkssprachiger Quellen ist, dokumentiert – um mit einem prägnanten Fallbeispiel zu enden – die von Martin Opitz 1639 veranstaltete Edition des frühmittelhochdeutschen *Annoliedes*.¹¹⁵ Mit einem umfangreichen lateinischen Stellenkommentar zum deutschen Text versehen, wird sie von ihrem Herausgeber als eine Art Baustein zu einer ‚Archäologie‘ altdeutscher Literatur und Kultur verstanden. Mit der *Annolied*-Ausgabe positioniert sich Opitz als gelehrte Stimme im sprach- und kulturgeschichtlichen Diskurs, der sich konkretisiert in den Editionen früher Dokumente einer ‚nationalsprachlichen‘ Vorzeit, wie sie Vulcanius für das Gotische, Merula für Williram von Ebersberg und Melchior Goldast für weiteres, u.a. dem Codex Manesse entnommenes Textmaterial

113 Vgl. Julia Frick, Literarische Räume und Reichweiten deutsch-lateinischer Interaktion in der Frühen Neuzeit. Eine Positionsbestimmung am Beispiel von Heinrich Bebel's *Proverbia Germanica* (1508), in: Wolkenhauer/Heideklang, *The Wrong Direction* (wie Anm. 35) [ersch. 2025]. – Zu den Texten vgl. Heinrich Bebel. *Patriotische Schriften. Sechs Schriften über Deutsche, Schweizer und Schwaben*. Übers., erl., und eingel. von Thomas Zinsmaier, Konstanz 2007. Ihre Programmatik im Rahmen des *natio*-Diskurses rekonstruiert Silvia Reuvekamp, Heinrich Bebel's *Proverbia Germanica* (1508). Zum Verhältnis von Latinität und nationalem Selbstbewusstsein im deutschen Humanismus, in: Nicola McLelland/Hans-Jochen Schiewer/Stefanie Schmitt (Hgg.), *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Tübingen 2008, S. 333–345.

114 Zum Zusammenhang vgl. Henkel, Sebastian Brant (wie Anm. 2), S. 36–38.

115 Vgl. Ernst Hellgardt, Die Rezeption des *Annoliedes* bei Martin Opitz, in: Peter Wapnewski (Hg.), *Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium*. (Germanistische Symposien Berichtsbände 6) Stuttgart 1986, S. 60–79. Siehe auch den Überblick in Uta Goerlitz, *Literarische Konstruktion (vor-)nationaler Identität seit dem *Annolied*. Analysen und Interpretationen zur deutschen Literatur des Mittelalters (11.–16. Jahrhundert)*. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 45 [279]) Berlin/New York 2007, bes. S. 47–104.

des Früh- und Hochmittelalters geboten haben.¹¹⁶ Die damit zu demonstrierende literarische Tradition des Deutschen fungiert als sprachgeschichtliches Argument gegen eine – gemessen an den Leistungen der Nationalliteraturen der Romania empfundene – Defizienz der Gegenwartssprache, deren Status als notwendiges Korrelat zu einem rein lateinisch grundierten Kommunikations- und Literaturbetrieb wissenschaftlich begründet wird.¹¹⁷

Das Beispiel *Annolied* zeigt, wie weit die Transformation der ursprünglichen Gattungs- und Diskurszusammenhänge der jeweiligen Texte bei ihrer Eingliederung in die Sphäre der Latinität gehen kann: Auch wenn die Versform des Textes gewahrt bleibt, erscheint er durch die Integration in eine von lateinisch geschulten Spezialisten geführte gelehrte Debatte in einem grundsätzlich anderen Funktionskontext als die der Druckausgabe zugrundeliegende handschriftliche Vorlage, in der das *Annolied* wohl mit der Hoheliedparaphrase des Williram von Ebersberg zusammengestellt gewesen ist.¹¹⁸ Mit den medialen Vervielfältigungsstrategien entstehen also neue Formen literarischer Kommunikation, deren Reichweite die bisherigen, zu meist auf personellen Bindungen beruhenden Distributionsmöglichkeiten beträchtlich übertrifft: In gewissen Subsystemen kann die Volkssprache gar zur Impulsgeberin aktuell virulenter Themen avancieren, wie z.B. auf dem Sektor des ‚Neue-Welt‘- oder des politischen Tages-Schrifttums.¹¹⁹ Hier wird die deutsche Sprache selbst zum Ve-

116 Zum literarhistorischen Umfeld der Ausgabe vgl. Opitz' Anno. The Middle High German *Annolied* in the 1639 Edition of Martin Opitz. Ed. by Graeme Dunphy, Glasgow 2003 (Scottish Papers in Germanic Studies 11), bes. S. 12–24.

117 Zum Zusammenhang vgl. Julia Frick, Alte und neue Kontinuitäten. Die kommentierte *Annolied*-Ausgabe (1639) des Martin Opitz als Indikator literarhistorischer Kanonisierungsprozesse, in: Tobias Bulang u.a. (Hgg.), Kommentieren als Kulturtechnik. Relationalität – Medialität – Resonanz. Tagung des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Frühneuzeitforschung (12.–14. Juli 2023), Wiesbaden [ersch. 2025]. – Die literaturreformerische Tendenz in Opitz' lateinischer ‚Programmschrift‘ *Aristarchus* analysiert Jörg Robert, Martin Opitz und die Konstitution der Deutschen Poetik. Norm, Tradition und Kontinuität zwischen *Aristarch* und *Buch von der Deutschen Poeterey*, in: Euphorion 98 (2004), S. 281–322.

118 Opitz informierte Christian Hofmann von Hoffmannswaldau brieflich über den Handschriftenfund. Die einschlägigen Informationen sind zusammengestellt in: Martin Opitz. Lateinische Werke Bd. 3 (1631–1639). Hg., übers. und komm. von Veronika Marschall/Robert Seidel. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts) Berlin/Boston 2015, S. 606. Der frühere Aufbewahrungsort der Handschrift wird angegeben mit: Stadtbibliothek Breslau (Cod. R 347) [Kriegsverlust].

119 Zu den lateinischen Adaptationen des deutschsprachigen *Neue Zeyttungen*-Segments Thurn, Neulatin und Volkssprachen (wie Anm. 28), S. 365–456. – In

hikel kulturgeschichtlicher (Neu-)Entdeckungen, die sie an eine literarisch interessierte, durchaus heterogen strukturierte Öffentlichkeit vermittelt und damit auch den zeitgenössischen lateinischen Diskursrahmen produktiv mitgestaltet.

III. ‚Übersetzungskulturen‘: Eine Neuperspektivierung

Der exemplarische Blick auf Paradigmen deutsch-lateinischer Adaptation im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit hatte zum Ziel, eine Leerstelle aktueller Forschung auszuleuchten und typologisch differenzierte Ansätze für eine systematische Perspektivierung deutsch-lateinischen Sprachtransfers zu präsentieren. In den erhaltenen Zeugnissen zeichnet sich eine vielschichtige Dimension füreinander ‚durchlässiger‘ Interferenzphänomene ab, die sich in produktiven Adaptationsprozessen nach beiden Seiten hin formieren und insofern eine „relative Einheit der lateinischen und volkssprachigen Sphären“¹²⁰ zu erkennen geben. In diesem Zusammenhang lässt sich die „Frage nach dem funktionalen Verhältnis von Latein und Volkssprache“, die schon von Nikolaus Henkel und Nigel Palmer gestellt worden ist,¹²¹ nur über eine Zusammenschau der komplementären Verfahren literarischer Interaktion zwischen Deutsch und Latein in ihren je historisch spezifischen Kontexten und Diskurstraditionen adäquat erfassen.

dieses Feld gehört auch die rasche Aufnahme zunächst in der Volkssprache publizierter Reiseberichte (Columbus, Marco Polo, Hans Staden), vgl. dazu Christine Gardat-Ouerfelli, La ‚version LA‘ du récit de Marco Polo. Une traduction humaniste?, in: Fery-Hue (Hg.), Traduire en latin (wie Anm. 31), S. 131–148; Christine Gardat-Ouerfelli, De insulis nuper inventis. La diffusion des découvertes de Christophe Colomb en latin, in: Fery-Hue/Zinelli (Hgg.), Habiller en latin (wie Anm. 31), S. 169–182; Christian Kiening, Ordnung der Fremde. Brasilien und die theoretische Neugierde im 16. Jahrhundert, in: Klaus Krüger (Hg.), *Curiositas*. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit. (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 15) Göttingen 2002, S. 61–109; Bernd Bastert/Lina Herz, Gold und Kannibalen. Über Echokammern der ‚Neuen Welt‘ in deutschsprachigen Reiseberichten des 16. Jahrhunderts, in: Amelie Bendheim/Jennifer Pavlik (Hgg.), Fake News. Von Fakten und Fiktionen in Literatur und Medien, Bielefeld 2022, S. 105–128. – Siehe mit Bezug auf Zeitlichkeitsphänomene Christian Kiening, Zeit in Bewegung. Die Temporalität des Reisens, 1350–1650, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geistesgeschichte 93 (2019), S. 363–370, sowie ders., Neue Welten – alte Zeiten. Die Temporalität des Entdeckens in der frühen Neuzeit, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geistesgeschichte 93, S. 493–509.

120 Pachurka, Einleitung des Bandes, S. 18.

121 Henkel/Palmer, Latein und Volkssprache (wie Anm. 9), S. 7.

Die Präsenz von Texten deutschsprachigen Ursprungs in der jeweils aktuellen, auf dem Fundament der Latinität aufruhenden Literaturlandschaft impliziert eine Figur der Integration, die zentrale Systemstellen, mediale und epistemologische Grundkonstanten in Mittelalter und Früher Neuzeit fokussiert. Sie dokumentiert gemeinsame Areale der auf den ersten Blick distinkten Sektoren, in denen (lateinische) Tradition und (volkssprachige) Novation sich zu Mustern literarhistorischer Kanonbildung verbinden. Obwohl von begrenzter Reichweite, erscheint die vernakulärsprachige Domäne auf spezifischen Feldern als integraler Bestandteil des Selbstverständnisses einer europäischen Literatursprache, die sich im Spannungsfeld gewandelter bildungs- und mediengeschichtlicher, rezeptions- und kulturhistorischer (Funktions-)Kontexte und in Auseinandersetzung mit der Gelehrtenkultur konsolidiert. Die Vernetzung deutschsprachiger Wissensbestände mit einem literarischen Referenzhorizont, in dem das einzelne Objekt an traditionellen Formen der Sinnbildung partizipiert, gekoppelt ist an ein konventionalisiertes Inventar sprachlich-formaler und literarischer Muster, vollzieht sich freilich nicht ‚bruchlos‘. Weil mit dem ‚Bekannten‘ neue Inhalte und Modelle amalgamiert werden, lassen sich im selben Zuge Transformationen beobachten: Das Changieren der Adaptationstypen zwischen Gattungsbezug und Entgrenzung, zwischen textimmanenten Strukturen, literarischen Schemata und deren produktiver Anverwandlung, Modifikation oder auch Inversionen, zwischen bildungs- und sozialhistorischen, aber auch wissensgeschichtlichen Konstituenten lässt ein Potential zur Freisetzung dynamischer Emergenzprozesse beobachtbar werden, die die volkssprachigen Texttypen an neue Diskursformationen und tradierte literarische Genres anschließen, diese im Gegenzug aber auch übersteigen können.

Noch einmal: Der Beitrag versteht sich als Plädoyer dafür, die Denk- und Fragerichtung gegenüber den konventionellen Ansätzen, die den Einfluss der musterbildenden lateinischen Sprache auf die in dieser Hinsicht inferiore volkssprachige Lexik, Morphologie, Semantik, Syntax etc. analysieren,¹²² umzukehren. Denn die – außerhalb kanonischer Schulübung zu situierende – Übernahme vernakulärsprachigen Materials in die Latinität verweist auf Sektoren, in denen die deutsche Sprache offensichtlich einen gewissen Innovationswert behaupten kann, der die Aufnahme aktueller literarischer Tendenzen

122 Die Ansätze sind zusammengefasst in Besch, Sprachgeschichte (wie Anm. 4).

und narrativer Neuprägungen in das latein-europäisch perspektivierte Literatursystem legitimiert. Vor dem Hintergrund dieser heuristischen Annahme lassen sich neue Fragen formulieren, die gegenüber den bekannten lateinisch-deutschen ‚Normalfällen‘ rekursive Wortbildungs- und Semantisierungsprozesse, diskursspezifische Begriffsbildungen und narratologische Konzeptualisierungen, material-mediale Gebrauchskontexte oder Performativitätsaspekte ins Zentrum rücken. Genauer: Werden nur Neuerungen auf der Formseite rezipiert (Stichwort: Kontrafakturen) oder auch inhaltliche Spezifika bspw. eines höfisch-laikalen Interessensursprungs aufgenommen? Welcher Funktionsstatus kommt der simultanen Überlieferung deutsch-lateinischer Textensembles zu – jenseits einer rein formtypologischen (z.B. melodischen oder metrischen) Relationierung? Gibt es Änderungen auf der Ebene der Mikro- und Makrostruktur der Texte, die bestimmte Partien (z.B. Prolog, Epilog) als disponibel erscheinen lassen? Und bieten diese Faktoren Erkenntnisfortschritt hinsichtlich eines vertieften Verständnisses mittelalterlicher (und nicht nur volkssprachiger) Autorschaftsmodelle? Wo lässt sich die Arbeit an narrativen Verfahren, lexikalischen und semantischen Konstrukten der deutschen Sprache im Modus der Latinität beobachten?¹²³ Mit welchen Implikationen für die jeweiligen diskursiven Formationen und Modelle (z.B. im Bereich der Mystik)? Auf welchen Feldern entstehen Emergenzphänomene im Spannungsfeld alt-neuer Gemengelagen von Form-, Inhalts-, aber auch Gattungs- und Diskursinterferenzen? Und wie ist dabei die Verflechtung lingualer und materialer Transferprozesse einzustufen – z.B. in Bezug auf spezifische Form- und Überlieferungstypen, die sich mit gattungs- und diskurstypologischen Zusammenhängen verschränken bzw. diesen zuwiderlaufen? Nicht zuletzt ließe sich gerade im Hinblick auf die Herausbildung ‚neuer‘ Medien in der Frühen Neuzeit fragen, inwieweit auch ökonomische Erwägungen für die Adaptation deutscher Texte ins Lateinische eine Rolle spielen, wie sie z.B. für Hans Stadens *Warhaftige His-*

123 Hinsichtlich narrativer Aktualisierungen und Modifikationen (z.B. *abbreviatio* und *amplificatio*) im lateinischen (Wieder-)Erzählen vgl. Bezner, Zwischen ‚Sinnlosigkeit‘ und ‚Sinnhaftigkeit‘ (wie Anm. 45), S. 215: „Dies indes impliziert auch: so sehr Amplifikationen (gerade in volkssprachigen) erzählenden Texten des Mittelalters den Fortgang des Erzählens brechen, aufhalten, aufheben mögen, um dadurch Raum für die Inszenierung von Autorrollen oder für kommunikative Interaktion zu schaffen, eben diese Ebene geht über den Horizont der ‚Ars versificatoria‘ hinaus.“

*toria*¹²⁴ oder für andere, in der Volkssprache erfolgreiche Werke wie das *Narrenschiff* anzusetzen wären, die als regelrechte ‚Bestseller‘ den Absatz innerhalb eines internationalen Marktes zusätzlich steigern sollten.¹²⁵

Die Interaktion der kommunikativen Arenen von Deutsch und Latein im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit ist so vielfältig wie bisher – noch – unübersehbar. Primäres Anliegen muss es sein, auf der Grundlage einer systematischen typologischen Erfassung der Transferphänomene den Fragehorizont nach unterschiedlichen Richtungen zu spezifizieren. Eine erste Annäherung an Dimensionen der ‚Übersetzungskulturen‘, die in der Forschung bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben sind, hat der Beitrag skizziert. Nur auf einer breiteren Materialbasis lassen sich Aspekte wie solche einer historischen Semantik, Begriffs- und Diskursgeschichte oder medial indizierten Textpragmatik präziser konturieren.

124 Zu den lateinischen Übersetzungen volkssprachiger Reiseberichte vgl. Bastert/Herz, Gold und Kannibalen (wie Anm. 119), bes. S. 109–111.

125 Die Drucküberlieferung des *Narrenschiffs* und der *Stultifera navis* ist dokumentiert in Joachim Knappe/Thomas Wilhelmi, Sebastian Brant Bibliographie. Werke und Überlieferungen. (Gratia 53) Wiesbaden 2015. Zur europäischen Dimension des *Narrenschiffs* vgl. jetzt Christine Grundig, Vom Narren Machen. Autorschaft und Paratextualität in europäischen Narrenschiffen um 1500. Basel 2024. Siehe auch die digitalen Editions- und Erschließungsprojekte ‚Narragonien digital‘ und ‚Narragonia Latina‘ der Universität Würzburg: [<https://www.narragonien-digital.de/exist/index.html>]; [<https://www.narragonia-latina.de>].

**Antike Tugendlehre im 12. und 13. Jahrhundert, oder:
Warum es keine volkssprachigen Übersetzungen
von Ciceros *De officiis* gibt**

„Nulla enim vitae pars neque publicis neque privatis neque forensibus neque domesticis in rebus, neque si tecum agas quid, neque si cum altero contrahas, vacare officio potest in eoque et colendo sita vitae est honestas omnis et neglegendo turpitudine.“¹ Mit diesen Worten empfiehlt Marcus Tullius Cicero seinem Sohn Marcus die Lektüre seines Spätwerkes, *De officiis*, in dem er die Pflichten diskutiert, welche ein Mann von Rang in seinen täglichen Angelegenheiten zu beachten habe. Cicero betrachtet die Moralphilosophie seines Werkes als eine praktische Lebenslehre, als Anleitung zum rechten Handeln in seiner Gesellschaft, obgleich es ihm auf die Systematik der Tugenden und ihre Beziehung zueinander ankommt. In Form eines Brieftraktates an den studierenden Sohn adressiert, richtet sich *De officiis* gleichwohl an eine breitere Öffentlichkeit und wird in den folgenden Jahrhunderten breit rezipiert. Noch Friedrich der Große bezeichnet es als „das beste Werk über die Moral, das je geschrieben wurde und das man schreiben könnte“.²

Bereits unter den frühen christlichen Autoren wurde das Werk verarbeitet und an die neue christliche Moralität angepasst. Ambrosius, der Bischof von Mailand, bietet in seinem nach 386 verfassten *De officiis ministrorum* die erste zusammenhängende Darstellung der

-
- 1 Cicero, *De officiis*. Übers., kommentiert und hg. von Heinz Gunermann. (Reclams Universal-Bibliothek 1889) Stuttgart 1976, I, 4.: „Denn kein Gebiet des Lebens kann von der Pflicht frei sein, weder in politischen noch in privaten Belangen, weder in die Öffentlichkeit noch in die Familie betreffenden Fragen, weder wenn du auf dich allein gestellt bist noch dich mit einem anderen zusammentust, und auf ihrer Pflege beruht jede sittliche Lebensqualität und auf ihrer Vernachlässigung sittliche Minderwertigkeit.“ Der lat. Text von *De officiis* und die Übersetzungen werden dieser Ausgabe entnommen.
 - 2 Oeuvres de Frédéric II, roi de Prusse. Publiées du vivant de l'Auteur. T. III. De la littérature Allemande. Berlin 1789, S. 98: „[L]e meilleur ouvrage de morale, qu'on ait écrit et qu'on puisse écrire“.

christlichen Ethik. Nicht nur der Titel bietet eine unzweideutige Reminiszenz an Ciceros Werk, sondern auch der Aufbau folgt im Wesentlichen der ciceronischen Pflichtenlehre. Auch Augustinus folgt *De officiis* in weiten Teilen, wobei dieser natürlich die Rolle weltlicher Lehrer – selbst von Vätern – gegenüber der göttlichen Gnade zurückstellt. Im Mittelalter schließlich ist *De officiis* neben *De inventione* das am meisten rezipierte Werk Ciceros. Thomas von Aquin, Marsilius von Padua, Petrarca, Baldessare Castiglione oder Erasmus von Rotterdam beziehen sich explizit in ihren Schriften darauf. Es wird der erste klassische Text sein, welcher gedruckt wird.³

Im Hochmittelalter erlebte die Cicero-Rezeption einen neuen Höhepunkt und die Werte und Konzepte aus seinem Werk, spezifisch aus *De officiis* finden sich in einer Vielzahl volkssprachiger Texte wieder.⁴ Dennoch wird vor dem 15. Jahrhundert keine Übersetzung des Werkes angefertigt.⁵ Hochmittelalterliche Bearbeiter der ciceronischen Pflichtenlehre übernehmen diese nicht direkt aus dem Werk, sondern über den Umweg eines hochmittelalterlichen Florilegiums, des *Moralium dogma philosophorum*.

Dieser Aufsatz verfolgt die Frage, welche Rolle die Tugenden aus *De officiis* im Hochmittelalter spielten und welche sozialen Gruppen an ihnen interessiert waren. Dazu soll zunächst umrissen werden, wie Ciceros Pflichtenlehre in seinem zeitgenössischen Kontext verortet werden muss. Dann überblicken wir die hochmittelalterlichen Bearbeitungen vor dem Hintergrund wichtiger Veränderungen in der Wissenskultur der Zeit. Schließlich sollen die unterschiedlichen Be-

3 Vgl. Michael Winterbottom, The Transmission of Cicero's *De Officiis*, in: The Classical Quarterly NS 43, 1 (1993), S. 215–242.

4 Vgl. Norman E. Nelson, Cicero's *De officiis* in Christian thought, 300–1300. (University of Michigan Publications. Language and Literature, 10) Ann Arbor 1933.

5 Die erste deutsche Übersetzung, *Von den Ampten*, stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, vgl. Jessica Ammer, Der deutsche Cicero. Untersuchungen zu Ciceros »De Officiis« in der Rezeption des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nebst Edition der ersten deutschen Übersetzung. (Super alta perennis. Studien zur Wirkung der Klassischen Antike 21) Bonn 2020, S. 279 mit Textausgabe auf S. 293–691. Die erste französische Übersetzung von Enguerrand Bourré datiert auf 1461–72; Lucas, Robert H., Medieval French Translations of the Latin Classics to 1500, in: Speculum 45:2 (1970), S. 225–253, hier S. 237; im Druck erschienen als *Ung tres noble et eloquent livre nommé Marcus Tullius Cicero, de Officiis, contenant troys volumes parlant de justice et injustice et des quatre vertuz cardinales*, hg. von Claude Dayne, Lyon 1496. Ammer, Der deutsche Cicero, S. 713 bemerkt, dass sich besonders im 13. Jahrhundert viele Autoren auf das *Moralium dogma philosophorum* stützen, statt direkt auf *De officiis* zurückzugreifen, fragt aber nicht nach den Gründen.

arbeiten des Hochmittelalters und ihre Beziehungen untereinander detaillierter analysiert werden, um über die Adaptationen an der Tugendlehre Aufschluss über neue Rezipientenkreise und die Werte ihrer sozialen Kontexte zu gewinnen. Gemäß der Konzeption dieses Bandes soll dabei vor allem das Verhältnis der lateinischen hochmittelalterlichen Vorlage zu seinen deutschen Bearbeitungen, vergleichend aber auch die französischsprachige Rezeption untersucht werden, um anhand der Unterschiede deutlicher herauszuarbeiten, welche Rezipientengruppen die Adaptationen erreichte und welche unterschiedlichen Ansprüche diese an moralische Belehrung stellten. Es soll dabei gezeigt werden, dass das *Moralium dogma philosophorum* durch die Sammlung von klassischen *auctoritates*, die Systematisierung der Tugenden und die Betonung des handlungspraktischen Aspektes die Tugendlehre des *De officiis* für Entwicklungen in der Wissenslandschaft des Hochmittelalters aufbereitete und somit den volkssprachigen Bearbeitungen den Boden ebnete.

I. Vom Vater an den Sohn: *De officiis* in seiner Zeit

Cicero verfasste seine Pflichtenlehre in der Zeit seines Exils, in der er sich insbesondere mit moralischen Fragen der Gesellschaft beschäftigte. Nur kurz zuvor entsteht sein Dialog *Laelius de amicitia* über die Arten und den Wert der Freundschaft.⁶ In *De officiis* wendet er sich nun in Briefform an Marcus, der zu diesem Zeitpunkt bei Ciceros Freund, dem Peripatetiker Kratippos, studierte. Dem Proömium, in welchem Cicero ausführlich den Nutzen seiner moralphilosophischen Überlegungen, auch in Abgrenzung zu seinen Quellen,⁷ erläutert, folgt

6 Marcus Tullius Cicero, *Cato maior de senectute*: Über das Alter & *Laelius de amicitia*: Über die Freundschaft, übers. von Max Faltner (Sammlung Tusculum), Berlin 52013.

7 In einem seiner Briefe an Atticus benennt Cicero Panaitios von Rhodos als Hauptquelle des *De officiis* (Cicero, *Epistulae ad Atticum*, 16.11.4). Im Proömium zum dritten Buch seiner Pflichtenlehre stellt er heraus, dass die Philosophie, so auch Panaitios in seinem Werk über die Pflichten, die konfligierenden Ansprüche der Tugenden bisher nicht hinreichend gelöst haben, Cicero, *De officiis*, III, 7–19. Er unterstreicht damit, wie bereits in anderen Proömien zu seinen Schriften, seine Weiterentwicklung der griechischen Philosophie für die Lateiner, so wie er auch mit seinem *De officiis* in Konkurrenz zu Marcus' Lehrer Kratippos tritt. Vgl. Ingrid Frings, Struktur und Quellen des Proömiums zum I. Buch Ciceros *De officiis*, in: Prometheus 19, 1–2 (1993), S. 169–182. Zur Eigenständigkeit Ciceros *De officiis* von Panaitios' Werk und zu seiner Nutzung anderer Quellen

ein Überblick über den Aufbau seiner Tugendlehre: Das erste Buch behandelt die Pflichten des Ehrenhaften (*honestum*), bestehend aus den vier Kardinaltugenden, das zweite die für den Menschen nützlichen Pflichten (*utilis*), und das dritte Buch diskutiert Situationen, in denen diese miteinander in Konflikt geraten können. Der Gegensatz zwischen *utilis* und *honestum* wird schlussendlich auch aufgelöst – was ehrenhaft ist, ist stets auch von Nutzen. Bereits bei der Behandlung der Kardinaltugenden, Weisheit (*prudentia*), Gerechtigkeit (*iustitia*), Seelengröße und Tapferkeit (*magnanimitas* und *fortitudo*) und Sinn für Ordnung und Maß (*moderatio* und *temperantia*), erkennt Cicero an, dass sie miteinander unvereinbar scheinen können und daher entschieden werden müsse, welche Vorrang haben sollen.⁸ Pflichten gegenüber der Gesellschaft gibt Cicero daher Vorzug gegenüber solchen, welche theoretischer Natur sind oder nur die individuelle Ehre betreffen.⁹ Während das Streben nach Wahrheit, die *prudentia*, die natürlichste Tugend der Menschen sei, und jene, die sie vom Tier unterscheide, bestehe der höchste Wert der Tugenden jedoch im Handeln: „virtutis enim laus omnis in actione consistit“ (*De officiis*, I, 6). Trotz der zentralen Rolle der *prudentia* steht für Cicero die Gerechtigkeit unter den Tugenden an erster Stelle, da sie am *bonum commune*, ihrer Relevanz für das Gemeinwesen gemessen werden, und die Moralphilosophie eine praktische Wissenschaft ist:¹⁰ „Placet

vgl. Andrew R. Dyck, Notes on Composition, Text and Sources of Cicero's *De Officiis*, in: *Hermes* 112,2 (1984), S. 215–227.

8 Zu den Kardinaltugenden bei Cicero vgl. Ammer, *Der deutsche Cicero* (wie Anm. 5), S. 89–92.

9 Vgl. Cicero, *De officiis* (wie Anm. 1), I, 15: „Sed omne, quod est honestum, id quattuor partium oritur ex aliqua. Aut enim in perspicientia veri sollertiaque versatur aut in hominum societate tuenda tribuendoque suum cuique et rerum contractarum fide aut in animi excelsi atque invicti magnitudine ac robore aut in omnium, quae fiunt quaeque dicuntur ordine et modo, in quo inest modestia et temperantia.“ („Aber alles, was sittlich gut ist, entspringt einem der vier Teilbereiche. Denn es beruht erstens auf der Fähigkeit und Gewandtheit in der Erkenntnis der Wahrheit, zweitens auf dem Schutz der menschlichen Gemeinschaft, darauf, dass jedem das ihm Zukommende zugeteilt wird und auf der Verlässlichkeit bei Vereinbarungen, drittens auf der Größe und Stärke eines erhabenen und unbesiegbaren Geistes und viertens auf dem Sinn für Ordnung und Maß in allen Taten und Äußerungen, was Mäßigung und Selbstbeherrschung ausmacht.“)

10 Vgl. Cicero, *De officiis* (wie Anm. 1), I, 20: „De tribus autem reliquis latissime patet ea ratio, qua societas hominum inter ipsos et vitae quasi communitas continentur; cuius partes duae: iustitia, in qua virtutis splendor est maximus [...], et huic coniuncta beneficentia, quam eandem vel benignitatem vel liberalitatem appellari licet“ („Von den übrigen drei vernunftgemäßen Verhaltensweisen ist

igitur aptiora esse naturae ea officia, quae ex communitate, quam ea, quae ex cognitione ducantur [...] quibus rebus intellegitur, studiis officiisque scientiae praeponenda esse officia iustitiae, quae pertinent ad hominum utilitatem, qua nihil homini esse debet antiquis.“¹¹ Während die Weisheit in der Theorie verbleibe, richte die Gerechtigkeit (gemeinsam mit der Freigiebigkeit) in der Praxis die Ordnung zwischen den Menschen ein. Sie stelle nämlich einerseits sicher, dass Besitz und Macht richtig verteilt seien und regle andererseits das Verhältnis der Menschen untereinander.

Die Tatsache, dass Cicero diese Lehren an seinen Sohn richtet, haben deren breite Rezeption keineswegs verhindert. Vieles deutet darauf hin, dass die Dedikation zum größeren Erfolg des Textes beigetragen hat, und zwar nicht nur unter Zeitgenossen, sondern ebenso im Mittelalter. Sie verleiht den Ratschlägen eine Dimension von uneigennütziger Fürsorge und erlaubt eine intime, aber gleichzeitig autoritative Sprache. Basierend auf dem antiken Gesellschaftssystem, in dem der Patriarch der Familie für deren moralisches Verhalten verantwortlich war, schafft der Vater-Sohn-Dialog eine gegenseitige Verpflichtung zwischen Sprecher und Hörer.¹² Gleichzeitig liefert diese Beziehung den (oftmals freilich topischen) Schreibanlass: Cicero, der sorgende Vater, verpflichtet sich, die (moralische, politische, wissenschaftliche) Ausbildung des Sohnes zu versichern und diesen in die politischen Kreise einzuführen, innerhalb derer er sich zu verhalten wissen muss, deren Codes er kennen muss und an deren Selbstinszenierung er teilhat. Es ist das Wissen um diese Pflichten (*officia*), welches den Staatsmann auszeichnet. Der Sohn ist seinerseits zur Befolgung des väterlichen Rates angehalten.¹³ Die im Werk angelegte

die am weitesten wirksame die Lebenshaltung, durch die die Zusammengehörigkeit der Menschen untereinander und gleichsam ihre Lebensgemeinschaft bewahrt wird; sie hat zwei Unterteilungen: die Gerechtigkeit, in der der Glanz männlicher Tüchtigkeit am größten ist [...] und, verbunden mit ihr, ‚gütiges Handeln‘, dass man ebensogut als ‚Güte‘ oder Freigiebigkeit ansprechen darf.“

- 11 Cicero, *De officiis* (wie Anm. 1), I, 153–155: „Es scheint also richtig, daß diejenigen Verpflichtungen der Natur enger verbunden sind, die sich aus der Gemeinschaft, als die, die sich aus der theoretischen Erkenntnis ableiten [...] Aus diesen Gründen lässt sich einsehen, daß höher als das Ringen um Wissen und seine Verpflichtungen die Pflichten der Gerechtigkeit einzustufen sind, die sich auf den Nutzen der Menschen beziehen, das Wertvollste, was es für einen Menschen geben darf.“
- 12 Vgl. Fannie J. Lemoine, Parental Gifts. Father-Son Dedications and Dialogues in Roman Didactic Literature in: *Illinois Classical Studies* 16: 1/2 (1991), S. 337–366.
- 13 Vgl. Cicero, *De officiis* (wie Anm. 1), III, 121.

Kommunikationssituation erlaubt keine Verweigerung des Rezipienten, der in diesem Falle nicht nur vom Vater, sondern gleichzeitig von einem der gelehrtesten Politiker und Philosophen seiner Zeit unterwiesen wird.

Angesichts der stark patriarchalischen Gesellschaftsordnung sind Vater-Sohn-Dialoge in der römischen Literatur in der Tat besonders häufig zu finden: Von Cato, Pseudo-Cato, Cicero, Livius, Seneca, Asconius, Quintilian, Martianus Capella, Macrobius und Donatus sind welche überliefert.¹⁴ Auch Briefe oder Brief-Traktate vermitteln den Söhnen die Prinzipien der Grammatik, Rhetorik oder Medizin und gewähren ihnen Zugang zu einer mächtigen und privilegierten Elite. Die Teilhabe an diesem Wissen war beschränkt, wenn die ‚Schicht‘ auch breiter war, als sie es im Mittelalter sein wird.¹⁵ Die Einweihung in dieses elitäre Wissen unterstreicht die Idee, dass gute Bildung und überlegene Moral untrennbar miteinander verbunden waren.

II. Die Rezeption der ciceronischen Tugendlehre im Hochmittelalter

Den mittelalterlichen Eliten war die Auseinandersetzung mit Werten und Tugenden ein nicht weniger wichtiges Anliegen als den römischen Denkern, Staatsmännern und Schriftstellern. Bis ins Hochmittelalter wurden ethische Diskurse jedoch allein im Kontext der Kloster- und Kathedralschulen geführt und prägten dort das Curriculum.¹⁶ Sie waren stets stark von ihrer klassisch-antiken Vergangenheit beeinflusst: antike Moralphilosophie wurde rezipiert, diskutiert, christlich überformt und gelegentlich auch kritisiert, verlor aber nie das Prestige, welches dem Bezug auf die römische Vergangenheit auch in anderen Bereichen anhaftete. Das Interesse an

14 Vgl. Rudolf Hirzel, *Der Dialog. Ein literaturhistorischer Versuch*. Leipzig 1895, S. 429–430.

15 Vgl. Lemoine, *Parental Gifts* (wie Anm. 12), S. 340. Für das Hoch- und Spätmittelalter müssen neben dem Klerus auch zumindest Teile des Adels in die Gruppe jener mit Zugang zu moralischem Wissen aufgenommen werden. Letztere hatten über Hoflehrer oder Übersetzungen Zugang zu moraldidaktischen Texten und seit dem 12. Jahrhundert werden volkssprachige Texte zu diesem Thema verfasst, vgl. Claudia Wittig, *Learning to be Noble in the Middle Ages. Moral Education in North-Western Europe, 1150–1300*. (Disputatio 33) Turnhout 2022, S. 46–61.

16 Vgl. C. Stephen Jaeger, *Cathedral Schools and Humanist Learning, 950–1150*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61 (1987), S. 569–616.

römischer Ethik spiegelt sich in der überlieferten Masse von Abschriften moralphilosophischer Werke, dem Anfertigen von Florilegien und nicht zuletzt der Tatsache, dass solche Werke zur Basis des Lateinunterrichts wurden und so ein Grundstock antiker Werte und Normen einem jeden Lateinkundigen zur Verfügung stand.¹⁷

In diesem Kontext entsteht eine Bearbeitung des *De officiis*, die nach ihren Eingangsworten als *Moralium dogma philosophorum* bezeichnet wird.¹⁸ Über Entstehungszeit und Verfasser gibt es eine wissenschaftliche Debatte. Man kann davon ausgehen, dass das Werk in Frankreich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstand. Aufgrund einer inhaltlichen Nähe zur sogenannten ‚Schule von Chartres‘ ist es verschiedentlich William von Conches zugeschrieben worden.¹⁹ Der Verfasser des *Moralium dogma philosophorum* verkündet eingangs, das Wissen über die Moralphilosophie, welches sonst über viele Bücher verstreut sei („per multa dispersum uolumina“), in seinem Werk zusammentragen und dem Adressaten zugänglich machen zu wollen. Er stützt sich dabei in Struktur und Inhalt ganz wesentlich auf *De officiis*, ergänzt aber großzügig, indem er Zitate anderer klassischer *auctoritates* und Dichter sowie punktuell der Kirchenväter und Heiligen Schrift in diese Struktur integriert. Wurde das Werk in der Forschung für seinen angeblichen Mangel an Originalität geringgeschätzt, so bestand in dieser Bereitstellungsleistung wohl gerade der Wert des Werkes im Mittelalter.²⁰

Der Beschäftigung mit Werten und Normen liegt die Annahme zugrunde, dass der Mensch, so sündhaft er der Anlage nach auch sein mag, grundsätzlich zur Verbesserung fähig ist und durch Wissen über

17 Vgl. Nikolaus Henkel, Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Mit einem Verzeichnis der Texte. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 90) München/Zürich 1988. Zu weiteren Florilegien, die auf Basis des *De officiis* entstehen, vgl. Ammer, *Der deutsche Cicero* (wie Anm. 5), S. 163–167.

18 John Holmberg, *Das Moraliun Dogma Philosophorum* des Guillaume de Conches, lateinisch, altfranzösisch und mittelniederfränkisch. Uppsala 1929, lateinischer Text auf den Seiten 5–74.

19 John R. Williams, *The Quest for the Author of the Moraliun Dogma Philosophorum*, 1931–1956, in: *Speculum* 32:4 (1957), S. 736–747.

20 Zur Originalität der Moralphilosophie des *Moralium dogma philosophorum* vgl. Cary J. Nederman, *The Bonds of Humanity. Cicero's Legacies in European Social and Political Thought*, ca. 1100 – ca. 1550. Pennsylvania 2021, S. 56–58.

Tugenden zu tugendhaftem Handeln angeleitet werden kann.²¹ Seit dem Hochmittelalter greift der Drang zur Selbstvervollkommnung auch auf die Höfe über – oder wird, nach Jaeger, vom Siegeszug der Scholastik von den Kathedralschulen an jene verdrängt.²² Das Wissen um Tugenden wird zum Standesmarker des hochmittelalterlichen Adels und Zugang zu diesem ermöglicht Partizipation an der elitären Gesellschaft aus Adel und Klerus. Die Bearbeitungen, die von *De officiis* in diesem Zuge entstehen, verdeutlichen nicht nur die Übernahme von Tugenddiskursen durch die weltlichen Eliten, sondern lassen auch erkennen, welche Adaptationsprozesse dabei stattfanden. Dies wiederum erlaubt Rückschlüsse auf die Rolle moralischen Wissens für die hochmittelalterliche Elite. Der Vergleich zwischen zwei Rezeptionskontexten – dem Reich und der Francia – zeigt auf, dass die Übernahme antiker Moralphilosophie je nach politisch-kulturellem Kontext unterschiedlich ablaufen konnte.

Das *Moralium dogma philosophorum* wurde von seinen Zeitgenossen und in der Folgezeit breit rezipiert. Von den heute bekannten knapp 100 Handschriften datieren 24 noch ins 13. Jahrhundert.²³ Die meisten Handschriften stammen dabei aus Frankreich, wo in der Folgezeit auch eine ganze Reihe von volkssprachigen Bearbeitungen des Textes entstanden. Die früheste Übertragung in eine Volkssprache fand allerdings ins Deutsche statt. Der *capelan* Wernher von Elmendorf hatte die lateinische Vorlage nach eigenen Angaben in der Bibliothek seines Auftraggebers, dem Probst von Heiligenstadt, Dietrich von Elmendorf, gefunden. Diese Versbearbeitung entstand wohl um 1180 und verändert die Struktur der Vorlage stark, kürzt vielerorts und ergänzt hier und da, sodass das Werk bis 1891 als eigenständige Sammlung lateinischer Autoritäten eines deutschen Verfassers kursierte.²⁴ Dieser Text bezeugt, dass antike Moralphilosophie für ein laienadliges Publikum aufbereitet wurde, zeigt aber auch, dass die-

21 Vgl. C. Stephen Jaeger, *The Origins of Courtlyness. Civilizing Trends and the Formation of Courtly Ideals, 939–1210.* (The Middle Ages Series) Philadelphia 1985, S. 101–111.

22 Vgl. Jaeger, *Cathedral Schools* (wie Anm. 16), S. 570–572.

23 Das *Archive de littérature du moyen ages* listet (unter dem Autornamen Guillaume de Conches) 97 Handschriften, die Liste ist jedoch nicht ohne Fehler; R.A. Gauthier, *Pour l'attribution à Gauthier de Châtillon du 'Moralium dogma philosophorum'*, in: *Revue du Moyen Âge Latin* 7 (1951), S. 16–64, hat 117 Handschriften gezählt.

24 Vgl. Anton E. Schönbach, *Zu Wernher von Elmendorf*, in: *Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur* 17 (1891), S. 344.

sem noch wenig Grundlagenwissen und keinerlei Interesse an Systematik zugetraut wurde.

Dies änderte sich im 13. Jahrhundert, als auch Laien stärker an der Wissenskultur des Klerus teilhatten und die Volkssprachen sich als adäquate Gefäße für bestimmte Wissensinhalte bewährten. Der italienische Kleriker Thomasin von Zerklære nahm es in diesem gesellschaftlichen Kontext auf sich, ein deutschsprachiges Publikum über rechtes Verhalten und tugendhaftes Leben zu belehren und bediente sich dafür u.a. des *Moralium dogma philosophorum*, welches er in seine umfassende aber stark höfisch geprägte Tugendlehre einfließen ließ.²⁵

Die erste echte Übersetzung des Florilegiums wird um die Mitte des Jahrhunderts in französischer Prosa angefertigt. In der Forschung wird sie meist als *Moralités des philosophes* oder *Livre de moralités* bezeichnet.²⁶ Es ist in über 50 Handschriften überliefert²⁷ und seinerseits zur Vorlage weiterer volkssprachiger Bearbeitungen geworden, unter denen eine italienische, gaskonische und katalanische²⁸, mittelniederländische²⁹ und altnordische³⁰ begegnen. Darüber hinaus wird noch im 13. Jahrhundert eine Versbearbeitung von Alard de Cambrai³¹ angefertigt und Jean Mielot wird 1456 eine neue Prosafassung für den Herzog Philipp III. den Guten von Burgund darauf auf-

-
- 25 Thomasin von Zirclaria, *Der wälsche Gast*. Hg. von Heinrich Rückert. (Bibliothek der gesamten National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 30) Quedlinburg/Leipzig 1852. Nachfolgend unter den in der Forschung etablierten Namensformen Thomasin von Zerklære und *Der welsche Gast* zitiert.
 - 26 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), französischer Text im Paralleldruck mit dem mittelfränkischen auf den Seiten 84–183.
 - 27 Das Archive de littérature du moyen ages listet 58 Handschriften. Davide Battagliola, *Tradizione e traduzioni del Livre de Moralitez in Italia. Con un'edizione critica del Libro di Costumanza* (redazione 8) (unveröffentlichte Dissertation, Siena 2018), S. 98, hat jedoch herausgefunden, dass einige Falschzuschreibungen und Verluste die Zahl der überlieferten Handschriften auf nur 51 Exemplare reduzieren.
 - 28 *Libri di costumanza, Moralitatz de philosophia, Libro de Moralidades*, vgl. Battagliola, *Traduzione e tradizioni* (wie Anm. 27), S. 149–155.
 - 29 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), mittelfränkischer Text im Paralleldruck mit dem französischen auf den Seiten 84–183.
 - 30 *Viðröða æðru ok hugrekki*, ediert in Thor Sundby, *Della vita e delle opere di Brunetto Latini*. Traduzione dell'originale danese a cura di Rodolfo Renier con appendici di Isidoro Del Lungo e Adolfo Mussafia e due testi medievali latini. Florenz 1884.
 - 31 Vgl. Alard de Cambrai, *Le livre de philosophie et de moralité*. Édition d'après tous les manuscrits connus. Hg. von Jean-Charles Payen. (Bibliothèque française et romane. Série B, Éditions critiques de textes 9) Paris 1970.

bauen. Mehr noch als die lateinische Vorlage wird die französische Prosafassung zum Knotenpunkt einer ‚textual community‘, die über die zahlreichen Übersetzungen und Bearbeitungen an der politischen Tugendlehre Ciceros teilhat. Die Rezeptionsgeschichte des lateinischen *Moralium dogma philosophorum* selbst ist für das Hochmittelalter damit jedoch auch noch nicht beendet. Es wird als Quelle in eine Reihe anderer lehrhafter Texte aufgenommen. So beeinflusst es die Werke von Giraldus Cambrensis, Vinzenz von Beauvais, Albertano da Brescia, Wilhelm Peraldus und Giovanni Galbi da Genova.³² Es ist außerdem Hauptquelle des zweiten Buches von Brunetto Latinis *Li Livres dou Trésor*, welches, wiederum in französischer Sprache, die Tugendsystematik in ein Werk zur guten Stadtherrschaft einbaut.³³

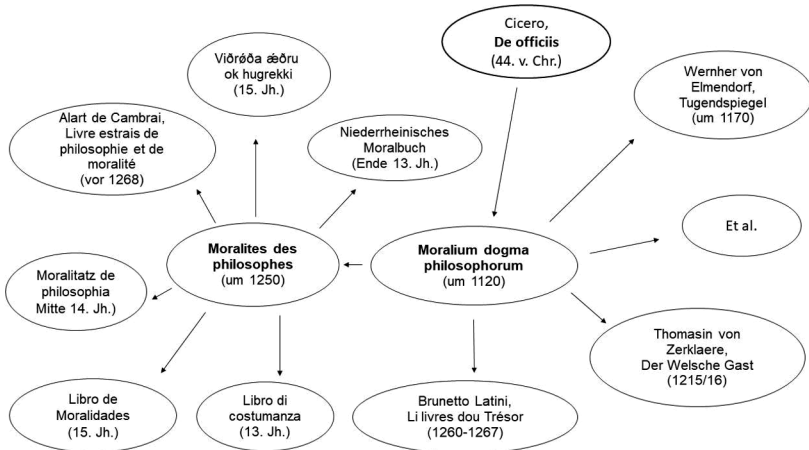


Abb. 1:

Lateinische, deutsche und französischsprachige Bearbeitungen verfolgen unterschiedliche Ziele und sprechen andere Gruppen an. Bearbeiter des 12. Jahrhunderts passen die Ciceronische Tugendlehre in andere Kontexte ein als jene des 13. Jahrhunderts. Volkssprachige Autoren greifen dafür aber nicht auf *De officiis* selbst zurück, sondern nutzen das hochmittelalterliche Florilegium als Grundlage für ihre

32 Vgl. John R. Williams, The Authorship of the ‘Moralium Dogma Philosophorum’, in: *Speculum* 6 (1931), S. 392–411, hier S. 393.

33 Brunetto Latini, *Li livres dou Tresor*. Hg. von Francis J. Carmody. (Modern Philology 22) Berkeley/Los Angeles 1948.

Adaptationen für neue Rezipientengruppen. Wir werden im Folgenden sehen, woran das lag.

III. Bearbeitungen des 12. Jahrhunderts für Gelehrte und Adlige

Im Zuge der sogenannten Renaissance des 12. Jahrhunderts wuchs das Interesse an moralischer Vervollkommenung, zumal sich auch die antiken Autoren neuer Beliebtheit erfreuten.³⁴ Wie oben erwähnt, waren die Kathedralschulen des 12. Jahrhunderts Horte der Sammlung und Distribution der antiken Moralphilosophen, sowohl im Reich als auch in der Francia. Jaeger zeigt, wie die Beschäftigung mit antiken Tugenden und moralischem Verhalten von dort an die Höfe gelangt, wo sie in Form von höfischen Verhaltenslehren rezipiert werden. An den Schulen setzt sich dagegen bald eine neue Auffassung von Zweck und Methoden der Ausbildung durch, welcher es stärker an Systematik des Stoffes statt an der moralischen Überlegenheit der Lehrer gelegen war.³⁵ Ein Zeugnis dieser Übergangszeit, in der das Sammeln der moralischen Autoritäten noch größte Wichtigkeit hatte, aber bereits ein Bestreben zum Systematisieren erkennbar wird, ist das *Moralium dogma philosophorum*, welches aufgrund dieser Tendenzen oft mit der sogenannten ‚Schule von Chartres‘ und spezifisch mit Wilhelm von Conches in Verbindung gebracht wurde. Nur wenige Jahrzehnte später wird der Text für ein laikales Publikum aufgearbeitet, sodass wir in kurzem zeitlichen Abstand zwei wichtige Entwicklungen im Umgang mit antiker Moralphilosophie greifen können, einerseits das Sammeln und Systematisieren für gelehrte Leser, andererseits die Auflösung der Systematik und die auf Anwendung bedachte Adaptation für deutschsprachige Laien.

34 Vgl. Charles H. Haskins, *The Renaissance of the Twelfth Century*. Harvard 1933, Kapitel 4. Vgl. auch den neuen, mentalitätsgeschichtlichen Ansatz von Peter Dinzelbacher, *Structures and Origins of the Twelfth-Century „Renaissance“*. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 63) Stuttgart 2017.

35 Vgl. C. Stephen Jaeger, *The Envy of the Angels. Cathedral Schools and Social Ideals in Medieval Europe, 950–1200*. (The Middle Ages Series) Philadelphia 1994, S. 46–48.

III.1 Sammeln und Gewichten: Das *Moralium dogma philosophorum*

Das *Moralium dogma philosophorum* basiert strukturell auf *De officiis*, kürzt und ergänzt aber beträchtlich, stellt um und gewichtet neu. Außer aus *De officiis* bedient sich der Verfasser großzügig aus Ciceros *De inventione*, zitiert und paraphrasiert aber auch (Pseudo-)Seneca, Horaz, Sallust, Terentius, Lucan, Vergil, Persius und Statius; christliche Schriftsteller sind nur durch Boethius, Isidor und Gregor den Großen vertreten, die Bibel nur durch wenige Sprüche Salomons.³⁶ Seine Vorlage ausbauend fasst der Verfasser des *Moralium dogma philosophorum* diese Sammlung vorwiegend antiken Wissens in fünf Bücher: Dem Proömium schließt der Verfasser eine Passage über die Bedeutung der Beratung an, *De consilii capiendi deliberatione*, welche gewissermaßen die Grundlage alles Folgenden bildet. Im ersten Buch *De honesto* diskutiert er die Kardinaltugenden (*prudencia, iustitia, fortitudo, temperantia*), welche er im zweiten Buch miteinander in Beziehung bringt und Hierarchien etabliert (*De comparatione honestorum*). Das dritte Buch diskutiert unter dem Schlagwort des Nützlichen die Güter (*De utili* mit *De bonis animi, De bonis corporis, De bonis fortunae*), deren Verhältnis wiederum im vierten Buch diskutiert wird (*De comparatione utilium*). Wie schon *De officiis* schließt das Buch mit Situationen, in denen Tugenden und Güter miteinander in Konflikt stehen können (*De conflictu honesti et utilis*), eine Opposition, die auch hier letzten Endes harmonisiert wird: „Idcirco nulla omnino est utilis et honesti oppositio. Firmissime itaque tene et nulloatenus dubites ita omne honestum utile esse, quod nichil est utile nisi sit honestum.“³⁷

Das Kapitel über die Bedeutung der Beratung wird der Tugendssystematik vorangestellt. Es ist die Zeit der gelehrten Debatte um Tugenden, v.a. der Herrschertugenden in Frankreich, England und im Reich, welche sich in den Neuanfängen der Fürstspiegel erkennen

36 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 8. Nederman, *The Bonds of Humanity* (wie Anm. 20), S. 55–56, urteilt: „Perhaps no twelfth century text concerning social and political philosophy enjoyed a larger readership, and a greater amount of plundering, in subsequent centuries than the *Moralium*, a collection containing snippets of wisdom derived mainly from Roman philosophers and poets as well as the Church Fathers (on occasion) and scripture (even less frequently).“

37 *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 69: „Deshalb gibt es keinen Gegensatz von Nützlichem und Ehrenhaftem. Sei daher sicher und zweifle nie daran, dass alles Ehrenhafte nützlich sei, denn nichts ist nützlich, was nicht auch ehrenhaft ist.“

lässt.³⁸ Die Pflicht zur Beratung hat hohe Priorität und wird Teil der Selbstinszenierung von Herrschern wie Klerikern. Das gelehrte Wissen der Kathedralschulen folgte den Lehrern, wenn diese in weltliche Ämter aufstiegen, sei es an der königlichen Kanzlei, als Prinzenenerzieher, wie im Fall Wilhelms von Conches, sei es als Bischof.³⁹ Es war Aufgabe und Privileg letzterer, die Herrscher im moralischen Regierungshandeln zu unterweisen, und Aufgabe der Herrscher, sich auf diese Weise belehren zu lassen.⁴⁰ Die der Systematik vorangestellte Passage über *consilio capiendi* im *Moralium dogma philosophorum* weist also auf die Verwendungssituation des Textes hin. Es geht dem Verfasser darum, alle wesentlichen Autoritäten zu seinem Thema, dem moralischen Handeln in der Welt, zusammenzutragen und deren Wissen verfügbar zu machen – das Werk zielt damit stärker auf Anwendbarkeit als seine Quelle.⁴¹ Das *Moralium dogma philosophorum* kann als Handreichung für Prinzenenerzieher dienen, genauso wie als Übersicht über die Beiträge der klassischen *auctoritates* für den Unterricht an Schulen.⁴²

Aus dieser Motivation heraus wird die Gewichtung und Grundlage der Tugenden im Vergleich zur Vorlage verändert. Das *Moralium dogma philosophorum* lässt jede Reflexion über die Rolle des Redners aus, die im Denken Ciceros Grundstein des menschlichen Zusammenlebens ist. Die Fähigkeit zur überzeugenden Rede und die moralische

38 Vgl. Wilhelm Berges, *Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters*. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde 2) Leipzig 1938. Einige Handschriften überliefern eine Widmung des *Moralium dogma philosophorum* an einen *Henrice*, R, welcher in der Forschung verschiedentlich mit dem jungen Heinrich II. Platangenet identifiziert wurde, was die Zuschreibung des Werkes an Wilhelm von Conches, dessen Erzieher, stützen würde.

39 Zu diesem biographischen Dreischritt vgl. Jaeger, *Cathedral Schools* (wie Anm. 16), S. 589.

40 Vgl. Björn Weiler, *Clerical admonitio*. Letters of Advice to Kings and Episcopal Self-Fashioning, c. 1000 – c. 1200, in: *History* 102.352 (2017), S. 557–575; ähnlich auch Klaus Schreiner, »*Correctio principis*«. Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis spätmittelalterlicher Herrscherkritik, in: František Graus (Hg.), *Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme*. (Vorträge und Forschungen 35) Sigmaringen 1987, S. 203–256.

41 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 5: „*Moralium dogma philosophorum per multa dispersum uolumina tuo quidem instinctu, uir optime et liberalis, (Henrice R.), contrahere meditabar.*“

42 Die Überlieferungskontexte des *Moralium dogma philosophorum* sollten anhand der reichen Handschriftenüberlieferung einmal aufgearbeitet werden, um so genauere Aufschlüsse über die Verwendung des Textes erlangen zu können. Für die italienischen Bearbeitungen tut dies Battagliola, *Traduzione e tradizioni* (wie Anm. 27), S. 158–184.

Tugend machen für Cicero den Redner zum Führer der menschlichen Gemeinschaft.⁴³ Auch Natur und Naturrecht Ciceros spielt keine Rolle im *Moralium dogma philosophorum*. Dies ist umso erstaunlicher, als dass der Verfasser, Cicero folgend, die Gerechtigkeit als zentrale Tugend benennt, die das Gemeinwohl sichert und im *De officiis* aus dem Naturrecht hergeleitet wird.⁴⁴ Nederman hat festgestellt, dass das *Moralium dogma philosophorum* in seiner Definition der Gerechtigkeit Cicero nicht folgt, sondern eine Maxime aus dem römischen Recht zitiert:⁴⁵ „Iusticia est uirtus ius suum cuique conferens.“⁴⁶ In der Folge beschreibt *iustitia* vor allem die Besitzgerechtigkeit, welche Neid im menschlichen Zusammenleben (*cohabitacionem*) verhindert und somit die Gemeinschaft stabilisiert:

Iusticia est uirtus conseruatricis humane societatis et uite communitatis. Societatem, id est cohabitacionem hominum, sic seruat iusticia: dum homines cohabitant, obtinet unus uel agros uel alias possessiones quibus eget alius; idcirco concitaretur inuidia et sedicio nisi iusticia adesset, que cuique ius suum conferret. Vite autem communitatem, id est negotia, taliter custodit: dum eundem modum uiuendi, ut mercaturam uel militiam, plures sectantur, questus unius minuit lucrum alterius; que res liuorem moueret, nisi iusticia adesset.⁴⁷

-
- 43 Diese Rolle des Orators wird besonders in *De inventione* und *De oratore* ausgeführt. Ersteres war dem Verfasser des *Moralium dogma philosophorum* bekannt, sodass die Auslassung eine bewusste Entscheidung war, vgl. Nederman, Bonds of Humanity (wie Anm. 20), S. 14. In *De officiis* wird die gesellschaftsstiftende Rolle der Redekunst, wenngleich weniger ausführlich, ebenfalls der Morallehre zugrunde gelegt, z.B. *De officiis* I, 12: „Eademque natura vi rationis hominem conciliat homini et ad orationis et ad vitae societatem“; oder I, 50: „Eius autem vinculum est ratio et oratio, quae docendo, discendo, communicando, disceptando, iudicando conciliat inter se homines coniungitque naturali quadam societate, neque ulla re longius absumus a natura ferarum.“
- 44 Vgl. Nederman, Bonds of Humanity (wie Anm. 20), S. 20: „[T]he society of humans amongst themselves and the quasi-communal life are maintained solely on the basis of adherence to the requirements of justice (*De officiis* 1.20). In the absence of a universal measure of justice, social organization itself, which is for him the *sine qua non* of humanity, would be rendered impossible.“
- 45 Vgl. ebd., S. 58.
- 46 *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 7: „Gerechtigkeit ist die Tugend, die jedem sein Recht einbringt.“
- 47 Vgl. ebd., S. 12: „Gerechtigkeit ist die Tugend, die die menschliche Gesellschaft und das Gemeinschaftsleben vereint. Die Gesellschaft, d.h. das Zusammenleben (*cohabitacionem*) der Menschen, bedarf also der Gerechtigkeit; wenn Menschen zusammenleben, erwirbt der Einzelne Felder und andere Arten von Besitz, die anderen fehlen. Aus diesem Grund kommt es zu Eifersucht und Zwietracht, wenn nicht die Gerechtigkeit eingreift, die jedem seine Rechte zugesteht. Das Leben

Gerechtigkeit als zentrale Herrschertugend, die jedem das seine gibt, trägt die größte Last in der Organisation des Gemeinwesens und schafft letztlich Ordnung in der Welt. Aus dieser Perspektive liegt es nahe, dass der Verfasser des *Moralium dogma philosophorum* noch über Cicero hinausgehend die *actio* als Kriterium für die Gewichtung der Kardinaltugenden etabliert. Cicero schreibt in *De officiis*, I, 153: „illa autem sapientia, quam principem dixi, rerum est divinarum et humanarum scientia [...]. Ea autem actio in hominum commodis tuendis maxime cernitur; pertinet igitur ad societatem generis humani; ergo cognitioni anteponenda est.“⁴⁸

Das *Moralium dogma philosophorum* übernimmt die Bedeutung der *actio* und erhöht die Bedeutung der *iustitia* in der Pflichtenlehre:

Cum ad cognitionem prudentia, relique uero tres ad actionem pertineant, cognitioni anteponenda est actio [...] In tribus autem preferenda est temperancia reliquis duabus. Temperancia enim regit homo se ipsum, fortitudine et iusticia familiam et ciuitatem [...] Inter duas autem melior est iusticia fortitudine. Magnitudo enim animi, si a communitate humana sit remota, feritas quedam erit et inmanitas. In ipsa autem iusticia sunt gradus officiorum: prima enim diis immortalibus debentur, secunda patrie, tertia parentibus, reliqua deinceps gradatim.⁴⁹

der Gemeinschaft, d.h. ihre Geschäfte (*negotia*), wird dadurch gesichert; durch diese Lebensformen, wie Handel und Kampf, wird vieles gesichert, was sonst den Vorteil des Einzelnen schmälern würde; dies würde sonst ihren Neid erregen, wenn nicht die Gerechtigkeit eingreift.“ Nederman, Bonds of Humanity (wie Anm. 20), S. 58, weist darauf hin, dass für diese Passage offenbar keine Vorlage existiert und sie Eigenleistung des Verfassers sei.

48 „Jene Weisheit aber, die ich als die vorrangige bezeichnet habe, ist das Wissen um göttliche und menschliche Dinge [...]. Die Verwirklichung aber wird in der Wahrung der Interessen der Mitmenschen am meisten sichtbar. Sie ist also wichtig für die Gesellschaft der Menschheit. Also ist diese höher als Erkenntnis einzustufen.“

49 *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 52: „Weil die Klugheit zur Erkenntnis gehört, so betreffen die übrigen drei wahrlich die Handlung, muss die Handlung der Erkenntnis vorangestellt werden. [...] Aus den dreien aber ist die Mäßigung den übrigen vorzuziehen. Der Mensch regiert sich nämlich selbst durch die Mäßigung, durch die Tapferkeit und Gerechtigkeit aber die Hausgemeinschaft und die Bürgerschaft. [...] Unter den beiden ist die Gerechtigkeit besser als die Tapferkeit. Die Größe der Seele nämlich, wenn sie von der menschlichen Gemeinschaft entfernt ist, wird Wildheit und Barberei. In der Gerechtigkeit selbst bestehen jedoch die Stufen der Pflichten: die Ersten sind den unsterblichen Göttern geschuldet, die Zweiten dem Vaterland, die Dritten den Verwandten, die übrigen danach schrittweise.“

Die Besitzgerechtigkeit dient zur Stabilisierung der sozialen Ordnung, so Nederman.⁵⁰ Schlussendlich geht es dem *Moralium dogma philosophorum* aber bei der Darstellung *aller* Tugenden, ihrer Priorisierung und der Auflösung wahrgenommener Konflikte zwischen Ihnen um die Sicherung der sozialen Ordnung. Der Gedanke, dass durch Tugenden das gesellschaftliche Zusammenleben und die göttliche Ordnung wiederhergestellt werden können, ist zentrales Element der hochmittelalterlichen Tugenddiskurse; er wird in den Folgebearbeitungen des *Moralium dogma* noch deutlicher. Das *Moralium dogma philosophorum* wird zu einer Zeit verfasst, in der verschiedene gesellschaftliche Stratifizierungsmodelle diskutiert werden⁵¹ und die Frage nach der Rolle des Adels in der göttlichen Ordnung in der lateinischen Spiegel-literatur und seit dem 13. Jahrhundert zunehmend auch in der volkssprachigen Moraldidaxe gestellt wird. Diese Betonung des konkreten moralischen Handelns in der gesellschaftlichen Ordnung erklärt, warum die Diskussion von Naturrecht und Rolle des Redners für die Gesellschaft, aus welcher Cicero seine Hierarchisierung der Tugenden herleitet, übergangen werden kann.⁵²

Das *Moralium dogma philosophorum* überformt so seine Quelle in Hinblick auf die Interessen und Ansprüche des Humanismus des 12. Jahrhunderts, der nach moralischer Vervollkommenung strebt und sich dafür auf die klassischen Autoren stützt, von denen es möglichst viele zusammenträgt. Gleichzeitig bezeugt es durch die Systematisierung der Tugenden und deren stärkere Hierarchisierung den Umgang mit Wissen, der sich in der Frühscholastik an den Kathedralschulen durchsetzt. Die ciceronischen Werte werden im *Moralium dogma philosophorum* an hochmittelalterliche Vorstellungen von Herrschaftsausübung angepasst. Damit erklärt sich der große Erfolg des Werkes bei einem gelehrten Publikum. Durch diese Anpassungen wird aber auch der Weg geebnet für die Adaptation der Tugendlehre für einen laikalen Rezipientenkreis, der bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts an moralischem Wissen antiken Ursprungs Interesse zeigt.

50 Vgl. Nederman, Bonds of Humanity (wie Anm. 20), S. 72.

51 Jan Ulrich Keupp, Dienst und Verdienst. Die Ministerialen Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 48) Stuttgart 2002, S. 44–47.

52 Vgl. Nederman, Bonds of Humanity (wie Anm. 20), S. 60.

III.2 Auflösung der Systematik: *Der Tugendspiegel*

Nur wenige Jahrzehnte nach der Abfassung des *Moralium dogma philosophorum* wird es zum ersten Mal zur Grundlage einer volkssprachigen Tugendlehre, dem sogenannten *Tugendspiegel* des Wernher von Elmendorf. Obgleich von bescheidenem Erfolg, ist der *Tugendspiegel* wichtiger Zeuge für die Anpassungsleistung mittelalterlicher Autoren, welche humanistisches Wissen um Tugenden einem Laienpublikum zugänglich machen wollten, denn Wernher hat seine lateinische Vorlage erheblich umgestaltet.⁵³ Nicht nur hat er die Einteilung in Bücher und die gesamte Tugendsystematik aufgelöst, sondern auch den zugrundeliegenden Konflikt von *utilis* und *honestum* gleich zu Beginn harmonisiert. In seinem Werk sind *frume* und *ere* (Nützlichkeit und Ansehen) von Anfang an vereint, und er gestaltet die abstrakte Systematik zu konkreten Geboten um, die oft in klaren Imperativen formuliert sind. Die Ratschläge – man möchte fast sagen: Anordnungen – werden durch die versammelten Zitate der klassischen Autoritäten und einige Exempla aufgewertet. Theoretische Überlegungen zur Natur der Tugenden, ihrer Anwendungsbereiche, Konflikte und innerer Systematik, auf welche Cicero und noch der Verfasser des *Moralium dogma philosophorum* so großen Wert gelegt haben, sind nur noch in Spuren vorhanden und ein ‚Tugendsystem‘ lässt sich nicht mehr erkennen.⁵⁴ Lediglich eine grobe Einteilung des Textes nach den wichtigsten Tugenden bleibt erkennbar; diese stehen jedoch in keiner hierarchischen Beziehung zueinander. Dem Prolog schließt sich eine Passage über gute und schlechte Ratgeber an, gefolgt von Ratschlägen zum Thema *reht*, *milte*, Frömmigkeit, Verhalten im Krieg, *staete* und schließlich *maze*.⁵⁵ Die Schlussverse brechen vor dem Ende ab.

Bereits in den ersten Versen wird die Opposition von *honestum* und *utilis* aufgelöst, die Kollokation aus *frume* und *ere* nunmehr als

53 Der *Tugendspiegel* ist in zwei Handschriften überliefert, von denen die ältere und bessere (Berlin, Staatsbibliothek Ms. germ. oct 226) nur als Fragment überliefert ist und die jüngere (Klosterneuburg Ms. 1056) ebenfalls vor dem Ende abbricht. Zudem ist kein Einfluss des Werkes auf spätere didaktische Texte nachweisbar; vgl. Wernher von Elmendorf, Lehrgedicht. Hg. von Joachim Bumke. (Altdeutsche Textbibliothek 77) Tübingen 1974, S. XI–XII.

54 Vgl. die versammelten Debatten in Günter Eifler (Hg.), Ritterliches Tugendsystem. (Wege der Forschung 56) Darmstadt 1970.

55 Vgl. die Einleitung in Wernher von Elmendorf, Lehrgedicht (wie Anm. 53), S. XXXV.

strukturierende Formel verwendet.⁵⁶ Im späteren Verlauf werden die Formeln variiert.⁵⁷ Diese wirken gliedernd auf den Text, hierarchisieren aber nicht die Tugenden.

Reht, milte, unsculde, kune, stetikeit und *maze* werden als Herrschertugenden aufgelistet, erscheinen aber in keiner Systematik. Das Gewicht liegt immer auf Anwendbarkeit, *actio*, während vor jeder *actio* das *consulere* (*ratgebin*) steht. Daher werden *herre* und *wertliche richtere* angesprochen, die das *reht* garantieren und damit soziale Ordnung stabilisieren. *Recht* hat dabei ein breites Bedeutungsspektrum. Es bedeutet allgemein verwendet richtiges Handeln, übersetzt aber auch den Begriff *iustitia* im *Moralium dogma philosophorum*. Der *Tugendspiegel* übernimmt dabei die Definition von *recht* als das, was jedem zusteht. Auch Wernher stellt sie den anderen Tugenden voran:

alle tugent saltu minnen / daz saltu an deme rechten beginnen. /
daz recht iz ein sulich tugent/ – alsir alle merken wohl mugent – /
daz nieman iz so bose, / den ein andir so wil *genose*, / mac her sin
recht erstriten, / er lezet im vngerne engliten. o wie manic den an-
deren verstieze / vnd im dez sinez nicht lieze / vnd in almetalle
verdrunge / ob in des recht nicht twunge.⁵⁸

Das *recht* als Gerechtigkeit ist die erste Tugend, weil sie die Beziehungen unter den Menschen ordnet. Wernher übernimmt auch die Schwerpunktsetzung auf die Besitzgerechtigkeit aus dem *Moralium dogma philosophorum*. Von Natur aus haben alle Menschen das Gleiche, ähnlich den Tieren, doch manch einer nehme sich so viel für sich selbst, dass mehrere davon leben könnten: „dar vmme satzste man daz gerichte, / daz man vngerechte lute twunge, / daz igelich den anderin nicht vordrunge“ (V. 256–59). Die Passage leitet über zur Tugend der Freigiebigkeit, was den Zusammenhang zwischen *recht* und Besitz noch betont. Wernher greift die Gerichtssituation noch mehrmals auf, einerseits bezogen auf die Rolle als Richter, die sein Publikum einnehmen könne, andererseits bezogen auf die Fürsprache vor Gericht. Gerechtigkeit wird bei ihm zur zentralen Herrschertugend, die mit *rechte* (guter Absicht) ausgeübt werden müsse. Die Tugend der Gerechtigkeit sorgt auch für die Verlässlichkeit des Herr-

56 *Frume und ere*: Vv. 7, 85–86, 473–74, 546–47; *lerin/erin*: Vv. 353–54, 369–70, 379–80, 413–14: ‚Noch sal ich dich lerin, / des du bedarft zu dinen erin‘.

57 Variationen treten dabei auf, wie: ‚Noch saltu ratis lebin‘ (V. 471), ‚Noch saltu daz merkin‘ (V. 519), ‚Noch salich dich ein tugent lerin‘ (V. 647), ‚Noch wil ich dir kundin‘ (V. 695), ‚Noch merke, waz man dich lere‘ (V. 855).

58 Wernher von Elmendorf, Lehrgedicht (wie Anm. 53), V. 239–250.

schers: „bis gerecht zu iewedirre hant, / so wirdistu vor einen stetin man bekant“ (V. 811–12). Diese *staete* ist für Wernher eine Haltung innerer Gewissheit. Damit ist sie, wie auch die Gerechtigkeit, eine persönliche Tugend des Herrschers, kein abstraktes Konzept. In den Tugenden des *herre* begründet sich gute Herrschaft; daher ist moralische Bildung wesentlich für den Adel.

Die Kardinaltugenden werden im *Tugendspiegel* zu höfischen Tugenden umgeformt: *staete*, *milte*, *recht* und *maze* wurzeln in der klassischen Tradition, betonen aber bestimmte Aspekte neu, wie z.B. das Schenken im Rahmen der Freigiebigkeit (*liberalitas*), welches nicht mehr nur ungleiche Besitzverhältnisse auffängt, sondern soziale Beziehungen knüpft und stabilisiert.⁵⁹ Die antiken Grundlagen dieser Werte sind für Wernher und seine Leser dennoch von großer Bedeutung: Rückgriff auf ihre Kontinuität verleiht der Belehrung größeres Gewicht. Wernher selbst macht gleich zu Beginn deutlich, dass er sich überwiegend aus heidnischen Quellen bedient und liefert eine knappe Begründung für die Legitimität dieser Nutzung: Wenn selbst die Heiden so intensiv mit dem Streben nach Tugenden beschäftigt waren, wieviel wichtiger muss dieses Streben dann für die Christen sein?⁶⁰ Die Vorlage, nach der er arbeitet, erwähnt er dagegen nur am Rande und identifiziert sie nicht: er habe die *redde* unter den Büchern seines Auftraggebers gefunden. Dagegen überliefert er die Namen der *auctoritates*, wo immer es geht. Die Gewichtung ist dabei eine andere als die der Vorlage, welche Cicero besondere Prominenz einräumt. Drei Salomon-Zitate stehen 46 antike Autoren gegenüber, unter denen am häufigsten Seneca (16), Horaz (8), Cicero (5) erscheinen, es folgen Sallust, Juvenal und Lukan (je 4), und Terenz, Ovid und Xenophon (je einmal).⁶¹ In der Berliner Handschrift des *Tugendspiegel* hat

59 Vgl. im *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), I.B.2., S. 13: „De liberalitate: Liberalitas est uirtus beneficiorum erogatrix, quam eandem pro affectu benignitatem, pro effectu beneficentiam dicimus. Hec uirtus in tribuendo et retribuendo tota consistit.“ (Über die Freigiebigkeit: Die Freigiebigkeit ist die Tugend, die die Güter vergibt, die wir im Bezug auf den Affekt Wohltätigkeit, und im Bezug auf Ihre Auswirkung Güte nennen. Diese Tugend besteht im Zuweisen und Umverteilen von allem).

60 Vgl. Wernher von Elmendorf, Lehrgedicht (wie Anm. 53), V. 20–36: „der rede han ich gut vrkunde. / vnd *allein* ist daz vrkunde heyden, / dar vmme lazet v di rede nicht leyden [...] so muz ich an eime heyden wol merke[n], / wi ich nach den tugenden sule wirken.“

61 Vgl. ebd., S. XXXIII. Der Herausgeber Bumke übersieht zwei Nennungen von Boethius in V. 104 und V. 844. Der Nachtrag auf fol. 1 überliefert ebenfalls diesen

ein Zeitgenosse sogar Autornamen nachgetragen, wo durch Tilgung oder reimbedingt keine im Text stehen (Abb. 2).

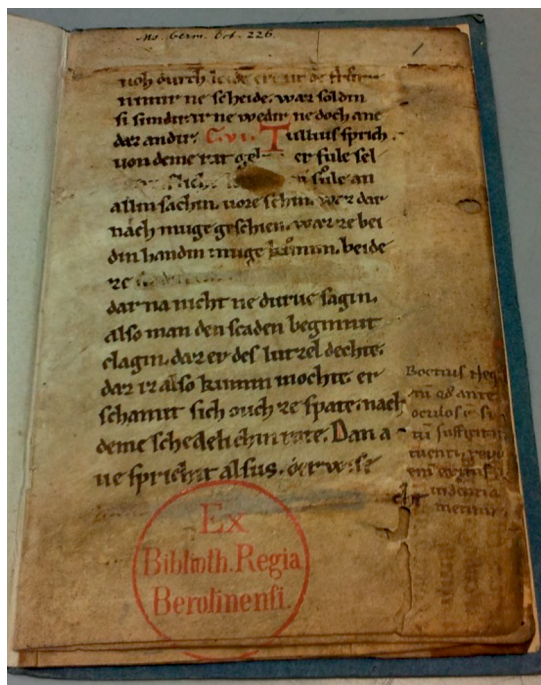


Abb. 2: *Tugendspiegel*, Staatsbibliothek Berlin, Ms. germ. oct. 226, fol. 1r.

Das Boethius-Zitat am Rand ergänzt den Autornamen aus der getilgten letzten Zeile.

Diese Nachtragungen deuten darauf hin, dass der *Tugendspiegel* vielleicht zur Belehrung weltlicher Herren durch einen Priester oder Hoflehrer vorgesehen war. Die assoziative Struktur und die gliedernden Formeln legen einen intendierten mündlichen Vortrag nahe. Die Bearbeitungen Wernhers an seiner Vorlage zeigen darüber hinaus, dass nach Ansicht des Verfassers ein wenig gebildetes Laienpublikum nicht an der Systematik der Tugenden interessiert war, sondern an klaren Handlungsanweisungen, bezogen auf konkrete Situationen, in denen diese zum Tragen kommen können. Wohl aber unterstellt er

Autor: Hier ist der Name nicht dem Reim zum Opfer gefallen, sondern die Zeile ist getilgt.

seinen Rezipienten ein Interesse an den Namen der antiken Philosophen, aus denen diese Ratschläge geschöpft werden.

Der *Tugendspiegel* bietet Orientierungswissen in einer Phase, in welcher der Adel gerade erst damit beginnt, an Tugenddiskursen zu partizipieren. Im Laufe des 13. Jahrhunderts verfestigt und diversifiziert sich dieses Interesse. Die volkssprachigen Tugendlehren der Folgezeit greifen daher weiterhin zur Verarbeitung der ciceronischen Tugendlehre lieber auf das *Moralium dogma philosophorum* zurück statt auf *De officiis*, sie passen die Tugendsystematik aber stärker an den konkreten Rezeptionskontext an und betten sie in ein breiteres Wissenskorporus ein, welches nun für den Adel relevant wurde.

IV. Bearbeitungen des 13. Jahrhunderts: Übersetzung, Moralisierung, Einpassung in breitere Wissenskorpora

Während dem deutschsprachigen Adel im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts offenbar noch kein Interesse an komplexer Systematik zugetraut wurde, erkennen wir im Verlaufe des 13. Jahrhunderts, dass im Umgang mit gelehrtem Wissen den Lesern größeres Interesse an komplexeren Fragestellungen unterstellt wird. Die Bearbeitungen des *Moralium dogma philosophorum*, die im 13. Jahrhundert in deutscher und französischer Sprache entstehen, weisen im Wesentlichen drei Tendenzen auf: 1. Die Mehrzahl der Bearbeitungen erhält die strukturelle Komplexität und Hierarchisierung der Tugenden der Vorlage oder integriert die Werte in neue Strukturen. 2. Die Moraldidaxe wird an einen spezifischen Rezeptionskontext angepasst, nämlich den Hof, später auch die Stadt. 3. Dabei wird das Wissen um moralisch richtiges Handeln nicht selten in ein größeres Wissenskorporus eingebaut. Die antiken Werte werden für diese Zwecke abgewandelt oder moralisiert und für ein christliches Publikum ausgedeutet. Allen Bearbeitungen ist gemein, dass das Prestige der klassischen Autoritäten auch für laikale Rezipienten weiterhin eine wichtige Rolle spielt, wenn es auch unter den sozialen und politischen Bedingungen des Hochmittelalters teils beträchtlich überformt wird.

IV.1 Umbewertung der Tugenden im *Welschen Gast*

Eine Generation nach Wernher von Elmendorf verwendet Thomasin von Zerklære das *Moralium dogma philosophorum* für seinen *Welschen Gast*. Der Kleriker aus dem italienischen Friaul verfasst dieses umfangreiche Werk (14.752 Verse in der Edition von Rückert) im Winter 1215–1216 und richtet es an *vrume rîtr, guote vrouwen, wîse phaffen*.⁶² Bereits der Metastruktur sieht man an, dass Thomasin bestrebt war, seinem Werk eine Systematik zu geben, in welche er seinen Stoff jedoch nicht recht zu pressen vermochte. Die zehn *teile* des Werks sind in eine variable Zahl von *capitel* untergliedert, obgleich, so der Verfasser, eigentlich auch hier Harmonie und eine zehngliedrige Struktur angestrebt waren. Thomasin verarbeitet für seine Adelslehre eine Vielzahl von Quellen, neben dem *Moralium dogma philosophorum* auch Alanus' ab Insulis *Anticlaudianus* und *De rerum natura*, Johannes' von Salisbury *Metalogicon* und die *Moralia* Papst Gregors des Großen, den er als einzige Quelle namentlich erwähnt.

Wie bereits Wernher von Elmendorf löst Thomasin die hierarchische Struktur der Tugenden, die im *Moralium dogma philosophorum* zu finden ist, auf und wählt nur bestimmte Aspekte aus der Vorlage aus, die er seiner eigenen Hierarchie unterstellt. Wie ein *guot zimberman* (V. 105) kombiniert er bewusst Versatzstücke aus anderen Werken. Thomasins Ziel ist es, sein Publikum anzuleiten, ein moralisch gutes Leben zu führen und die dafür notwendigen Informationen hat er im *Welschen Gast* aufbereitet: „nu ist zît daz ich sagen wil / waz vrûmkeit und waz zuht sî / und waz tugende unde wî / beidiu wîp unde man, / werz von im selben niht enkan, / ze guoten dingen komen sol.“⁶³

Diesem Lehrziel ist seine Behandlung der Tugenden untergeordnet. Thomasins Leittugenden, *staete*, *mâze*, *reht* und *milte*, sind dabei die gleichen, die wir im *Tugendspiegel* gefunden haben. Gegenüber den Kardinaltugenden des *Moralium dogma philosophorum* hat er die *prudentia* durch die *staete* ersetzt, welche im *Welschen Gast* gegenüber allen anderen Tugenden Vorrang hat: „die andern tugende sint enwiht, und ist dâ bî diu stæte niht“ (V. 1819–20). Auch die anderen

62 Vgl. Thomasin von Zerklære, *Der welsche Gast* (wie Anm. 25), V. 14695–96. Die umfassende Literatur zu diesem Werk kann hier nicht wiedergegeben werden, vgl. dazu Christoph Schanze, *Tugendlehre und Wissensvermittlung. Studien zum „Welschen Gast“ Thomasins von Zerklære*. (Wissensliteratur im Mittelalter 53) Wiesbaden 2018, S. 67–69.

63 Thomasin von Zerklære, *Der welsche Gast* (wie Anm. 25), V. 24–29.

Tugenden sind höfisch überformt: die *milte* überträgt den Begriff der *liberalitas*, im *Moralium dogma philosophorum* eine Untertugend der *iustitia*, wo sie ausgleichend auf Besitzungleichheit wirkt. *Milte* hingegen ist die Großzügigkeit im höfischen Kontext und erschöpft sich bei Thomasin im angemessenen Schenken, sodass sie Treue und Dienst belohnt und somit zur Festigung sozialer Beziehungen dient.⁶⁴ Sie steht neben der Gerechtigkeit, die bei Thomasin vor allem in der richterlichen Tätigkeit besteht und damit gleichsam auf anderer Ebene das gesellschaftliche Zusammenleben regelt. *Reht* ist ihm denn nicht nur die Gerechtigkeit, die jedem gibt, was ihm zusteht und damit soziale Ordnung herstellt, sondern die gesellschaftliche Ordnung mit ihren zugehörigen Pflichten.⁶⁵ Hier leistet der mittelhochdeutsche Begriff eine Arbeit, die im lateinischen *iustitia* nicht mit angelegt ist. Er kann geradezu mit *officium* übertragen werden, der Begriff, der im *Moralium dogma philosophorum* für die Tugenden verwendet wird.⁶⁶ Er wird bei Thomasin eng mit dem Adelsstand und der ihm geziemenden höfischen Lebensweise verbunden: „wan als ich hân ouch ê geseit, / reht tuon daz ist hüfscheit. / swelch man hât einn hüfschen muot, / der tuot mit rehte swaz er tuot. / swer rehte tuot zaller vrist, / wizzet daz der edel ist: / sô wizzet daz die edel sint, / die sint alle gotes kint.“⁶⁷

Die Besitzgerechtigkeit, die noch im *Moralium dogma philosophorum* im Mittelpunkt stand, findet bei Thomasin keine spezifische Erwähnung mehr. Bereits hier wird deutlich, dass Thomasin versucht, eine gesellschaftliche Ordnung zu schaffen, in der ein jeder seine Rolle

64 Vgl. Miriam Sénécheau, „Nu wil ich raten den herren allen ...“: Herrscherbild und Herrscherkritik im „Welschen Gast“ des Thomasin von Zerklære, in: Heinz Krieg / Alfons Zettler (Hgg.), *In frumento et vino opima. Festschrift für Thomas Zotz zu seinem 60. Geburtstag*. Ostfildern 2004, S. 247–266, hier S. 261.

65 Vgl. Schanze, Tugendlehre (wie Anm. 62), S. 326.

66 Das BMZ Wörterbuch listet als erste Bedeutung: „die allgemeine norm, welche anbietet, was recht und gebühlich sei“, als drittes Bedeutungsfeld aber auch: „reht, als die gesammtheit der rechtlichen verhältnisse jemandes, recht wie pflicht, ansprüche wie schulden, – oft geradezu stand.“ Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Benecke, Müller, Zarncke, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, <https://www.woerterbuchnetz.de/BMZ> [28.03.2022]. Zwischen diesen Bedeutungsfeldern changiert der Begriff auch im Gedicht *Vom reht*, das ebenfalls soziale Verhältnisse ordnet.

67 Thomasin von Zerklære, *Der welsche Gast* (wie Anm. 25), V. 3919–26. Die Verschränkung von Adel, Recht und höfischem Lebenswandel wird diagrammatisch im Motiv 70, <https://wgdmateriale-textkulturen.de/illustrationen/motive.php> [07.08.2022].

einnimmt und sich dieser entsprechend verhält. Die Verhaltenslehre im ersten Teil des Buches hatte zum Ziel, diese Ordnung auf der pragmatischen Ebene täglicher Interaktion zu erreichen. Die Behandlung der Tugenden und selbst die der Wissenschaften stößt in die gleiche Richtung. Deshalb ist die *staete* auch an die Spitze der Tugenden gerückt. Sie ist sowohl persönliche Tugend als auch Stabilität der Gesellschaftsordnung, ja des Kosmos selbst. Die *staete* als Herrschertugend garantiert die Gerechtigkeit, als Grundlage der Gesellschaft garantiert sie die Treue zwischen ihren Gliedern (V. 2113).⁶⁸ Im Zustand der göttlichen Schöpfung war *staete* der Idealzustand des Kosmos. Die *unstaete* ist damit eine Störung der göttlichen Ordnung: im Kosmos, in der Gesellschaft, und im einzelnen Körper.⁶⁹ Diese spezifische Setzung der Beständigkeit als Grundlage der Weltordnung ist Thomasins eigene Interpretation, obgleich er für seine Beschreibung dieser Qualität großzügig aus der Passage zur *constantia* zitiert, die im *Moralium dogma philosophorum* Untertugend der *fortitudo* ist.⁷⁰ „Constancia est stabilitas animi firma et in proposito perseuerans“, schreibt das *Moralium dogma philosophorum*.⁷¹ Diese Tugend wird bei Thomasin zum Fundament nicht nur seiner gesamten Tugendlehre sondern der kosmischen Ordnung.

Die ‚verlorengegangene‘ Kardinaltugend *prudentia* findet sich dagegen im Zusammenhang mit den Gütern wieder, die Thomasin in innere und äußere teilt. Die körperlichen Güter, *sterke*, *kraft* und *behendekeit* sind in sich wertneutral, und müssen von *bescheidenheit* (also der Fähigkeit, zu Entscheiden) kontrolliert werden. Das gleiche gilt für die äußeren Glücksgüter: *adel*, *maht*, *rehtuom*, *name*, *herrschaft* und *rede*.⁷² Diese Reihe bezieht Thomasin aus Boethius’ *De consolacione philosophiae*, nicht aus dem *Moralium dogma philosophorum*, wo die Unterscheidung zwischen seelischen, körperlichen

68 Vgl. Sénèque, Herrscherbild (wie Anm. 64), S. 253.

69 Vgl. Schanze, Tugendlehre (wie Anm. 62), S. 128–141.

70 Vgl. Sénèque, Herrscherbild (wie Anm. 64), S. 260. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 30: „I.C. De fortitudine: Fortitudo est uirtus retundens impetus aduersitatis. Huius autem partes sunt quecumque hoc efficiunt; he autem sunt magnanimitas, fiducia, securitas, magnificentia, constancia, paciencia. [...]“

71 *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 30: „Beständigkeit ist die Standhaftigkeit des Geistes, zuverlässig und beharrlich in den Vorhaben.“

72 Thomasin von Zerkläre, *Der welsche Gast* (wie Anm. 25), V. 9857–64: „ich hân ouch gezeiget wol / wie man wol erkennen sol / unstaete an den sehs dingen / von den uns phlegt ze misselingen, / und an den drin des libes kreften. / ich hân geseit waz meisterschefte / hât diu bescheidenheit / an in und an schönheit.“

und Glücksgütern den dritten Teil und damit die Behandlung des *utilis* gliedert.⁷³ Die sechs Glücksgüter sind im *Welschen Gast* gefahrenvolle Gaben, die den Aufstieg auf der Tugendleiter erschweren und zur Sündhaftigkeit leiten können. Dazu hat ihr Gott vier Seelenkräfte verliehen, die *imaginatio*, *ratio*, *memoria* und *intellectus*.⁷⁴ Unter diesen übernimmt nun wiederum die *ratio* die Aufgabe, zwischen gut und schlecht zu unterscheiden (nicht etwa zwischen wahr und falsch), und tritt damit in die Fußstapfen der *prudentia*. Diese Tugend, die im *De officiis* noch allen anderen vorangehen sollte, ist im *Welschen Gast* also noch vorhanden, aber sie wird aus dem Kanon der zentralen Werte entfernt und in den Dienst der moralischen Entwicklung gestellt, die das Ziel hat, die göttliche Ordnung auf allen Ebenen wiederherzustellen.

Zwischen die Behandlung der körperlichen Kräfte und der Seelenkräfte schiebt Thomasin nun seine Behandlung der Wissenschaften ein. Diese werden von Thomasin auf die gleiche Weise moralisiert und in den Dienst der moralischen Verbesserung des Menschen gestellt. Jeder der *artes* wird eine moralische Dimension zugeordnet: Grammatik lehrt nicht nur rechtes Sprechen, sondern auch rechtes Leben; Dialektik kann nicht nur die Wahrheit enthüllen, sondern warnt auch davor, andere zu belügen; Rhetorik lehrt, die Rede schön zu färben, aber auch ein verständiges Leben zu führen; die Geometrie beherrscht, wer zwischen zu viel und zu wenig abwägen kann; Arithmetik unterweist im moralischen Sinne darin, unzählige gute Taten zu vollbringen, und die Musik bringt das Leben in harmonischen Einklang. Die Astronomie lehrt schließlich, das eigene Leben mit den Sternen der Tugend zu zieren.⁷⁵ In Thomasins Adelslehre ordnen sich Tugenden, Wissenschaft und alle inneren und äußeren Güter dem Ziel der rechten Lebensführung unter, welche letzten Endes dazu dient, die größere, göttliche Ordnung der Welt wiederherzustellen. Dazu ist Wissen notwendig, aber nicht zum Selbstzweck. Tugenden sind keine Abstrakta mehr, sondern persönliche Qualitäten,

73 Vgl. Schanze, Tugendlehre (wie Anm. 62), S. 150–152, zur Tradition der Güterlehre in der mittelalterlichen Philosophie.

74 Vgl. Claudia Brinker-von der Heyde, Durch Bildung zur Tugend: Zur Wissenschaftslehre des Thomasin von Zerklære, in: Ursula Schäfer (Hg.), *Artes im Mittelalter*. Berlin 1999, S. 34–54, hier S. 40. Thomasin von Zerklære, *Der welsche Gast* (wie Anm. 25), V. 8789–8803: „Ein ieglicher vier krefte hât / von den er sol suochen rât. [...] Einiu heizt Imaginâtiô, diu ander heizet Râtiô, diu drite Memorjâ ist, / diu phleget der kamer zaller vrist, / die vierd ich Intellectus heiz.“

75 Vgl. Thomasin von Zerklære, *Der welsche Gast* (wie Anm. 25), V. 8999–9028.

auf die der Einzelne hinarbeiten muss, um seinen Platz in dieser Ordnung einzunehmen.

Thomasins Werk zeigt bereits die Bestrebungen der entstehenden Enzyklopädik, die breite Wissensbestände versammeln will, statt, wie die Florilegien des 12. Jahrhunderts, vor allem Autoritäten zu versammeln. Dieses Wissen wird jedoch für das höfische Publikum ausgelegt und mit christlichen Anforderungen an eine gute Lebensführung harmonisiert. Das Wissen von der Welt, welches die Wissenschaften vermitteln, ist in dieses höhere Ziel eingebettet und stets moralisch gewertet. Dafür werden die Schwerpunkte der Kardinaltugenden aus dem *Moralium dogma philosophorum* neu gesetzt und mit der *staete* eine ganz neue Leittugend vorangestellt, welcher in der Adelsgesellschaft des 13. Jahrhunderts zentraler Wert zukommt.

IV.2 Übersetzungen: *Moralités des Philosophes* und *Niederrheinisches Moralbuch*

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts entsteht nun die erste richtige Übersetzung, wohlgermerkt des *Moralium dogma philosophorum*, nicht des *De officiis*. Das *Moralités des philosophes* bleibt nah an der lateinischen Vorlage, welche es in französische Prosa überträgt. Anders als in den bisherigen volkssprachigen Bearbeitungen wird die Systematik in dieser Übersetzung nicht etwa verringert, sondern eher noch betont, indem im Anschluss an die Diskussion einer jeden Tugend eine knappe Zusammenfassung angegeben wird. Gegenüber dem lateinischen Text, der häufig die Zitate einem *scriptor*, *poeta* oder *philosophus* zuschreibt, sind in der französischen Prosaübersetzung eine größere Zahl der lateinischen Verfasseramen angegeben.⁷⁶ Wie bereits im *Tugendspiegel* zeigt dies, dass die Namen für das anvisierte Publikum Relevanz besaßen und das Prestige der Belehrung mittrugen. Explizit heidnische Ideen und Vorstellungen streicht der anonyme Übersetzer jedoch: die heidnischen *diis immortalibus* werden zum *Dieus* im Singular;⁷⁷ die Anpassung der heidnischen Lehren an christliches Gedankengut fällt jedoch zurückhaltend aus. Auch andernorts

76 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), Einleitung, S. 9, Anm. 2, vermutete, dass die Vorlage die Verfasseramen in den Rändern nachgetragen hatte. Auch hier könnte die Aufarbeitung der lateinischen Handschriftenüberlieferung weitere Aufschlüsse bieten.

77 Beispielsweise ebd., S. 25, Z. 13–15, S. 53,23 entspricht im altfranzösischen Text S. 126, Z. 15 und 152,13.

strafft Übersetzer den Text etwas: es fehlen z.B. die Untertugenden *moderantia* und *sobrietas* sowie *valetudo* und einige poetische Zitate werden ausgelassen, wohl da ohne die lateinische Metrik ihr Charakter eines geflügelten Wortes verlorengehe. An anderen Stellen scheint eine Änderung des Textes auf einem Missverständnis zu beruhen. Am auffälligsten ist die in der Fehlübersetzung von *severitas* – im *Moralium dogma philosophorum* eine Untertugend der *iustitia* – zu *cruauté*, ein Fehler, an dem auch Zeitgenossen Anstoß genommen haben: BNF 24429 ändert *cruauté* in *severité* und verbessert den Fehler.⁷⁸ An anderer Stelle gerät die Systematik durch Fehlesungen durcheinander. Die Ordnung der Kardinaltugenden orientiert sich im *Moralium dogma*, wie oben gezeigt, am Kriterium der *actio*, sodass handlungsleitende Tugenden über der rein intellektuellen *prudentia* stehen. Die französische Übersetzung gibt an, dass „de ces iiii vertus est cointise la plus haute“, was auf einer Missinterpretation des lateinischen *precedit* beruht: die *prudentia* geht den anderen Tugenden voran, insofern dass vor jeder Handlung eine kluge Abwägung stehen soll. Sie ist den praktischen Tugenden aber gerade *nicht* hierarchisch übergeordnet.⁷⁹ Die höchste Tugend ist die *iustitia*, eine Einschätzung, die der französische Übersetzer an anderer Stelle auch übernimmt und sich mit der Fehlübertragung damit selbst widerspricht.⁸⁰ Diese Unschärfen zeigen, dass der Verfasser diese Änderungen kaum absichtlich durchgeführt hat und offensichtlich vorhatte, die Systematik der Quelle beizubehalten. Seinen Lesern hat er offenbar ein Interesse an der Komplexität der Quelle zugetraut. Der Erfolg scheint ihm dabei Recht zu geben: Aktuell sind 58 Zeugen bekannt.⁸¹ Die Überlieferungsgemeinschaften in den Kodizes, in denen der Text überliefert ist, weisen darauf hin, dass sowohl Kleriker als auch Laien an dem Text interessiert waren.⁸² Trotz dieser breiten Leserschaft zeigt die Überlieferung, dass das Französische nicht als gelehrte Sprache gedacht wurde, zumindest überliefert keiner der Kodizes die französi-

78 Vgl. BNF français 24429, fol. 36r; *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 194.

79 Vgl. ebd., S. 52,23–53,6.

80 Ebd., altfranzösischer Text, 150,10 und 152,5. Vgl. die Anmerkungen auf S. 196 für weitere Fehlübertragungen.

81 Vgl. Battagliola, Traduzione e tradizioni (wie Anm. 27), mit aktualisierter Liste der Handschriften, S. 95–97.

82 Beispielsweise die Überlieferung mit dem *Doctrinal aux simples gens* in Bruxelles, Bibl. Royale, 10394–10414, nach seinem Incipit: „Ce qui est en ce petit livre doivent enseigner les prestres a leurs paroissians...“.

sche Übersetzung zusammen mit lateinischen Texten. Stattdessen ist der überwiegende Teil der Leser dieses und anderer Wissenstexte offenbar im höfischen Umfeld zu suchen, sodass in den Überlieferungsträgern eine Einbettung moralischen Wissens in ein breiteres Korpus von Wissen stattfindet, welches essenziell für die Bildung der französischsprachigen Eliten ist.

Die enge Verbindung zwischen Wissensliteratur und höfischer Kultur zeigt die kuriose Verschränkung, die das *Moralités des philosophes* mit dem *Bestiare d'Amour* im *Niederrheinischen Moralbuch* eingeht.⁸³ Diese niederfränkische Übersetzung des französischen Prosatexts ersetzt den Prolog des *Moralités des philosophes* mit dem des *Bestiare d'Amour* des Richard de Fournival. Dem Text folgt eine Sentenzensammlung und dann das verbleibende Liebesbestiarium Richards in niederdeutscher Sprache.⁸⁴ Diese zweite Bearbeitung des *Moralium dogma philosophorum* im deutschen Sprachraum nimmt mit seinen vergoldeten Abbildungen und verzierten Initialen eine ganz andere Form an als 100 Jahre zuvor der bescheidene *Tugendspiegel*. Der Kodex ist deutlich als Gesamtwerk konzipiert und bietet moralische Lehre in stark höfisierte Form.⁸⁵ Durch das Voranstellen des Prologs des Minnebestiariums, dessen Hauptteil dann den Schluss des Kodex bildet, und durch die einheitliche Ausstattung mit vergoldeten Initialen wird eine Einheit des moralischen Wissens und der höfischen Minnekasuistik auch ästhetisch hergestellt. In einer selbstverfassten *causa scribendi* des Übersetzers, die keiner der bei-

83 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), Mittelniederfränkischer Text. Handschrift Hannover, Niedersächsische Landesbibliothek IV 369.

84 Hannover, Niedersächsische Landesbibliothek IV 369, S. 206.

85 So bereits Willem Peter Gerritsen, *Das Bestiare d'Amour des Richard de Fournival und das sogenannte Niederrheinische Moralbuch* (Hannover, Niedersächsische Landesbibliothek IV 369), in: Angelika Lehmann-Benz/Ulrike Zellmann/Urban Küster (Hgg.), *Schnittpunkte. Deutsch-Niederländische Literaturbeziehungen im späten Mittelalter*. (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 5) Münster 2003, S. 215–222. Die Diskussion einer möglichen mittelniederländischen Vorlage scheint mir, angesichts der Nutzung eines weiteren französischen Textes als Vorlage, voraussetzungsreicher als die von Holmberg geäußerte Annahme, dass das Moralbuch direkt aus dem *Livre de moralité* übersetzt. Es ist ein zweiter Zeuge des niederdeutschen Minnebestiariums überliefert, Amsterdam, Universitätsbibl., Cod. I A 24f., allerdings zusammen mit einer Übersetzung der ovidischen Liebeslehre. Ein Vergleich dieser beiden Zeugen könnte zumindest klären, ob die Hannoveraner Handschrift Vorlage oder Abschrift der Amsterdamer Handschrift ist (bzw. ob beide auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen), auch wenn dies die Frage der Vorlage des niederrheinischen *Moralium dogma philosophorum* nicht zweifelsfrei klären würde.

den Vorlagen entspringt, werden zwei Gründe für sein Werk angeführt: topisch ist die Liebe zu den Freunden, denen er das gesammelte Wissen zur Verfügung stellen möchte; daneben möchte er *vrowen vorledigheit* (der Frauen Müßiggang) verhindern – letzteres bezieht sich deutlich auf das Liebesbestiarium, in welchem der Unwillen der Frauen zur Liebe beklagt wird.⁸⁶ Die Umdeutung des antiken Wissens, welche durch die Vertauschung der Prologe erreicht wird, ist gänzlich höfisch und hat keine spezifisch christliche Komponente. Tervoooren bringt die Produktion des *Niederrheinischen Moralbuches* mit dem Hof von Geldern in Zusammenhang, der für sein literarisches Mäzenatentum bekannt war und durch die Eheverbindungen der Grafen auch die Verarbeitung französischer Vorlagen plausibel machen würde.⁸⁷ Erstmals werden die ciceronischen Pflichten, über den Umweg des lateinischen Florilegiums und dessen französischer Übersetzung, im deutschen Sprachraum in Prosa und in spezifisch höfischer Überformung tradiert.

IV.3 Moralisierung und Harmonisierung: Alard de Cambrai

Wie oben gezeigt, wird das *Moralités des philosophes* noch im 13. Jahrhundert zur Vorlage weiterer Bearbeitungen. Obgleich der komplexe Prosatext sein Publikum findet, fertigt Alard de Cambrai eine Versbearbeitung an, welche eine christliche Deutung der antiken Zitate bietet. Alard verleiht seinem *Les livres estrais de philosophie et de moralité* einen neuen Prolog, der die Traummetapher und den Schreibanlass aus der Vorlage verwirft und stattdessen eine Liste der *plus maistres clers* der Vergangenheit aufstellt und ankündigt, deren Lehre in Reimen auszulegen. Der Hauptteil wird durch 132 Rubriken strukturiert, die jeweils eine klassische Autorität zitieren, gefolgt von deren christlicher Auslegung in Versform.⁸⁸ Diese Form der Präsen-

86 Vgl. *Moralium dogma philosophorum* (wie Anm. 18), S. 91.

87 Vgl. Helmut Tervoooren, *Van der Masen tot op den Rijn: Ein Handbuch zur Geschichte der mittelalterlichen volkssprachlichen Literatur im Raum von Rhein und Maas*. Berlin 2006, S. 261. Am wahrscheinlichsten erscheint ihm die Regierungszeit Graf Rainalds I., der mit Margarete von Flandern verheiratet war. Flandern war in der Tat ein wichtiges Zentrum volkssprachiger (französischer und niederländischer) Literaturproduktion im 13. Jahrhundert.

88 Eine umfassende Behandlung dieser Moralisierungen bietet Marc-René Jung, *À propos de la moralités dans Li livres estrais de philosophie et de moralité d'Alard de Cambrai*, in: Catherine Bel/Pascale Dumont/Frank Willaert (Hgg.), „Contez

tion gelehrten Wissens erlaubt eine relativ vorlagengetreue Wiedergabe der Autoritäten und gleichzeitig die christliche Moralisierung ihrer Lehren in poetischer Form. Alard spielt hier mit den verschiedenen Formen der Wahrheit, die jeweils mit Vers und Prosa assoziiert werden. Wird die Prosaform im Französischen seit dem 13. Jahrhundert ausgehend von der Historiographie bald auch in der Didaxe für faktische Wahrheit verwendet, haftet der Dichtung eine andere, moralische Wahrheit an.⁸⁹ Prosa vermeidet Unschärfen in der Übersetzung, welche durch den Reimzwang entstehen können, und verbürgt daher größere Treue zur lateinischen Vorlage, die in diesem Fall natürlich fiktiv ist, da Alard ja nicht aus dem lateinischen überträgt, eine Tatsache, die er jedoch geflissentlich verschweigt.⁹⁰ Moralische Wahrheiten können dagegen ganz besonders mit Dichtung verbunden werden: Zum einen verbindet sich mit ihr ein Anklang göttlicher Inspiration, zum anderen kann sie sich auf das Modell der lateinischen Lehrdichtung zurückberufen und durch ihre poetische Qualität eine bessere Rezeption der Lehren und Gefallen beim Publikum erreichen.⁹¹ Für christliche Moralisierungen heidnisch-antiken Wissens eignet sich die Versform daher besonders, wie das Beispiel des zeitgenössischen *Ovide moralisé* bestätigt.⁹² Die *Livres estrais de philosophie et de moralité* verzichten ebenfalls auf die Unterteilung des Stoffes in ehrenhafte und nützliche Tugenden; der Schwerpunkt liegt auf der Ehre. Deutlich wird anhand der Liste antiker Verfasser im Prolog auch, dass deren Namen das Prestige trugen, auch wenn es für die Leser aufbereitet werden musste. In dieser Hinsicht ähnelt die Anpassungsleistung Alards de Cambrai der Wernhers von Elmendorf,

me tout“. *Melanges de langue et de littérature médiévales offerts à Herman Braet*. (La République des Lettres 28) Louvain 2006, S. 489–505.

89 Zur Wahrheit von Prosa und Dichtung vgl. Kapitel 5 in Wittig, *Learning to be Noble* (wie Anm. 15).

90 Vgl. Emmanuèle Baumgartner, *Le choix de la prose*, in: *Cahiers de recherches médiévales* 5 (1998), <http://journals.openedition.org/crm/1322> [07.08.2022].

91 Vgl. Adrian Armstrong/Sarah Kay, *Knowing Poetry. Verse in Medieval France from the Rose to the Rhétoriciens*. Ithaca 2011, S. 3–5.

92 Vgl. Jean-Yves Tilliette, *Ovide et son «moralisateur» au miroir de Pythagore. Figures de l'auteur de l'Ovide moralisé*, in: Laurence Harf-Lancner/Laurence Mathey-Maille/Michelle Szkilnik (Hgg.), *Ovide métamorphosé. Les lecteurs médiévaux d'Ovide*, Paris 2009, S. 201–222. Dieter Blume/Christel Meier (Hgg.): *Petrus Berchorius und der antike Mythos im 14. Jahrhundert*. Bd. 1: *Die Metamorphosen Ovids in der Deutung des Petrus Berchorius und in den italienischen Bildzyklen des 14. Jahrhunderts*; Bd. 2: *Petrus Berchorius: »Ovidius moralizatus«: Textedition, Übersetzung, Kommentar*. Berlin/Boston 2021.

wenn auch in deutlich elaborierterer Form.⁹³ Zwischen beiden Werken liegen jedoch über hundert Jahre, in denen sich nicht nur die Volkssprachen weiterentwickelt haben, sondern auch die adlige Leserschaft, an welche sich beide richten. Geblieben ist das Interesse an antiken Lehrsätzen, während es Wernher aber zur Benutzung in konkreten Situationen aufbereitet hatte, scheint Alard de Cambrai ein Publikum vorzuschweben, welches anlasslos an moralischer Belehrung und dem Wissen um die Tugenden interessiert war.

Die Unterschiede in der Herangehensweise der französischen Prosa- und Versfassung zeigen sich beispielhaft an zwei Handschriften, denen jeweils ein Schema vorangestellt wird. Während die Handschrift Paris, Bibliothèque nationale de France, français 25407, fol. 122v in einer Übersicht versucht, die Systematik der Tugenden und Untertugenden aufzuschlüsseln, ist es dem Diagrammisten von Paris, Bibliothèque national de France, Arsenal 3516, fol. 180v an Harmonisierung gelegen: er kreiert ein geschlossenes Universum der Autoritäten, deren Grenzen durch die antiken Verfasser gezogen werden, während die großen inneren Kreise wohl durch christliche Lehrer ausgefüllt werden sollten (Abb. 3).⁹⁴

93 Alard de Cambrai und Wernher von Elmendorf führen Cicero und Tullius als voneinander verschiedene Autoren, was zeigt, dass es ihnen tatsächlich vor allem um das Prestige und die Anhäufung der Namen ging, weniger um die genaue Kenntnis der antiken Lehren.

94 Vgl. Claudia Guggenbühl, *Recherches sur la composition et la structure du ms. Arsenal 3516*. Basel 1998, S. 309–319. In den Kreis der christlichen Autoren sind nur Boethius und Paulus eingetragen.

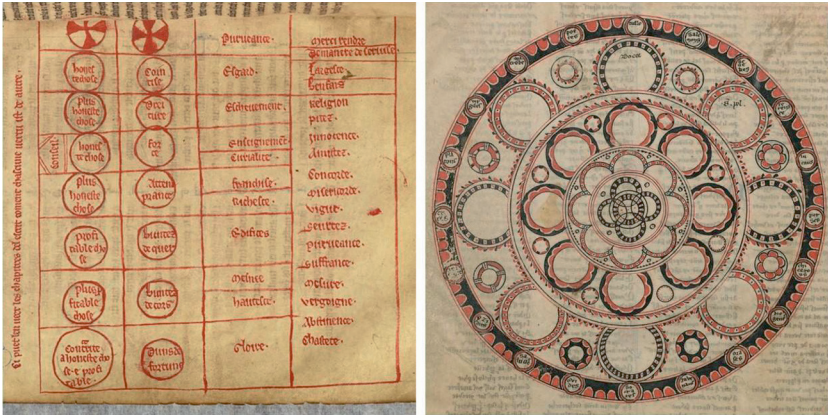


Abb. 3: links: Moralités des philosophes, Paris, Bibliothèque nationale de France, français 25407, Bl. 122v; **rechts:** Livres estrais de philosophie et de moralité, Paris, Bibliothèque nationale de France, Arsenal 3516, Bl. 180v

IV.4 Vom Hof in die Stadt: Brunetto Latini's *Trésor*

Während Thomasin von Zerklære seine Wissensvermittlung der Tugendlehre unterordnet, geht Brunetto Latini den entgegengesetzten Weg, wenn er die Vermittlung von Tugenden in den Dienst eines breiteren Korpus an Herrschaftswissen eingliedert und dem größeren Ziel des *bonum commune* unterstellt. Latini verfasst seine *Livres dou Trésor*, nicht unähnlich Cicero, im politischen Exil, in welches er 1260 aufgrund der politischen Auseinandersetzungen zwischen Guelfen und Ghibellinen in seiner Heimatstadt Florenz fliehen muss. Wie der Römer nimmt er auf politische Ereignisse seiner Zeit Bezug und zieht aktuelle Herrschaftsverhältnisse als Beispiele heran. Das Werk verfasst er in französischer Sprache, der „schönsten und am meisten gesprochenen Sprache“⁹⁵. Ähnlich wie Thomasin verarbeitet Brunetto eine ganze Reihe von Autoren zu einer neuen Systematik, greift aber nicht selbst in die übertragenen Passagen ein. Der *Trésor* ist verschiedentlich mit dem *Speculum maius* des Vincent von Beauvais verglichen worden, mit dem er die Position teilt, dass zur Ausübung von Herrschaft eine breite Kenntnis der Schöpfung und verschiedener Wissenschaften nötig sei, und diese in theoretische und praktische Wissenschaften geschieden werden, von denen die Moralphilo-

95 Brunetto Latini, *Li livres dou Tresor* (wie Anm. 33), S. 18: „La parleure est plus delitable et plus comune a touz languaiges“.

sophie zusammen mit der Politik in den Bereich der Praxis gehöre.⁹⁶ Brunetto ist in seiner Behandlung der Materie jedoch sehr viel wählerischer und verarbeitet nur solche Quellen, welche direkt im Sinne seines Ziels sind, das nötige Wissen für die gute Herrschaft einer Stadt zu versammeln.

Cis livres est apielès Tresors. Car si come li sires ki vuet en petit lieu amasser cose de grandisme vaillance, non pas pour son delit solement, mes pour acroistre son pooir et pour aseurer son estat en guerre et en pasi, i met le plus chieres choses et les plus precieus joiaus k'il puet selonc sa bonne entencion; tout autresi est li cors de cest livre compilés de sapience.⁹⁷

Dezidiert bietet Brunetto also Wissensbestände an, welche in den Dienst der Herrschaftsausübung gestellt werden und dem Machterhalt dienen. Dazu ist es nötig, das göttliche Schöpfungswerk zu kennen, außerdem die Geschichte der Menschheit und die Natur der Dinge, um dann durch Kenntnis der Tugenden in die Lage versetzt zu werden, sich selbst zu regieren. Erst auf dieser Basis kann dann die Regierung eines Gemeinwesens gelingen. Sein Buch geht diesen Dreischritt, indem es, gleich einer Schatztruhe, die ausgewählten Schätze aus allen drei Bereichen anbietet.

Et si come sens deniers n'aueroit nulle moieneté entre les heuvres des gens [...], que adreçast les uns contre les autres, autresi ne puet nus home savoir des autres choses pleinement se il ne set ceste premiere partie dou livre. La seconde partie, qui trace des vices et des vertus, est de precieuses pieres, qui donent a home delit et vertus. [...] La tierce partie dou tresor es de fin or, c'est a dire que ele

96 Vgl. Christel Meier, Grundzüge der mittelalterlichen Enzyklopädik. Zu Inhalten, Formen und Funktionen einer problematischen Gattung, in: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hgg.), *Literatur und Laienbildung im Mittelalter und in der Reformationszeit*. Symposium Wolfenbüttel 1981. Stuttgart 1984, S. 467–500, hier S. 472–480. Vgl. auch Brunetto Latini, *Li livres dou Tresor* (wie Anm. 33), S. XXIII.

97 Brunetto Latini, *Li livres dou Tresor* (wie Anm. 33), S. 17: „Dieses Buch wird ‚Trésor‘ genannt; denn wie der Herrscher, der an kleinem Ort Dinge von außerordentlichem Wert anhäufen will, nicht allein zu seinem Vergnügen, sondern zur Vergrößerung seiner Macht und zur Sicherung seiner Position im Krieg und im Frieden, dort die teuersten Dinge und die kostbarsten Juwelen nach Kräften und guter Absicht aufbewahrt, ebenso ist auch die Substanz dieses Buches zusammengetragen aus der Weisheit.“ Vgl. Christel Meier, *Cosmos politicus*. Der Funktionswandel der Enzyklopädie bei Brunetto Latini, in: *Frühmittelalterliche Studien* 22 (1988), S. 315–356, hier S. 325–27 zur Geschichte der Schatzmetapher in Bezug auf Weisheit.

enseigne a home a parler selon la doctrine de rethorique. [...] [L]a tierce science, ce est politique, qui enseigne coment hom doit gouverner la cité.⁹⁸

Die Kenntnis von Gott, der Schöpfung und der Geschichte, welche die theoretische Philosophie ausmacht, ist für Brunetto also die Grundlage für ein Verständnis der menschlichen Interaktion. Die Theorie ist daher notwendige Voraussetzung für den zweiten Werkteil, die Tugendlehre, welche – wie die Juwelen – diese Interaktionen ziert und ihnen Glanz verleiht.

Das zweite Buch, welches die „Edelsteine“ der Tugenden sammelt, diskutiert zunächst die Tugenden im Allgemeinen und übersetzt dabei den ersten Teil der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles, um dann die Kardinaltugenden zu diskutieren, und zwar in der Ordnung, wie sie Brunetto seiner Vorlage, dem *Moralium dogma philosophorum*, entnommen hat. Er behandelt allerdings die Untertugenden in weit weniger Details und ergänzt stattdessen Zitate aus der Bibel, den Kirchenvätern, Isidors von Sevilla *Sententiae*, der *Ars loquendi* des Albertano da Brescia (welche ihrerseits das *Moralium dogma philosophorum* zu den Quellen zählt) und der *Summa aurea de virtutibus* des Wilhelm Peraldus.⁹⁹ Auffallend ist, dass Brunetto Latini der *prudence* wieder den Raum gewährt, die sie bei Cicero und im *Moralium dogma philosophorum* hatte und sie gegenüber der Vorlage sogar ausbaut. Dargestellt durch den Karfunkel überstrahlt sie alle anderen Tugenden und bringt Licht in die (moralisch zu verstehende) Nacht.¹⁰⁰ Diese Vorrangstellung beruht auch auf der Tatsache, dass jeder *actio* die weise Planung vorausgehen müsse, wie es das *Moralium dogma philosophorum* und das *De officiis* bereits etabliert hatten.¹⁰¹ Die *prudence* umfasst nun aber auch eine Reihe praktischer Anwendungen: insbesondere interessiert Brunetto bereits hier die rechte Anwendung der Rede. Für diese Passagen ergänzt Brunetto

98 Brunetto Latini, *Li livres dou Tresor* (wie Anm. 33), S. 19: „Denn wie es ohne Münzen keinen Mittler gibt zwischen den Werken der Menschen [...], die sich aufeinander beziehen, so kann kein Mensch andere Dinge völlig verstehen, wenn er nicht erst die Dinge dieses ersten Buches kennt. Der zweite Teil, der die Sünden Tugenden behandelt, besteht aus Edelsteinen, die dem Menschen Freude und Tugend geben. [...] Der dritte Teil des Schatzes ist aus feinem Gold, das bedeutet, dass er den Menschen nach der Lehre der Rhetorik reden lehrt. [...] Die dritte Wissenschaft ist die Politik, die lehrt, wie man die Stadt regieren soll.“

99 Vgl. Brunetto Latini, *Li livres dou Tresor* (wie Anm. 33), S. XXIX–XXX.

100 Vgl. ebd., II, 1,3.

101 Vgl. ebd., II, 57,1.

Latini seine Bearbeitung des *Moralium dogma philosophorum* durch ein umfassendes *volgarizzamento* der *Ars loquendi et tacendi* des Albertano da Brescia, wiederum gewürzt mit Zitaten weiterer Autoren.¹⁰² Dadurch ergeben sich zahlreiche Unterkapitel, die behandeln, wer worüber mit wem sprechen solle und wann man besser zu schweigen habe.¹⁰³ Das Sprechen spielt also bereits unter den Tugenden eine zentrale Rolle.

Der dritte Teil, die Politik, enthält nun umfassende Regeln der Rhetorik, die bei Cicero der Grundstein menschlichen Zusammenlebens und Stützpfeiler der Herrschaft war, aber bereits im *Moralium dogma philosophorum* und noch mehr in dessen deutschsprachigen Bearbeitungen an Bedeutung verloren hatte. In diesem Teil wird nun vorrangig auf Ciceros *De inventione* zurückgegriffen, in welchem die Rolle des Orators für die menschliche Gesellschaft noch deutlicher herausgestellt wird als in den bisher verschwiegenen Passagen des *De officiis*. Der zweite Teil des dritten Buches, der sich der Politik widmet, ist dann wieder aus der *Ethik* des Aristoteles übertragen.

Die Verbindung von Rhetorik und Politik die Kunst ist für Brunetto die höchste Kunst: „Car si comme li ors sormonte toutes manieres de metal, autresi est la science de bien parler et de gouverner gens plus noble art du monde.“¹⁰⁴ Rhetorik und Herrschaftsausübung werden von Brunetto als untrennbar verbundene Fähigkeiten verstanden. In der italienischen Stadtkommune des 13. Jahrhunderts ist die Oratorik tatsächlich zentrales Herrschaftsmittel.¹⁰⁵ Des antiken Erbes dieser Herrschaftspraxis war man sich bewusst und evozierte es, wo man konnte. Nicht nur Schriften wie Ciceros *De inventione* und die damals noch demselben Autor zugeschriebene *Rhetorica ad Herennium* wur-

102 Vgl. ebd., S. XXIX.

103 Ebd., zweites Buch: LXII Des choses c'on doit garder ancois c'on parole et premierement qui tu es qui parler viaus; LXIII De connoistre le voir de la mencoigne; LXIII De garder a qui tu paroles; LXV De Garder por quoi tu paroles; LXVI Consirer comment tu dois parler und LXVII De prendre garde le tens que on doit parler.

104 Ebd., I,1,4: „Denn wie das Gold alle Arten von Metall übertrifft, ebenso ist auch die Wissenschaft, gut zu reden und Leute zu regieren, die edelste Kunst der Welt“; zur Vernunft und Gerechtigkeit in der Politik als höchster Wissenschaft vgl. auch I, 4, 5.

105 Vgl. Christoph Dartmann, Oratorik und öffentliche Interaktion in italienischen Stadtkommunen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Malena Ratzke/Christian Schmidt/Britta Wittchow (Hgg.), Oratorik und Literatur. Politische Rede in fiktionalen und historiographischen Texten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. (Hamburger Beiträge zur Germanistik 60) Berlin 2019, S. 35–58.

den in diesem Zusammenhang ins Italienische übersetzt, sondern auch historische und literarische Beispiele politischer Rede.¹⁰⁶

In der Betonung der politischen Handlungsfähigkeit, welcher die theoretischen und moralischen Wissensbestände als Propädeutik dienen, besteht wohl der deutlichste Unterschied zwischen dem *Trésor* und den anderen hochmittelalterlichen Bearbeitungen des *De officiis*, gelehrten wie höfischen. Außerdem erkennt man im Werk Brunettos, inwieweit der Kanon des notwendigen Wissens für die laikalen Eliten angewachsen ist. Hatte bereits Thomasin außer den Tugenden andere Wissensbereiche als nützlich befunden, so standen diese doch immer im Dienste der moralischen Verbesserung. Für Brunetto ist die Kenntnis moralisch richtigen Handelns nun wieder, wie bereits für Cicero, ein Wissensbereich, zu dem der Politiker Zugang haben muss. Es steht dem Grundgedanken des *De officiis* damit am nächsten.

V. Schlussfolgerungen

Cicero verfasst sein Alterswerk *De officiis* als praktische Lehre zum richtigen Handeln des Staatsmannes, der sein Sohn Marcus einmal werden soll. Moralphilosophie und Redekunst sind dafür notwendiges Wissen, welches nicht nur die rechte Ausübung des Amtes ermöglicht, sondern auch die Bewegung in den Kreisen der gesellschaftlichen Elite seiner Zeit erlaubt. Die Rolle des Vaters in dieser Gesellschaft ist es, seinen Sohn in diese Kreise einzuführen und die notwendigen Kenntnisse zu vermitteln. Als sich im 12. Jahrhundert die Rezeption der Werke Ciceros intensiviert, geschieht dies zunächst an den Kathedralschulen als gelehrtes Wissen und naturgemäß in lateinischer Sprache. Das Interesse an antiken Autoren und moralischer Selbstvervollkommnung in diesem Umfeld unterstützen die Rezeption und Bearbeitung der Tugendlehre. Die fröhscholastische Tendenz zum Sammeln und Systematisieren bringt mit dem *Moralium dogma philosophorum* ein Werk hervor, welches viel besser als der ciceronische Brieftraktat auf die politischen, sozialen und kulturellen Anforderungen der Zeit abgestimmt ist, aber dennoch vom Prestige

106 Vgl. Michele Campopiano, Oratorik in Übersetzung. Dialoge, Briefe und Oratorien in den italienischen Versionen der *Historia de preliis*, in: ebd., S. 59–72. Mit der Widmung seines Werkes an den Freund bezieht sich Brunetto vielleicht auf das Modell der Rhetorik.

des Originals und der zahlreichen zugefügten klassischen Autoren profitiert. So kann es zum Ausgangspunkt einer Reihe von volkssprachigen Bearbeitungen und Übersetzungen werden, die unterschiedlich gebildete Rezipienten ansprechen und die antike Tugendlehre für sie relevant machen. Lateinische, französische und deutsche Bearbeitungen des Florilegiums werden für verschiedene Rezeptionskontexte verfasst: Schule, Hof und Stadt. Der Vergleich der volkssprachigen Bearbeitungen zeigt, dass das Prestige der französischen Sprache diesen Texten eine größere Reichweite verschafft. Sie ist geeignetes Medium gleichermaßen für gelehrte Traktate, höfische Prosa und moralisierende Verse und kann so selbst zur Quelle weiterer Bearbeitung werden. Dabei wandeln sich die Werte, die jeweils im Zentrum stehen und das moralische Wissen tritt neben andere Wissensbereiche, die in den jeweiligen Kontexten bedeutsam sind. Bereits das Florilegium des 12. Jahrhunderts hatte die Rolle des Redners stark zusammengekürzt und damit auch die Diskussion der Rolle der Natur im menschlichen Zusammenleben übergangen. Angesichts der eigenen Gesellschaftsordnung war die Oratorik in den Hintergrund getreten und man erkennt die sozialökonomischen Ideale dieser Gesellschaftsordnung in der Herausstellung der Besitzgerechtigkeit. Im höfischen Kontext treten dagegen die Tugenden als individuelle Qualitäten des Herrschers auf, der für die Herstellung der sozialen, göttlich gesetzten Ordnung bürgt. In der städtischen Verwaltung Italiens im 13. Jahrhundert wird die Rhetorik zur zentralen Fähigkeit des Staatsmannes. Moral und Redekunst werden erneut enggeführt und zur Voraussetzung erfolgreicher Herrschaft. In diesem Zusammenhang wird auch *De inventione* zum Teil übersetzt; Vorlage der Tugendlehre bleibt aber auch hier das hochmittelalterliche Florilegium. Gemeinsam ist allen Bearbeitungen des Hochmittelalters, dass moralische Vervollkommenheit in Zusammenhang mit guter Herrschaft gebracht wird und sich damit, wie in der Gesellschaft Ciceros, Moralphilosophie an die gesellschaftlichen Eliten wendet. Sie ist nicht zweckfrei, sondern stets an die *actio* geknüpft. Aus diesem Grund sind die Anpassungen, die der Verfasser des *Moralium dogma philosophorum* am *De officiis* vorgenommen hat, für die Rezeption so bedeutsam: Moralphilosophie ist keine eitle intellektuelle Beschäftigung, sondern Handlungswissen, welches im Hochmittelalter besonders in den Dienst der Ordnung des Gemeinwesens gestellt wird. Den Boden für diesen Anwendungsbezug hat der Bearbeiter des

Moralium dogma philosophorum bereitet. Erst im Zuge der Renaissance, als Wissenserwerb und die Beschäftigung mit den antiken Philosophen eine eigene Berechtigung unabhängig vom Handlungsbezug erlangen, wird *De officiis* ins Deutsche und Französische übersetzt. Für das Hochmittelalter bot das *Moralium dogma philosophorum* die geeignetere Vorlage.

Amor versus Minne.

Intertextueller und interlingualer Schlagabtausch in den *Carmina Burana*

I. Differenzen und Interferenzen zwischen lateinischer Liebeslyrik und mittelhochdeutschem Minnesang und der Codex Buranus

Während der Minnesang innerhalb der höfischen Literatur einen wichtigen Platz einnimmt, ist der Stellenwert der Liebeslyrik im mittellateinischen Gattungsspektrum eher peripher: Weder gehörte sie zum Kanon der Schullektüre, noch war sie ein Thema, das in den Poetiken behandelt wurde; vielmehr blieb sie eine elitäre Beschäftigung kleiner klerikaler Zirkel, was sich auch in der Quantität und Qualität der Überlieferung zeigt.¹ Zwar gibt es fast 200 Handschriften, die jedoch insgesamt nicht mehr als etwa 600 Lieder enthalten, da es sich meist um wenig umfangreiche „Ein- und Nachträge[]“ handelt,² und selten um umfangreichere Sammlungen. Anders als in der volksspra-

1 Vgl. Udo Kühne, Deutsch und Latein als Sprachen der Lyrik in den *Carmina Burana*, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB) 122 (2000), S. 57–73, hier S. 58–60; ders., Geistliche und weltliche Lyrik – die Rezeption lateinischer Lyrik aus Frankreich im deutschen Sprachgebiet, in: Fritz Peter Knapp/Nils Borgmann (Hgg.), *Germania litteraria mediaevalis Francigena 1: Die Rezeption lateinischer Wissenschaft, Spiritualität, Bildung und Dichtung aus Frankreich*. Berlin [u.a.] 2014, S. 243–280, hier S. 255f.; wenn nicht anders angegeben, werden Text und Übersetzung zitiert nach *Carmina Burana. Texte und Übersetzungen*. Mit den Miniaturen aus der Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothee Diemer, hg. von Benedikt Konrad Vollmann. (Bibliothek des Mittelalters 13) Frankfurt a.M. 1987, Kommentar, S. 905f., der enger der Handschrift folgt; kritische Edition: *Carmina Burana*. Mit Benutzung der Vorarbeiten Wilhelm Meyers krit. hg. von Alfons Hilka und Otto Schumann, abgeschlossen von Bernhard Bischoff. Bde. 1,1–3 und 2.1. Heidelberg 1930–1970.

2 Vgl. die Übersicht der bis dahin bekannten Überlieferung von Peter Dronke, *Medieval Latin and the Rise of European Love-Lyric*. 2 Bde. Oxford 1965–1968, hier Bd. 2, S. 545–583; zu den Zahlen vgl. Frank Bezner, Lateinische Liebesdichtung des Mittelalters, in: Beate Kellner/Susanne Reichlin/Alexander Rudolph (Hgg.), *Handbuch Minnesang*. Berlin 2021, S. 125–155, hier S. 129f. Lyriksammlungen und mögliche Quellen des Codex Buranus nennt auch Vollmann (Kommentar (wie Anm. 1), S. 902f.).

chigen Liebeslyrik gibt es nur wenige Autorsammlungen, auch wenn sich einige Liedcluster bekannten Dichtern wie Hugo Primas³, Walter von Châtillon⁴ oder Peter von Blois, dem die 17 Liebeslieder in der thematisch geordneten Londoner Arundel-Sammlung mit rhythmischen Gedichten der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugeschrieben werden, zuordnen lassen.⁵ Auch die 20 Liebeslieder aus dem für seine lange Lyrik-Tradition bekannten katalanischen Benediktinerkloster Ripoll gelten als *Œuvre* eines, jedoch namenlosen, Dichters.⁶

-
- 3 Ihm werden 23 Lieder, darunter auch Liebeslieder, einer Oxforder Handschrift zugeschrieben, vgl. Wilhelm Meyer, *Die Oxforder Gedichte des Primas (des Magister Hugo von Orleans)*, Darmstadt 1970 (Nachdruck der Ausgabe in: *Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse* 1907, Heft 1, S. 75–111, Heft 2, 113–175 und 231–234; *Hugh Primas and the Archpoet*, trans. and ed. by Fleur Adcock. (Cambridge Medieval Classics 2) Cambridge [u.a.] 1994; vgl. Max Manitius, *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters*, Bd. 3. (Handbuch der Altertumswissenschaft 9) 5. Nachdruck der 1. Aufl. 1931. München 1973, S. 973–978.
 - 4 Die Lieder Walters von Châtillon in der Handschrift 351 von St. Omer. Hg. und erklärt von Karl Strecker, Berlin 1925. Diese Handschrift (1. Hälfte 13. Jh.) enthält auch 13 Liebeslieder; die anderen Lieder sind verstreut überliefert, vgl. Ursula Rombach, Art. ‚Walter von Châtillon‘, in: *Lexikon des Mittelalters (LexMA)* 8 (1997), Sp. 1995f.; Manitius, *Geschichte* (wie Anm. 3), S. 920–936; Maura Keyne Lafferty, *Walter of Châtillon’s Alexandreis*, in: *A companion to Alexander literature in the Middle Ages*. Ed. by David Zachary Zuwiyya. (Brill’s Companion to Christian tradition 29) Leiden [u.a.] 2011, S. 177–199.
 - 5 Vgl. Günter Bernt, Art. ‚Arundel-Sammlung‘, in: *Lexikon des Mittelalters (LexMA)* 1 (1980), Sp. 1090–1091; die Liebeslieder zeichnen sich aus durch „geschliffene Form“ und antik-mythologische Elemente. Ausgabe: Wilhelm Meyer, *Die Arundel Sammlung mittellateinischer Lieder. (Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, N.F. 11)* Berlin 1908 (Nachdruck Darmstadt 1970) sowie die Ausgabe Petri Blesensis *Carmina. Cura et studio Carsten Wollin. (Corpus Christianorum, Continuatio Mediaevalis 128)* Turnhout 1998, die neben den Liedern der Arundel-Sammlung (S. 387–506) und Erläuterungen dazu (S. 99–118) auch weitere Liebeslieder aus anderen Handschriften bietet, deren Authentizität allerdings nicht gesichert ist. Zum Autor vgl. Rolf Köhn, Art. ‚Petrus von Blois‘, in: *Lexikon des Mittelalters (LexMA)* 6 (1993), Sp. 1963–1964; Fidel Rädle, *Gefäßtes Leben. Zur lateinischen Lyrik des Peter von Blois*, in: Dorothea Klein (Hg.), *Sangspruchdichtung: Gattungskonstitution und Gattungsinterferenzen im europäischen Kontext. Internationales Symposium Würzburg, 15.–18. Februar 2006. Tübingen 2007*, S. 325–352.
 - 6 Neben dem ‚Dialog von Freundin und Freund‘ und einer Trennungsklage finden sich Tanzlieder, *Descriptiones pulchritudinis*, *Somnia*, *Laudes* und Grußgedichte, vgl. José Luis Moralejo Álvarez, Art. ‚*Carmina Rivipullensia*‘, in: *Lexikon des Mittelalters (LexMA)* 2 (1983), Sp. 1520f.; Therese Latzke, *Die Carmina erotica der Ripollsammlung*, in: *Mittelateinisches Jahrbuch (Mjb)* 10 (1975), S. 138–201. Vgl. auch die Ausgabe *Education of Nuns, Feast of Fools, Letters of Love: Medieval Religious Life in Twelfth-Century Lyric Anthologies from Regensburg, Ripoll, and*

Aus germanistischer Sicht am bekanntesten sind die *Carmina Cantabrigiensia*, die – überliefert in einer Cambridger Handschrift – um die Mitte des 11. Jahrhunderts im Rheinland entstanden sein dürften. Die Anthologie von ca. 50 Texten unterschiedlicher Herkunft und Thematik, überliefert im Kontext einer umfänglichen Sammlung christlicher Dichtungen, enthält auch sechs Liebeslieder, die durch Rasuren überwiegend schwer zu entziffern sind, eines davon ein lateinisch-althochdeutsches Lied *Kleriker und Nonne* (Nr. 28),⁷ das als ‚Nonnenpastourelle‘ gedeutet wird. Eine gewisse Sonderrolle nimmt der Loire-Kreis ein, der seine Liebesdichtung um 1100 im Rahmen der *amicitia* in Versepisteln und metrischen Formen betreibt.⁸

Vor diesem Hintergrund wird die besondere Stellung des Codex Buranus erkennbar,⁹ der für die weltliche lateinische Lyrik des Mittelalters den wichtigsten und für die Liebesdichtung den umfang-

Chartres. Edition, Translation, and Introduction by David A. Traill and Justin Haynes. (Dallas Medieval Texts and Translations 26) Leuven/Paris/Bristol 2021.

- 7 Vgl. Karl Langosch, Art. ‚*Carmina Cantabrigiensia*‘, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, 2. völlig neu bearb. Aufl. (2VL), Bd. 1, Berlin/New York 1978, Sp. 1186–1192; Ausgabe: The Cambridge songs (*Carmina Cantabrigiensia*). Hg. von Jan M. Ziolkowski, New York [u.a.] 1994. Zu den Liedern vgl. Jens Schneider, Latein und Althochdeutsch in der Cambridger Liedersammlung: De Heinrico, Clericus et Nonna, in: Rolf Bergmann (Hg.), Volkssprachig-lateinische Mischtexte und Textensembles in der althochdeutschen, altsächsischen und altenglischen Überlieferung. Mediävistisches Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 16. und 17. November 2001. (Germanistische Bibliothek 17) Heidelberg 2003, S. 297–314; Cyril W. Edwards, *winileodos?* Zu Nonnen, Zensur und den Spuren der althochdeutschen Liebeslyrik, in: Wolfgang Haubrichs [u.a.] (Hgg.), Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters. Eine internationale Fachtagung in Schönmühl bei Penzberg vom 13. bis zum 16. März 1997. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 22) Berlin/New York 2000, S. 189–206, hier S. 192f.
- 8 Der Loire-Kreis bestand im Kern aus dem Abt Baudri von Bourgueil und den Bischöfen Marbod von Rennes und Hildebert von Lavardin, vgl. Bezner, Liebesdichtung (wie Anm. 2), S. 125–127; Kühne, Lyrik (wie Anm. 1), S. 256f. und 264; ders., ‚Liebe‘ als poetologisches Konzept der mittellateinischen Liebeslyrik, in: Susanne Köbele/Eckart Conrad Lutz (Hgg.), Transformationen der Lyrik im 13. Jahrhundert. Wildbader Kolloquium 2008. (Wolfram-Studien 21) Berlin 2013, S. 19–38, hier S. 22f.
- 9 Clm 4660 und Clm 4660a (Fragmenta Burana). Die Fragmente gehören zum Nachtragsteil, vgl. Wilhelm Meyer, Fragmenta Burana, in: Ders. (Hg.), Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Berlin 1901, S. 1–190.

reichsten Überlieferungszeugen darstellt.¹⁰ Mit rund 50 mittelhochdeutschen Einzelstrophen¹¹ sowie einigen gemischtsprachigen Liedern ist er aber auch die älteste Sammlung mittelhochdeutscher Lyrik,¹² die nicht etwa nur am Rand oder auf freigebliebenen Seiten nachgetragen, sondern ganz regulär und systematisch integriert wurde. Er ist mutmaßlich im südbairischen, unter italienischem Einfluss stehenden Sprachraum um 1230 entstanden,¹³ weitere Eintragungen erfolgten bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.¹⁴ Die

-
- 10 Vgl. Cyril W. Edwards, Die Stimme der Frau in den *Carmina Burana*, in: Thomas Cramer [u.a.] (Hgg.), *Frauenlieder – Cantigas de amigo*. Internationale Kolloquien des Centro dos Estudos Humanísticos (Universidade do Minho), der Faculdade de Letras (Universidade do Porto) und des Fachbereichs Germanistik (Freie Universität Berlin), Berlin, 6.11.1998 und Apúlia, 28.–30.3.1999. Stuttgart/Leipzig 2000, S. 267–280, hier S. 267; Kühne, *Deutsch* (wie Anm. 1), S. 58f. Zur Bedeutung des Codex vgl. auch Peter Godman, Rethinking the *Carmina Burana* I: The Medieval Context and Modern Reception of the Codex Buranus, in: *The Journal of Medieval and Early Modern Studies* 45 (2015), S. 245–286, bes. S. 256.
 - 11 Ulrich Müller (ders., *Mehrsprachigkeit und Sprachmischung als poetische Technik: Barbarolexis in den Carmina Burana*, in: Wolfgang Pöckl (Hg.), *Europäische Mehrsprachigkeit. Festschrift zum 70. Geburtstag von Maria Wandruszka*. Tübingen 1981, S. 87–103, hier S. 88–92) bietet eine Übersicht aller Texte und zählt 62 mehrsprachige Lieder; Franz-Josef Holznagel (ders., *Wege in die Schriftlichkeit. Untersuchungen und Materialien zur Überlieferung der mittelhochdeutschen Lyrik*. (Bibliotheca Germanica 32) Tübingen [u.a.] 1995, S. 310) listet die Lieder mit mittelhochdeutschen Anteilen auf und zählt 49 Strophen im Anschluss an lateinische Lieder, drei Strophen als Abschluss von Liedern mit lateinisch-deutscher Sprachmischung, weitere sechs Lieder mit größeren mittelhochdeutschen Partien, sechs mit kürzeren Einsprengeln sowie drei Strophen und weitere deutschsprachige Texte und Passagen in den Nachträgen. Vgl. auch Olive Sayce, *Plurilingualism in the Carmina Burana. A Study of the Linguistic and Literary Influences on the Codex*. Göttingen 1992 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik (GAG) 556); Michael Stolz, *Plurilingualism in the Codex Buranus. An Intercultural Reconsideration*, in: Tristan Emil Franklins/Henry Hope (Hgg.), *Revisiting the Codex Buranus. Contents, Contexts, Compositions*. (Studies in medieval and Renaissance music 21) Woodbridge 2020, S. 317–350.
 - 12 Vgl. Burghart Wachinger, *Deutsche und lateinische Liebeslieder. Zu den deutschen Strophen der Carmina Burana*, in: Franz Heinrich Bäuml (Hg.), *From Symbol to Mimesis. The Generation of Walther von der Vogelweide*. Göttingen 1984 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik (GAG) 368), S. 1–34, hier S. 15.
 - 13 Der Dialekt ist Südbairisch mit alemannischem Einfluss; orthographische Merkmale weisen auf Italien, vgl. ausführlich dazu Georg Steer, *Carmina Burana in Südtirol. Zur Herkunft des clm 4660*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* (ZfDA) 112 (1983), S. 1–37.
 - 14 Zur Datierung vgl. Karin Schneider, *Gotische Schriften in deutscher Sprache. Bd. I: Vom späten 12. Jahrhundert bis um 1300. Text- und Tafelband*. Wiesbaden 1987, S. 130–133; zur Handschrift Günter Glauche, *Katalog der lateinischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Die Pergamenthandschriften aus Benediktbeuern. Clm 4501–4663*. (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis III, Series Nova 1) Wiesbaden 1994, S. 300–304; URL:

insgesamt 228 Texte und 26 Nachträge sind, wie das für mittellateinische Lyrik nicht ungewöhnlich ist, anonym überliefert und thematisch sortiert.¹⁵ Durch Parallelüberlieferung können allerdings etliche Dichter als hochrangige Kleriker identifiziert werden, darunter Hilaris von Orléans, Hugo Primas, Gottfried von St. Victor, Walter von Châtillon, Petrus von Blois und Philipp der Kanzler.¹⁶ Deshalb hat sich die Forschung von der Vorstellung der ‚Vagantenlyrik‘ in dem Sinne verabschiedet, dass sie zu verstehen ist

„als konventioneller Fluchtpunkt innerliterarischer Biographisierungsbestrebungen seitens Autoren, die in ihrer ‚bürgerlichen‘ (oder besser: klerikalen) Existenz mit großer Konstanz und allemal auskömmlich eine mittlere bis gehobene Stellung als Kanzleibeamte einnahmen und deren Vagieren sich allenfalls am Itinerar ihres obersten Dienstherren orientierte.“¹⁷

<http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/kataloge/HSK0448.htm> [1.12.2021]. Die Neidhart-Strophe CB 168a, die zu Sommerlied 11 gehört, das sich mutmaßlich auf den Kreuzzug von 1217–1219 bezieht, liefert einen Anhaltspunkt; abgesehen davon beruht die zeitliche Fixierung um 1230 auf paläographischen und kunsthistorischen Untersuchungen. Soweit ich sehe, wurde die Bedeutung der Palästinalied-Strophe (CB 211a) im Hinblick auf die Datierung nicht diskutiert, die auf den Kreuzzug Friedrichs II. bezogen und daher 1229 angesetzt wird, vgl. Walther von der Vogelweide: Werke. Gesamtausgabe Bd. 2: Liedlyrik. Mhd./Nhd., hg., übers. und komm. von Günther Schweikle. 2., verbesserte u. erw. Aufl. hg. von Ricarda Bauschke-Hartung. (Reclams Universal Bibliothek (RUB) 820) Stuttgart 2011, S. 814.

- 15 Zudem sind ca. 40 Texte neumiert und neun Illustrationen eingefügt. Die ursprüngliche Konzeption wurde durch Verluste und Neubindungen im 15. und 18. Jahrhundert gestört, wodurch möglicherweise Lieder oder Liedgruppen verloren gingen. Besonders das Fehlen geistlicher Lieder wurde in diesem Zusammenhang diskutiert, vgl. Peter Dronke, *Latin Songs in the ‚Carmina Burana‘. Profane Love and Satire*, in: Ders.: *Forms and Imaginings. From Antiquity to the fifteenth Century*. (Storia e letteratura. Raccolta di studi e testi 243) Rom 2008, S. 257–270, hier S. 260; Wachinger, *Liebeslieder* (wie Anm. 12) S. 10f.; Vollmann, *Kommentar* (wie Anm. 1), S. 906.
- 16 Insgesamt sind ca. zwei Fünftel der Texte parallel überliefert, namentlich genannt wird nur der Marner in den Nachträgen, vgl. Günter Bernt, Art. ‚Carmina Burana‘, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon*, 2. völlig neu bearb. Aufl. (2VL), Bd. 1, Berlin/New York 1978, Sp. 1179–1186; Vollmann, *Kommentar* (wie Anm. 1), S. 913f.
- 17 Kühne, *Deutsch* (wie Anm. 1), S. 59; vgl. auch Bezner, *Liebesdichtung* (wie Anm. 2), S. 126; Marian Weiß, *Die mittellateinische Goliardendichtung und ihr historischer Kontext: Komik im Kosmos der Kathederschulen Nordfrankreichs*. Diss. Gießen 2018, S. 4–7; URL: http://geb.uni-giessen.de/geb/frontdoor.php?source_opus=13626 [1.12.2021]. Anders dagegen noch Paul Klopsch, *Die mittellateinische Lyrik*, in: Heinz Bergner (Hg.), *Lyrik des Mittelalters. Probleme und Interpretationen*. Bd. 1. (Reclams Universal-Bibliothek (RUB) 7896) Stuttgart 1983, S. 19–196, hier S. 169–176.

Von den vier Abteilungen – moralisch-satirische Dichtungen (CB 1–55), Trink- und Spielerlieder (CB 187–226), Geistliche Spiele (CB 227/228), Liebeslieder (CB 56–186) – ist die letzte die größte;¹⁸ dort konzentrieren sich die Stücke, bei denen jeweils auf eine unterschiedliche Zahl von lateinischen Strophen, eine, selten zwei mittelhochdeutsche folgen (CB 132–186). Vermutlich wurden hier zwei Sammlungen, ein romanisch geprägtes älteres und ein jüngerer vom deutschen Sprachraum beeinflusstes Textcorpus in der Handschrift vereint.¹⁹ Der Typus der zweisprachigen Lieder stammt nach Burghart Wachingers Untersuchung „aus einer lateinisch-deutschen gemischtsprachigen Kultursituation“, da sich die Parallelüberlieferung auf Deutschland und Skandinavien beschränkt, während die anderen Texte der Liedersammlung „durch Parallelüberlieferung, durch französische Sprachbrocken oder durch Formparallelen mit Westeuropa, besonders mit Frankreich verbunden“ sind,²⁰ genauer mit den Kathedralschulen, v.a. Notre Dame in Paris.²¹ Diese Lieder bieten „einen repräsentativen Querschnitt durch die lateinische Lyrik Frankreichs“. ²²

Der dem Minnesang nahestehende Teil beginnt mit einer Partie von Frühlingsliedern (CB 132–160) und endet mit einigen Liedern, die einen Refrain aufweisen bzw. gemischtsprachig sind (CB 174, 177, 180, 184, 185):²³ „Eine derartige offensichtlich planvolle Kombination lateinischer und deutscher Verseinheiten steht innerhalb der mittel-

18 Dazu kommen die Nachträge CB 1*–26*. Bereits Schumann hatte beobachtet, dass Gruppen thematisch verwandter Rhythmi durch passende Versus abgeschlossen werden und die Miniaturen am Ende thematischer Gruppen stehen; allerdings wurden die entsprechenden Gruppierungen kritisiert. Bischoff (ders. (Hg.), *Carmina Burana*. Faksimile-Ausgabe der Handschrift Clm 4660 und Clm 4660a. (Veröffentlichungen mittelalterlicher Musikhandschriften 9) New York/München 1967, Einführung, S. 9) beschreibt das Prinzip vorsichtiger: „wo immer dem Redaktor etwas sachlich zu den Liedern Passendes gegenwärtig war, hat er es aufgenommen, und das Ergebnis war eine Liedersammlung mit moralischen und didaktischen Anmerkungen.“ Wachinger (Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 6–10) hat auf der Basis von Schumanns Erkenntnissen eine neue thematische Gliederung vorgenommen, die von Vollmann (Kommentar (wie Anm. 1), S. 906–909) weiter modifiziert wurde; vgl. auch Carmen Cardelle de Hartmann, Parodie in der Sammlung. Eine parodistische Nachbarschaft in den ‚Carmina Burana‘ (CB 89–90), in: Seraina Plotke/Stefan Seeber (Hgg.), *Parodie und Verkehrung. Formen und Funktionen spielerischer Verfremdung und spöttischer Verzerrung in Texten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. (Encomia Deutsch 3) Göttingen 2016, S. 45–72, hier S. 47–53.

19 Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 9f.

20 Ebd., S. 9.

21 Vgl. Dronke, *Latin Songs* (wie Anm. 15), S. 259; Bezner, *Liebesdichtung* (wie Anm. 2), S. 134 u. 148.

22 Kühne, *Lyrik* (wie Anm. 1), S. 274.

23 Nach Wachinger (ders., Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 15) sind hier keine weiteren Ordnungen erkennbar.

alterlichen Lyriküberlieferung gänzlich für sich, besitzt auch keine Parallele in der europäischen Literatur“.²⁴ Ausgewählt wurden einerseits Strophen von bekannten Autoren, darunter eine Frauenstrophe Dietmars von Aist, von dem das größte Corpus aus der frühen Phase des Minnesangs überliefert ist (CB 113).²⁵ Von Otto von Botenlauben wurde eine Strophe aus einem Tagelied, das sich durch den eingängigen Refrain *Stant ûf ritter* auszeichnet, mit einem Kreuzzugsaufruf kombiniert (CB 48).²⁶ Heinrichs von Morungen prägnante Eingangsstrophe *Ich pin cheiser ane chrone* beschließt als vierte Strophe das Frühlingslied CB 150 (MF 142,19).²⁷ Es ist sicher kein Zufall, dass gerade Reinmar und Walther jeweils mit drei Strophen vertreten sind. Dabei fällt auf, dass aus Reinmars Œuvre eine Frauenstrophe (MF 203,10) und eine Dialogstrophe zwischen Dame und Bote (MF 177,10) ausgewählt und als Schlussstrophe von CB 143 bzw. CB 147 eingesetzt wurden; nur die fünfte Strophe von CB 166 (MF 185,27) greift eine jener Klagestrophen des Sängers auf, die aus Sicht der altgermanistischen Forschung als charakteristisch gelten, auch wenn

24 Kühne, Deutsch (wie Anm. 1), S. 61; zur Ausnahme der andalusischen ‚Jarchas‘ vgl. ebd.

25 Vgl. Helmut Tervoreen, Dietmar von Aist, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, 2. völlig neu bearb. Aufl. (2VL), Bd. 2, Berlin/New York 1980, Sp. 95–98; Klaus Wolf, Dietmar von Aist. Kommentierte Ausgabe nach Codex Manesse mit den Fassungsvarianten der Parallelüberlieferung, in: Leuvense bijdragen 96 (2007/10), S. 79–119.

26 Vgl. Bruce A. Beatie, Macaronic Poetry in the Carmina Burana, in: Vivarium 5 (1967), S. 16–24; Henry Hope, Compilation, Contrafacture, Composition: Revisiting the German Texts of the Codex Buranus, in: Franklins/Hope (Hgg.), Revisiting (wie Anm. 11), S. 351–392, hier S. 367–378; Rudolf Kilian Weigand, Vom Kreuzzugsaufruf zum Minnelied. Überlieferungsformen und Datierungsfragen weltlicher Minnelyrik, in: Marcel Dobberstein (Hg.), Artes liberales. Karlheinz Schlager zum 60. Geburtstag. (Eichstätter Abhandlungen zur Musikwissenschaft 13) Tutzing 1998, S. 69–92; Alexander Sager, Crusade in the Bedroom: Carmen Buranum no. 48 and Otto von Botenloben’s ‘wie sol ich den riter nu gescheiden’, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur (ZfdA) 147 (2018), S. 162–180; (problematische) Edition des Tagelieds in Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, hg. von Carl von Kraus, besorgt von Hugo Kuhn, 2. Aufl. durchges. von Gisela Kornrumpf, Nr. 41, Bd. 1, S. 314f.

27 Der Topos war verbreitet, besonders bei den Troubadours, namentlich bei Bernart de Ventadorn, vgl. Peter Wapnewski, Kaiserlied und Kaisertopos. Zu Kaiser Heinrich 5,16, in: Ders. (Hg.), Waz ist minne. Studien zur mittelhochdeutschen Lyrik, München 1975, S. 47–64; Hartmut Bleumer, Der lyrische Kuss. Emotive Figurationen im Minnesang, in: Ingrid Kasten (Hg.): Machtvolle Gefühle (Trends in medieval philology 24). Berlin/Boston 2010, S. 27–52, hier S. 34–37. Der Kaisertopos kommt auch in CB 145 in signifikanter Umbesetzung in einer Frauenstrophe vor; zumindest wenn man dem ursprünglichen Text der Handschrift folgt.

inzwischen die Variationsbreite seiner Lieder deutlicher in den Vordergrund gerückt wurde.²⁸ Zwei der drei Strophen Walthers von der Vogelweide sind auch Bestandteil des Frühlingsliedes *Muget ir schouwen* (L 51,13) und beschließen CB 151 und CB 169. Aufgenommen wurde auch die erste Strophe des Palästina-Liedes, das nach Ausweis der Überlieferung eines der bekanntesten aus seinem Repertoire gewesen ist,²⁹ diese bildet die Schlussstrophe von CB 211 in der Abteilung ‚Trink- und Spielerlieder‘, in dem Epikur den Bauch als seinen Gott preist, der schließlich selbst sein egoistisches Credo vom eigenen Wohlergehen verkündet. Die Interpretationen der Schlussstrophe sind äußerst konträr und reichen von der Vorstellung, sie sei auch vom „venter“ gesprochen und „das schöne lant“ (6,3) als Schlafraffenland umgedeutet,³⁰ bis zum Verständnis als scharfe rhetorische Zurückweisung der lateinischen Strophen.³¹ Der späteste vertretene

-
- 28 Vgl. bes. Helmut Tervooren, Brauchen wir ein neues Reinmar-Bild? Überlegungen zu einer literaturgeschichtlichen Neubewertung hochhöfischer deutscher Lyrik, in: Susanne Fritsch-Staar/Johannes Spicker (Hgg.), *Schoeniu wort mit süezeme sange*. Philologische Schriften von Helmut Tervooren. (Philologische Studien und Quellen 159) Berlin 2000, S. 220–232; ders.: Reinmar-Studien. Ein Kommentar zu den ‚unechten‘ Liedern Reinmars des Alten. Stuttgart 1991.
- 29 Vgl. Meinolf Schumacher, Die Konstituierung des ‚Heiligen Landes‘ durch die Literatur. Walthers ‚Palästinalied‘ (L. 14,38) und die Funktion der europäischen Kreuzzugsdichtung, in: Klaus-Michael Bogdal (Hg.), Orientdiskurse in der deutschen Literatur. Bielefeld 2007, S. 11–30; Haiko Wandhoff, Eine Pilgerreise im virtuellen Raum. Das *Palästinalied* Walthers von der Vogelweide, in: Christina Lechtermann/Carsten Mosch (Hgg.), Kunst der Bewegung. Kinästhetische Wahrnehmung und Probehandeln in virtuellen Welten. (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik NF 8) Bern [u.a.] 2004, S. 73–90; Christa Ortmann, Walthers *werdekeit*. Zur Typologie des ‚Palästinalieds‘, in: Hedda Ragotzky/Gisela Vollmann-Profe/Gerhard Wolf (Hgg.), Fragen der Liedinterpretation. Stuttgart 2001, S. 57–74.
- 30 Ulrich Müller, Beobachtungen zu den ‚Carmina Burana‘: 1. Eine Melodie zu den Vaganten-Strophen – 2. Walthers ‚Palästina-Lied‘ in ‚versoffenem‘ Kontext: Eine Parodie, in: Mittellateinisches Jahrbuch. Internationale Zeitschrift für Mediävistik (Mjb) 15 (1980), S. 104–111. Kurt Smolak (Epicurus propheta. Eine Interpretation von Carmen Buranum 211, in: Wiener Studien 100 (1987), S. 247–256) arbeitet die parodistisch eingesetzten biblischen Anspielungen der lateinischen Strophen heraus. Erik Schilling (Spielerhelden, Heldenpieler und ein Christus-Epikur. Wechselseitige Bezugnahmen von lateinischen und deutschen Strophen in den ‚Carmina Burana‘ am Beispiel von CB 203 und CB 211, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 105 (2011), S. 235–250, hier S. 245–248) bringt beide Deutungen zusammen.
- 31 Carmen Cardelle de Hartmann, Parodie in den Carmina Burana. (Mediävistische Perspektiven 4) Zürich 2014, S. 64–70 und S. 72f. Sie bezieht auch die Einbettung des Liedes im Codex mit ein. Daniel Eder (ders., Walther aus lateinischer Perspektive? Die Carmina Burana-Strophen 151a, 169a und 211a als Knotenpunkte intertextueller Konnektivität, in: Ricarda Bauschke-Hartung [u.a.] (Hgg.),

mittelhochdeutsche Autor ist schließlich Neidhart, dessen Strophe daher auch einen *terminus post quem* für die Sammlung liefert.³² Aus dessen charakteristischem Œuvre wurde ausgerechnet eine Natureingangsstrophe ausgewählt (HW 11,8). Franz-Josef Holznagel hat gezeigt, dass hier die Kenntnis des gesamten Liedes für die Aufnahme in CB 168 den Ausschlag gegeben haben könnte.³³ Einen Sonderfall stellt, was die Gattung betrifft, die Strophe 69 aus dem *Eckenlied* dar, die an das Trink- und Spielerlied CB 203 angehängt wurde, die durch die Quellenberufung (*Vns seit uon Lutrigen Helferich*) und ihren summarischen Charakter wie eine Anfangsstrophe wirkt. Anders als Ulrich Müller sieht Jens Haustein im Anschluss an Burghart Wachinger in ihr daher nicht eine Fortsetzung der lateinischen Strophen, in der die Protagonisten scherzhaft mit Ecke und Dietrich identifiziert werden, vielmehr halte sie Melodie und Inhalt des Textes als Folie zum Verständnis des Liedes präsent, durch die die Würfelspieler lächerlich gemacht werden.³⁴

Der Codex dokumentiert also eine nicht unerhebliche Minne- und Kenntnis der Redaktoren, sind doch immerhin fünf der bedeutendsten Minnesänger von der Frühzeit bis zur Gegenwart und unterschiedliche Subgattungen wie Werbungslid, Tagelied, Frauenlied, Pastourelle und Botenlied vertreten.³⁵ Indes ist die Werbungskanzone entschieden unterrepräsentiert, insbesondere der Kreis um Friedrich von Hausen fehlt.³⁶ Burghart Wachinger resümiert daher, dass

Walther von der Vogelweide. Düsseldorfer Kolloquium 2018. (Wolfram-Studien 26) Berlin 2020, S. 297–331, hier S. 329f.) möchte beide Lesarten offenhalten und hebt Walthers Partizipation „an einer – ja gelehrt lateinischen – Konfrontation von Sakralem und Profanem“ hervor.

32 Vgl. Anm. 14.

33 Vgl. Holznagel, Wege (wie Anm. 11), S. 313–320.

34 Vgl. Jens Haustein, Dietrich, Ecke und der Würfelspieler. Zu ‚Carmina Burana‘ Nr. 203 und 203a, in: Wolfgang Dinkelacker/Ludger Grenzmann/Werner Höver (Hgg.), *Ja muz ich sunder riuwe sin*. Festschrift für Karl Stackmann zum 15. Februar 1990. Göttingen 1990, S. 97–106, hier S. 99. Müller, Mehrsprachigkeit (wie Anm. 11), S. 96f.; Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 22; Schilling (ders., Spielerhelden (wie Anm. 30), bes. S. 244) sieht die bereits in den lateinischen Strophen erkennbare Ironie durch die mittelhochdeutsche Strophe weiter gesteigert.

35 Interessant ist, dass bis auf eine Ausnahme (Reinmar: CB 143a, e 360) alle identifizierbaren Strophen im Codex Manesse vorhanden sind. Cyril W. Edwards (ders., *The German texts in the Codex Buranus*, in: Martin H. Jones (Hg.), *The Carmina Burana. Four Essays*. (King’s College London. Medieval Studies 18) London 2000, S. 41–67, hier S. 55) vermutet daher, dass den Redaktoren eine vergleichbare Sammlung vorlag.

36 Vgl. Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 16.

„die Konzeption der hohen Minne“ zwar begrifflich präsent sei, ihr eigentlicher Charakter jedoch nicht zum Tragen komme, da die ausgewählten Strophen überwiegend aus von späteren Sammlern verschmähten Liedtraditionen stammten.³⁷ Aus heutiger Sicht gehört eher umgekehrt im Lichte dieser frühen Minnesang-Überlieferung die hier vorgenommene Bestimmung von Zentrum (klassischer Minnesang „von Hausen bis Reinmar“) und Peripherie (der frühe Minnesang, Veldekes Lyrik, die ausgewählten Reinmar-Strophen) auf den Prüfstand.³⁸

Was das Verhältnis der lateinischen und deutschen Strophen betrifft, so sind die weitgehenden formalen Übereinstimmungen im Strophenbau, Reimschema und Metrik immer betont worden; dass die mittelhochdeutschen Partien aber lediglich ‚Melodiegeber‘ gewesen seien, wird heute kaum noch vertreten,³⁹ auch wenn die Art der thematischen Korrelationen Gegenstand kontroverser Diskussionen ist.⁴⁰ Grundsätzlicher als für die bereits genannten Beispiele gilt dies für die Liebeslieder, denn Burkhart Wachinger zufolge war hier „[e]in Spiel mit Parallelen des Ausdrucks bei inhaltlichen Kontrasten [...] nicht möglich, da Modell und Kontrafaktur das gleiche Thema behan-

37 Vgl. ebd., S. 16–18.

38 Vgl. Doreen Brandt/Tanja Mattern, Workshopbericht „Vergessene Sänger, unbekannte Lieder. Prozesse und Mechanismen der Kanonbildung im Minnesang seit dem 19. Jahrhundert“, in: Ricarda Bauschke [u.a.] (Hgg.), Walther (wie Anm. 31), S. 453–467.

39 Cardelle de Hartmann (dies., Parodie (wie Anm. 31), S. 55) stellt fest, dass die lateinischen und deutschen Strophen häufiger rhythmisch so unterschiedlich seien, dass ein Vortrag zur selben Melodie gar nicht selbstverständlich sei. Kühne (Deutsch (wie Anm. 1), S. 61f. und Anm. 15) verweist u.a. auf die Vagantenstrophe, für die es kaum eines deutschen Vorbildes bedurft hätte; nach Bertelsmeier-Kierst (dies., *Muget ir schouwen waz dem meien...* Zur frühen Rezeption von Walthers Liedern, in: Marc Chinca [u.a.] (Hgg.), *Blütezeit. Festschrift für L. Peter Johnson*. Tübingen 2000, S. 87–101, S. 94) machen die Neumierungen die Tonangabe überflüssig, auch hätte der erste Vers genügt und zwei angehängte mittelhochdeutsche Strophen seien so nicht erklärbar; überdies sei ein solches Prinzip ohne Vorbild und werde in der Handschrift nicht angezeigt. Erik Schilling (Spielerhelden (wie Anm. 30), S. 241) wendet ein, dass melodiegebende Strophen eher am Beginn zu erwarten seien; vgl. auch Holznagel, Wege (wie Anm. 11), S. 314f. Gleichwohl ist der Zweifel an inhaltlichen Gründen für die Zusammenstellung nicht verstummt, vgl. Sayce, Plurilingualism (wie Anm. 11), S. 192f.

40 Besonders Müller (ders., Mehrsprachigkeit, wie Anm. 11) hat auf inhaltlichen Zusammenhängen insistiert und die lateinischen Lieder als Kontrafakturen interpretiert, zu denen die Anfangsstrophe der mittelhochdeutschen Lieder einen sinnvollen, oft parodistischen Abschluss bildet. Daher versteht er die zweisprachigen ebenso wie die gemischtsprachigen Lieder als Formen von Barbarolexis; vgl. auch ders., Beobachtungen (wie Anm. 30).

deln.“⁴¹ Das unterstellt jedoch, dass die Unterschiede zwischen mittellateinischer und volkssprachiger Liebeslyrik hier irrelevant seien. Tatsächlich existiert ein gemeinsamer Bestand an Motiven, Bildern und Strukturen wie Liebe als Krankheit⁴², Schönheitspreis oder Natureingang,⁴³ doch davon abgesehen gibt es grundlegende Unterschiede, die zwar nicht leicht auszuloten und ohne gewisse Pauschalierungen zu umreißen, für das Verständnis des interlingualen und intertextuellen Neben- und Miteinanders im Codex Buranus jedoch zentral sind.

Udo Kühne betont, dass der lateinischen Lyrik eine grundlegende Liebeskonzeption, die der ‚hohen Minne‘ vergleichbar wäre, fehle; stattdessen sei das Spektrum an Liedtypen und Sprechweisen über die Liebe größer und nicht zuletzt gehöre auch die erfüllte Liebe und Sexualität dazu.⁴⁴ Aus germanistischer Sicht ließe sich einwenden, dass diese Konzeption weder so klar ist, wie es scheinen mag, noch für alle Lieder gültig ist.⁴⁵ Gleichwohl scheint es im Minnesang einen höfischen Kommunikationsrahmen zu geben, der die durchaus verschiedenen Liedtypen überwölbt und für die klerikale Liebesdichtung und ihre unterschiedlichen Kommunikationskontexte zwischen Hof und Kloster, Kathedralschule und Universität nicht in gleicher Weise vorhanden ist.⁴⁶ Dieser Rahmen wird in die Lieder auch dadurch eingespielt, dass der Liebende zugleich Sänger ist – was für die lateinische Liebeslyrik trotz Ich-Zentrierung in der Regel nicht gilt – und in

41 Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 23.

42 Vgl. den Sammelband von Theo Stemmeler (Hg.), *Liebe als Krankheit*. 3. Kolloquium der Forschungsstelle für Europäische Lyrik des Mittelalters. Tübingen 1990.

43 Vgl. umfassend mit Blick auf die europäischen Liedtraditionen Daniel Eder, *Der Natureingang im Minnesang*. Studien zur Register- und Kulturpoetik der höfischen Liebeskanzone. (Bibliotheca Germanica 66) Tübingen 2016, S. 28f. *et passim*. Zu den Merkmalen mittellateinischer Lyrik vgl. Bezner, *Liebesdichtung* (wie Anm. 3), S. 139f.

44 Vgl. Kühne, ‚Liebe‘ (wie Anm. 8), S. 19f.; ders., *Lyrik* (wie Anm. 1), S. 261.

45 Vgl. zuletzt Manfred Kern zum Begriff des ‚hohen Minnesangs‘: „Er ist dringend zu streichen, weil er sich pointiert gesagt an keinem einzigen Lied verifizieren lässt und nichts anderes als ein prüdes bürgerliches Phantasma des 19. Jahrhunderts fortschreibt“ (Walthers Donauländischer Minnesang, in: Bauschke-Hartung [u.a.] (Hg.), *Walther* (wie Anm. 31), S. 175–202, hier S. 177–179, Zitat S. 179). Grundsätzlich dazu Rüdiger Schnell, *Hohe und niedere Minne*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie (ZfdPh)* 98 (1979), S. 19–52; Leslie Peter Johnson, *Down with ‚hohe Minne‘!* in: *Oxford German studies* 13 (1982), S. 36–48; Harald Haferland, *Hohe Minne*. Zur Beschreibung der Minnekanzone. (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie (ZfdPh) 10) Berlin 2000, bes. S. 217–244; Beate Kellner, *Spiel der Liebe im Minnesang*. Paderborn 2018, S. 90–96.

46 Vgl. Bezner, *Liebesdichtung* (wie Anm. 3), S. 126–129.

ein triadisches Kommunikationsmodell mit Dame und Gesellschaft eingebunden.⁴⁷ Dagegen ist die lateinische Lyrik in besonderer Weise gekennzeichnet durch bis in die Antike zurückreichende Traditionen, die sowohl Verfahren der Neubesetzung etablierter literarischer Modelle begünstigen, aber auch das intellektuelle Spiel mit dem Thema Liebe (das vornehmlich als literarisches Phänomen behandelt wird) sowie die Ausstellung des liebenden Ich als Kunstfigur und eine ironisch gebrochene Perspektive.⁴⁸ Im Hinblick auf das Frauenbild lassen die vielfältigen Liedtypen keine Festlegung zu; die Distanzierung des realen Geschlechterverhältnisses wie in der Minnekanzone ist jedenfalls nicht die Regel und misogynen Töne sind nicht ungewöhnlich.⁴⁹

Für die Zusammenstellung im Codex Buranus ist allerdings entscheidend, dass dieses Spektrum an lateinischen Liedtypen im lateinisch-deutschen Teil nicht vertreten ist; im Wesentlichen sind es Liebesklagen und -werbungen, Pastourellen und ganz überwiegend Frühlingslieder, die vorhandenen mittelhochdeutschen Strophen oder eigens verfassten Abschlüssen gegenübergestellt werden.⁵⁰ Die Einordnung dieses Liedtyps erweist sich als problematisch. Franz Josef Worstbrock priorisiert einen volkssprachigen Ursprung und nimmt an, dass hier ‚verdeckte‘ volkstümliche Schichten des Minnesangs, die nicht in die späteren Sammlungen eingingen, zum Vorschein kommen.⁵¹ Daniel Eder kritisiert, dass man gerade im Hinblick auf den

47 Vgl. Kühne, ‚Liebe‘ (wie Anm. 8), S. 25f.

48 Ebd., S. 34; Winthrop Wetherbee, The Place of Secular Latin Lyric, in: William D. Paden, jr. (Hg.), *Medieval lyric. Genres in historical context.* (Illinois medieval studies) Urbana, Ill. [u.a.] 2000, S. 95–125, bes. S. 97 und 100.

49 Vgl. Edwards, Die Stimme (wie Anm. 10); Virginia Pereira, Frauenfiguren in der mittellateinischen Lyrik, in: Thomas Cramer [u.a.] (Hgg.), *Frauenlieder* (wie Anm. 10), S. 281–296 und die umfangreiche Materialsammlung *Carmina misogynica. Frauenfeindliche Proverbien und Gedichte des lateinischen Mittelalters.* Aus dem Nachlaß Hans Walthers kritisch hg. und vermehrt von Thomas Klein. (Beihefte zum Mittellateinischen Jahrbuch 17) Stuttgart 2015.

50 Auch Udo Kühne (Entwicklungen der lateinischen Lyrik vor dem Hintergrund von Sangspruch und Minnelied, in: Klein (Hg.) *Sangspruchdichtung* (wie Anm. 5), S. 77–94, hier S. 90f.) betont den poetologischen Aspekt der lateinisch-deutschen Lieder, sieht ihn jedoch im Appell zur gemeinschaftlichen Freude und weniger im Konkurrenzgedanken begründet. Zu den Liebesliedern des ‚romanischen‘ Teils vgl. ders., *Lyrik* (wie Anm. 1), S. 273f.

51 Franz Josef Worstbrock, *Verdeckte Schichten und Typen im deutschen Minnesang um 1210–1230*, in: Ders., *Ausgewählte Schriften. Bd. 1: Schriften zur Literatur des Mittelalters*, hg. von Susanne Köbele und Andreas Kraß, Stuttgart 2004, S. 87–101; vgl. auch Julia Zimmermann, *Typenverschränkung in der Minnekanzone. Zu Heinrichs von Morungen ‚Ich horte uf der heide‘* (MF 139.19), in:

lateinischen Kontext der *Carmina Burana* die zweifellos vorhandene lateinische Tradition nicht für einen fehlenden volkssprachigen Typus vereinnahmen könne.⁵² Tatsächlich lassen sich schon früh lateinische Beispiele finden, die zwar nicht unbedingt genau dem von Worstbrock beschriebenen ‚Dreischritt‘ aus Frühlingspreis, Aufforderung zum Tanz und Liebesbegegnung des Sprechers folgen, aber doch in der *descriptio terrae vernantis* verbunden mit einer *invitatio amoris* große Ähnlichkeiten aufweisen.⁵³ Manfred Kern wiederum wendet ein, dass es sich keineswegs um verdeckte Schichten handelt, da solche Lieder im Minnesang donauländischer Prägung, besonders im Corpus Dietmars von Aist, sehr wohl vorhanden, aber von der Forschung nicht entsprechend gewürdigt worden seien.⁵⁴ Letztlich wird man hier wohl kaum zu einer präzisen Bestimmung von Chronologien oder Abhängigkeitsverhältnissen gelangen können, aber man wird festhalten dürfen, dass es wohl nicht zufällig die Frühlingslieder sind, die im Codex Buranus als Brückenschlag zwischen mittellateinischer und volkssprachig-deutscher Liebesliedproduktion dienen und dass diese zwar mitunter einfach anmuten mögen, jedoch in Rhetorik und Metaphorik in einer litteraten Tradition stehen. Selbst wenn es daneben eine ‚volkstümliche‘ Tradition gegeben haben sollte (was immer man sich genau darunter vorzustellen hat), wird man den Minnesängern kaum unterstellen können, dass sie bloß die eine gekannt, die andere jedoch ignoriert hätten.⁵⁵

Der Anschluss der mittelhochdeutschen Strophen kann sehr unterschiedlich ausfallen: Häufig werden die lateinischen Strophen tatsächlich thematisch fortgesetzt (z.B. CB 144, 152, 165), manchmal stehen die mittelhochdeutschen Strophen in einem kontrastiven Ver-

Dorothea Klein (Hg.), Das mittelalterliche Tanzlied (1100–1300). Lieder zum Tanz – Tanz im Lied. (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 37) Würzburg 2012, S. 69–90, hier S. 84–89.

- 52 Eder, Natureingang (wie Anm. 43), S. 38–42; vgl. auch William T. H. Jackson, The German Poems in the *Carmina Burana*, in: *German Life & Letters* 7 (1953/1954), S. 36–43, hier S. 37f., der auf die lateinischen Vorbilder, besonders in den Dichtungslehren der Zeit, verweist.
- 53 Ein frühes Beispiel ist CC 40 *Levis exsurgit zephirus*, in dem allerdings nur im letzten Vers „ein unerfülltes Liebesverhältnis angedeutet“ wird (Edwards, *winileodos* (wie Anm. 7), S. 194; vgl. dazu auch Pereira, Frauenfiguren (wie Anm. 49), S. 284f.).
- 54 Kern, Minnesang (wie Anm. 45), S. 193f.
- 55 Hier sei auf das Diktum von Dronke (*Medieval Latin*, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 285) verwiesen: „The Latin Lyric is omnipresent, and everywhere contemporaneous with the vernacular. Often they enrich each other – it is scarcely possible to say more.“ Vgl. auch ders., *Latin songs* (wie Anm. 15), S. 258.

hältnis (z.B. CB 140) oder aber sie können als ironische ‚Antwort‘ verstanden werden wie in CB 147. Hier beklagt ein Sänger seinen Liebeskummer, seine schlechte körperliche Verfassung und befürchtet seinen baldigen Tod, während in der mittelhochdeutschen Strophe aus einem Lied Reinmars der Bote der Dame bestätigt, wie froh und hochgemut der Mann sei. Dass inhaltliche Kontraste aufgrund des gleichen Themas also – von Ausnahmen abgesehen – nicht möglich gewesen seien, wie Burghart Wachinger annimmt,⁵⁶ möchte ich bestreiten und im Folgenden näher erläutern.

II. Lateinische Liebeslyrik und Minnesang in den *Carmina Burana*

Die Produktion und Rezeption der Handschrift stellt man sich in einem kleinen klerikal-gebildeten Spezialistenkreis vor, der im Umfeld eines geistlichen Hofs oder Klosters mit leistungsfähigem Skriptorium angesiedelt gewesen sein könnte.⁵⁷ Christa Bertelsmeier-Kierst vertritt die These, dass die Handschrift an einem Ort entstanden sein dürfte, an dem lateinische und deutsche Sprache in engem Kontakt standen und die Vertreter der jeweiligen Lyrik in einer Art Wettstreit lagen; aufgrund orthographischer Indizien könnte dies der Hof des Patriarchen von Aquileia gewesen sein, ein Amt, das zu dieser Zeit Berthold von Andechs-Meranien (1208–1251) bekleidete.⁵⁸ Die

56 Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 21–23.

57 Auch die große Zahl der Schreiber, die Nachträge, Neumen und Miniaturen sprechen für ein leistungsfähiges geistliches Skriptorium; vgl. Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 2.

58 Bertelsmeier-Kierst, Rezeption (wie Anm. 39) S. 96f. Einen Überblick über die bis dahin unternommenen Lokalisierungsvorschläge bietet Steer (*Carmina Burana* (wie Anm. 13), der aufgrund sprachlicher, orthographischer und inhaltlicher Merkmale das Augustiner-Chorherrenstift Neustift bei Brixen favorisiert. Olive Sayce (*Plurilingualism* (wie Anm. 11), S. 198–203) spricht sich auch für die Kathedralschule von Brixen aus; Godman (*Rethinking* (wie Anm. 10)) zieht sehr konkrete Verbindungslinien zu Neustift, die mir jedoch nicht so valide erscheinen, wie von ihm dargestellt. Gegen den Vorschlag Friesach, einer Nebenresidenz des Salzburger Bischofs, von Elisabeth Klemm ((Hg.), *Die illuminierten Handschriften des 13. Jahrhunderts deutscher Herkunft in der Bayerischen Staatsbibliothek* (Vol. 1–2). (Katalog der illuminierten Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in München 4) Wiesbaden 1998, S. 121–124) hat Bertelsmeier-Kierst (ebd.) die mehrfache Zerstörung der Bibliothek angeführt. Rolf Bräuer erwägt eine Verortung im frühen städtisch-intellektuellen Milieu (Von der Freiheit mittelalterlichen Dichtens und Denkens. Anmerkungen zu der für die hochmittelalterliche Literaturgesellschaft paradigmatischen Bedeutung der Sozial- und Mentalitätsstruktur der *Carmina Burana*, in: Danielle Buschinger (Hg.), *Sammlung – Deutung – Wertung. Ergebnisse, Probleme, Tendenzen und*

mehrsprachigen Lieder könnten demnach in einer Atmosphäre der Konkurrenz und des gemeinsamen Vortrags entstanden sein, die eine witzig-polemische Auseinandersetzung der etablierten lateinischen Liebeslyrik mit dem jüngeren volkssprachigen Minnesang und dessen Konzepten und Liedtypen nahelegte, der nun des intertextuellen und interlingualen Schlagabtauschs für wert befunden wurde.

II.1 Liebeskunst und Poetologie der Liebe

Die Frage, ob Kleriker oder Ritter die besseren Liebhaber seien, ist fester Bestandteil des mittelalterlichen Liebesdiskurses und wird im *Liebeskonzil von Remiremont* aus dem 12. Jahrhundert ebenso verhandelt und zugunsten der Geistlichen entschieden⁵⁹ wie in Andreas Capellanus' *De Amore*, auch wenn dieser letztlich die Position vertritt, Kleriker sollten auf die Liebe verzichten.⁶⁰ Im Codex Buranus ist sie mit den zweisprachigen Liebesliedern in gewisser Weise schon als *framing* vorgegeben, wird aber auch explizit aufgerufen, meist verbunden mit Invektiven gegen die Laien. Besonders zeigt sich das in CB 92, einem rein lateinischen und mehrfach überlieferten Streitgedicht, in dem zwei Mädchen namens Phyllis und Flora darüber disputieren, ob der Ritter der ersteren oder der Kleriker der letzteren der bessere Liebhaber sei.

In aller Offenheit wird gegen den jeweils anderen Stand polemisiert; berichtet und kommentiert wird dieser *ludus* (2,4) von einem Erzähler. Der Tenor der Kritik am Ritter lautet, er sei ein ärmlicher

Perspektiven philologischer Arbeit. *Mélanges de littérature médiévale et de linguistique allemande offerts à Wolfgang Spiewok à l'occasion de son soixantième anniversaire par ses collègues et amis.* Amiens 1988, S. 31–38.). David Traill setzt sich kritisch mit Bertelsmeier-Kiersts These auseinander und trägt noch einmal Argumente für das Skriptorium von Neustift und Berthold von Neuffen, Bischof von Brixen 1216–1224 und Onkel des adligen Minnesängers Gottfried von Neifen, als Auftraggeber vor (The Codex Buranus: Where was it written? Who commissioned it, and why?, in: *Mittelalterliches Jahrbuch* 53 (2018), S. 356–368).

59 Text und Erläuterung bietet Alexander Schulz, *Das Konzil der fröhlichen Fräulein von Remiremont. Concilium in monte Romarici.* (Nemus. Series latina medii aevi 1) Butjadingen 2013.

60 Andreas aulae regiae Capellanus, *De amore. Libri tres/Von der Liebe. Drei Bücher.* Text nach der Ausgabe von E. Trojel. Übersetzt und mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Fritz Peter Knapp. Berlin [u.a.] 2008, Liber I, Kap. VI, 465, 487f., Kap. VII, 2–4; Liber III, Kap. I, 34; vgl. Fritz Peter Knapp, *Ars amandi*, in: Ders./Nils Borgmann (Hgg.), *Germania* (wie Anm. 1), S. 201–216.

und kraftloser Mann, nicht besser als ein Bettler, der nichts zu geben habe und einer Dame nur Schande bereite, während der Kleriker als Epikureer verunglimpft wird, der nur Schlemmerei im Sinn habe. Seine Geliebte Flora hält dagegen, dass der üppige Lebensstil des Klerikers eine Einladung für Amor sei, dass er als erster über Kenntnisse der Liebe verfüge, als ihr Lehrer fungiere und daher ohne ihn der Ritter ahnungslos wäre (41). Da sich die Mädchen nicht einigen können, reiten sie zu Amor, dessen Hofgericht nach der Rechtslage aber ohne weitere Argumente urteilt, dass der Kleriker geeigneter für die Liebe sei (78,4). Der Erzähler schließt mit den Worten, dass Mädchen, die einem Ritter nachlaufen und seinen höheren Rang behaupten, künftigen Schaden nicht bedächten (79,3f.). Er gibt sich damit als Kleriker zu erkennen, der er als lateinisch schreibender Autor immer schon war und der sich natürlich nicht an junge Mädchen, sondern an litterate Rezipienten richtet. Freilich werden hier in polemischer Weise „Zerrbilder“ des jeweiligen Standes geliefert;⁶¹ zugleich werden jedoch unterschiedliche Liebesauffassungen und -ausübungen von Klerikern und Rittern in Form eines personalisierten und literarisch inszenierten Streits als konkurrierend dargestellt.

An diesen Antagonismus wird in weiteren Liedern angeknüpft, etwa in CB 138, das zur Gruppe der Frühlingslieder gehört und deren Aufbau folgt. Stichworte wie Phöbus, Flora und Zephir markieren das antik-mythologische Register, das für viele der mittellateinischen Liebeslieder kennzeichnend ist. Strophe drei kündigt dann jedoch abweichend vom üblichen Muster einen Wettlauf um den ‚Kampfpfeis in der Liebe‘ („bravio [...] in amore“) an, den die *litterati* für sich gewinnen können, denn in Strophe drei heißt es: „Litteratos conuocat

61 Aus diesem Grund hat man die Ernsthaftigkeit des Liedes anzweifelt, vgl. Vollmann (Kommentar (wie Anm. 1), S. 1064f.) in Bezug auf R. S. Haller (The Altercatio Phyllidis et Florae as an Ovidian Satire, in: Medieval Studies 30 (1968), S. 119–133), der darin eine parodistische Invektive gegen eine Auffassung sieht, die die Liebe zum Maßstab aller Dinge macht und dadurch die Weltordnung verkehrt. Vollmann distanziert sich von dieser Deutung, u.a. weil „der Ausgang der débat, der Sieg des Gebildeten über den Ungebildeten, [...] so sehr dem Geist der mittellateinischen (Schul-)Dichtung [entspreche], daß man sich nur schwer vorstellen kann, der Autor habe sich von dieser Wertung ironisch distanziert.“ Der Text ist im Codex Buranus durch Blattverlust nur bis Strophe 62,3 überliefert (ebd., S. 1064); zur Interpretation auch Tristan Emil Franklins, Classical Learning and Audience in the *carmina amatoria*: A Case-Study on CB 92, in: Revisiting (wie Anm. 11), S. 119–148.

decus uirginalis, / laicorum execrat pectus bestiale.“⁶² Etwas versöhnlicher fährt die Strophe dann fort, dass alle Anteil an Venus haben. Die abschließende mittelhochdeutsche Strophe greift denn auch das Thema des Liedes – Frühlingswonne und Liebessehnsucht – auf, wechselt jedoch das Register, in dem nicht mehr von *Phebus*, sondern von „her[n] meie“ die Rede ist, der den Sieg über den Winter davonträgt. Der Streit wird hier also am Ende in den Bereich der Jahreszeiten verschoben.

Ähnlich verhält es sich in CB 162, das nach Benedikt K. Vollmann von seiner Konzeption her eher in die Trinklieder gepasst hätte, da es zu Wein- und Liebesgenuss ermuntert, auf die übliche Naturbeschreibung verzichtet und mit den „dies ocii“ (2,3) eher auf die vorlesungsfreie Zeit der Scholaren als den Frühling anspiele.⁶³ Das Lied dürfte aber nicht nur wegen der Liebesthematik hier eingereiht worden sein, sondern auch, weil es ein weiteres Mal die Konkurrenz zwischen Klerikern und Laien zum Thema macht:

„Ergo litteris
cetus hic imbutus
signa Veteris
militet secutus!
estimetur autem laicus ut brutus
nam ad artem surdus est et mutus.“ (CB 162,4)⁶⁴

Nur die Gelehrten werden zur *militia amoris* gerufen, denn der Laie sei in der Kunst – wohl den freien Künsten im Allgemeinen und der *ars amatoria* im Besonderen – kommunikationsunfähig und deshalb schließt die fünfte Strophe, dass die göttliche Protektion von Venus und Bacchus den Gebildeten gelte: „que dant excellenti populo scolari, / ut amet et faciat amari“⁶⁵. Daran schließt die sechste mittelhochdeutsche Strophe an:

62 „Jungfräuliche Schönheit versammelt die Gebildeten und verflucht die animalische Gesinnung der Laien.“ (Übers. T.M.).

63 Vollmann, Kommentar (wie Anm. 1), S. 1163.

64 „Also soll diese schriftgelehrte Gemeinschaft Kriegsdienst leisten und Venus' Fahnen folgen! Der Laie aber soll als stumpfsinnig gelten, denn in der Kunst ist er taub und stumm.“ (Übers. T.M.)

65 „Sie verleihen der vortrefflichen Gemeinde der Scholaren die Gabe, zu lieben und Liebe zu wecken.“

„Sṽziv vr̃owe min,
la mih des geniezen,
du bist min ovgen schin!
Venus wil mih schiezen –
nu la mih chûniginne, diner minne niezen!
ia nemag mih immer din uerdriezen.“⁶⁶

Bisher wurde die Frage, wie sich das Ich der mittelhochdeutschen Strophen jeweils zu dem des lateinischen Liedes verhält, kaum grundsätzlich diskutiert, obwohl es für das Verständnis entscheidend ist, sofern man einen inhaltlichen Zusammenhang annimmt, ob der Sänger im Sinne eines Liedganzen identisch bleibt oder ob sich in der mittelhochdeutschen Strophe nunmehr ein anderer zu Wort meldet. Wenn es sich um eine Frauenstrophe handelt, was mehrfach vorkommt, ist der Sprecherwechsel offensichtlich und insofern auch nicht grundsätzlich unplausibel;⁶⁷ er ist allerdings nicht in allen Liedern zwingend und die Entscheidung daher abhängig von der jeweiligen Liedinterpretation. Im Fall von CB 162 wäre denkbar, dass der Sänger ins Deutsche wechselt, um die lateinunkundige Frau direkt anzusprechen und in ihrer Sprache zu umwerben. Dafür spricht, dass weiterhin von Venus die Rede ist, der Sprecher also im antik-mythologischen Register bleibt. Möglich wäre aber auch, dass nun ein mittelhochdeutscher Dichter spricht, der so beweist, dass er in Liebesdingen keineswegs ‚taub und stumm‘ ist, und sich neben seinem ‚Minnesang-Tonfall‘ ebenfalls auf Venus beruft, also auch auf diesem Gebiet den überheblichen Scholaren Konkurrenz macht. Man kann die Lieder also als inszenierte Dialoge zwischen Klerikern und Laien lesen, in denen es vordergründig um den Liebhaberstreit geht, die jedoch auf einer poetologischen Ebene ironisch und subtil Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufdecken und zur Diskussion stellen.

66 „Meine süße Herrin, laß mich etwas davon haben, daß du das Licht meiner Augen bist! Venus zielt mit Pfeilen auf mich – drum laß mich, Königin, endlich deine Liebe erfahren! Wahrlich, niemals kann ich deiner überdrüssig werden.“

67 erinnert sei hier an die sog. Trutzstrophen bei Neidhart, auch wenn der Fall dort etwas anders liegt.

II.2 Die Signifikanz von Walthers sog. Mailied und CB 151

Eines der bekanntesten, immer wieder diskutierten Beispiele ist CB 151.⁶⁸ Dieses Frühlingslied mit einer Strophe aus dem Œuvre Walthers von der Vogelweide ist sozusagen einer der ‚Kronzeugen‘ für die Funktion der mittelhochdeutschen Liedschlüsse, zumal eine weitere Strophe von L 51,13 an CB 169 angehängt wurde. Das liegt sicher auch an der Prominenz ihres Verfassers und daran, dass die Zuschreibung es ermöglicht, den Zusammenhang zwischen lateinischen Strophen und vollständigem mittelhochdeutschen Lied zu beleuchten. Die Genese dieses Textensembles lässt sich im Einzelnen nicht genauer rekonstruieren, daher plädiert Daniel Eder für einen Interpretationsansatz, der ohne Festschreibung von „Prä- und Post-text“ die Potentiale gegenseitiger Bezugnahme freilegt.⁶⁹ Das scheint mir insofern richtig, als es sich um einen mutmaßlich komplexen Prozess gegenseitiger Bezugnahme handelt, denn Walther hat das Lied *Muget ir schouwen, waz dem meien* offensichtlich in Kenntnis der lateinischen Tradition der Frühlingslieder verfasst, die wie gesagt für den Codex Buranus charakteristisch sind. Ein solches Frühlingslied ist auch CB 151, das zusammen mit CB 165, 168, 169, vielleicht auch 107, der sog. *Hebet-Sidus*-Gruppe, einem gemeinsamen Verfasser zugeschrieben wird,⁷⁰ und in diese Gruppe sind nun zwei Strophen des Liedes integriert.⁷¹

68 Vgl. Eder, Walther (wie Anm. 31); Kern, Minnesang (wie Anm. 45), S. 195f.; Bertelsmeier-Kierst, Rezeption (wie Anm. 39); Hubert Heinen, German Singers, Latin Songs: CB 151 and 169, in: Sibylle Jefferis (Hg.), *New Texts, Methodologies, and Interpretations in Medieval German Literature*. (Kalamazoo papers 1992–1995). (Göppinger Arbeiten zur Germanistik (GAG) 670) Göppingen 1999, S. 1–18; ders., Walthers Mailied (L 51,13): Vortragsbedingter Aufbau und Gesellschaftlicher Rahmen, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik (AbäG)* 6 (1974), S. 167–182; Hugo Kuhn, Walther von der Vogelweide 51,13: *Muget ir schouwen*, in: Rupert Hirschenauer/Albrecht Weber (Hgg.), *Wege zum Gedicht*. Mit einer Einf. von Edgar Hederer. München/Zürich 1956, S. 54–63 (wieder in: Ders., *Text und Theorie*. Stuttgart 1969, S. 191–198).

69 Eder, Walther (wie Anm. 31), S. 302.

70 Vgl. Vollmann, Kommentar (wie Anm. 1), S. 913 und 1150f.

71 Plausibel wäre, dass die lateinischen Lieder als Kontrafakturen geschrieben wurden, da es aufgrund der Übereinstimmung in Inhalt und Form weniger plausibel ist, dass zwei vorhandene Lieder mit vorhandenen mittelhochdeutschen Strophen kombiniert wurden. Sowohl der Beginn des lateinischen Liedes als auch der erste Vers der deutschen Strophen sind neumierte und konnten offenbar auf dieselbe Melodie gesungen werden. Unwahrscheinlich, aber nicht undenkbar ist, dass Walther eines der lateinischen Lieder kontrafaktiert hat und die Strophen im Codex wieder mit seiner Vorlage kombiniert wurden. Einen Überblick über Forschung dazu gibt Hope (Revisiting (wie Anm. 26), S. 383–391), der

Walther beginnt sein Lied nicht mit der üblichen *descriptio* der frühlingshaften Natur, sondern wendet sich direkt an das Publikum mit der Frage, ob es selbst diese wunderbaren Gaben an den Mai erkennen könne und zwar nicht an der Natur, sondern an der Wirkung auf die Menschen: „seht an pfaffen, seht an leien“ (1,3).⁷² Günther Schweikle deutet dies als Umschreibung für die Freude *aller*⁷³ und in der Tat wird in der sechsten Strophe der C-Fassung dieser Gedanke noch einmal aufgegriffen – „sich fröit al diu werlt gemeine“ – um die Dame davon zu überzeugen, dem Sänger doch auch nach deren Freude zu bereiten. Im Kontext der Gattung schwingt darin aber auch die Konkurrenz von Klerikern und Laien mit und die Frage, wer der bessere Liebhaber respektive der bessere Dichter sei. Wenn auch der Verfasser der *Hebet-sidus*-Gruppe den Text so verstanden hat, wäre es verständlich, dass gleich zwei seiner Lieder mit Walther-Strophen kombiniert sind. An CB 151 wird auch nicht die erste, sondern die dritte Strophe, angehängt, in der der Mai als Streitschlichter auftritt:

„So wol dir, meie, wie du scheidest
 allez ane haz!
 wie wol du die bovme cleidest
 vnd die heide baz:
 diu hat varue me!
 „du bist churcer, ich pin langer!“
 also stritent si uf dem anger,
 blümen vnde chle.“

Nach Hubert Heinen handelt es sich dabei um den in Strophe zwei angekündigten „besten dône“, der als Lied im Lied zu verstehen sei und die Maßgabe „âne dörperheit“ erfüllen soll. Dies kann man als Reminiszenz an Neidharts dörperlichen Minnesang verstehen, Heinen schlägt jedoch vor, auch diese Spitze auf die ‚Vaganten‘ zu bezie-

selbst annimmt, dass die deutschen Strophen zusammen mit den lateinischen verfasst wurden. Auf jeden Fall erschöpft sich die Beziehung nicht in einer einseitigen Intertextualität und setzt Walthers Kenntnis dieser Liedtradition voraus; vgl. Fritz Peter Knapp, „Waltherus de Vogelweide vagus“. Der zwischenständische Sänger und die lateinische Literatur in „Österreich“, in: Hans-Dieter Mück (Hg.), Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Leben und Werk. (Kulturwissenschaftliche Bibliothek 1) Stuttgart 1989, S. 45–60.

72 In den Liedern aus Minnesangs Frühling begegnet das Gegensatzpaar noch nicht, dagegen mehrmals in Walthers Spruchdichtung, vgl. Eder, Walther (wie Anm. 31), S. 318.

73 Walther von der Vogelweide (wie Anm. 14), Lied S. 272–277, Kommentar S. 688–692, hier S. 691; vgl. Vollmann, Kommentar (wie Anm. 1), S. 691.

hen: Der Mai soll auf höfische Art gefeiert werden, ohne die ‚Dörperheit‘ der Gelehrtenpoesie.⁷⁴ Folgt man dieser These, dann wird aus der Konkurrenz von Klerikern und Laien als bester Liebhaber eine Konkurrenz um die beste Konzeption von Liebeslyrik und ein Angriff auf den despektierlichen Umgang der Kleriker mit den Frauen in ihren Liedern, während der Sänger hier ab Strophe vier zur Minneklage umschwenkt, allerdings in den Strophen fünf und sechs die Dame drängt, ihm von ihrer reichen Gnade etwas zuteilwerden zu lassen und in ironischer Untertreibung eine ‚kleine Freude‘ fordert.

Die angehängte Strophe beginnt mit dem Lob des Mais als gutem Herrscher, der allen Streit schlichtet und freigiebig die Natur ‚einkleidet‘ – poetologisch als *ornatus* zu verstehen –, doch deuten die Komparative *baz* und *mê* bereits wieder Ungleichheit an, auf die prompt neuer Streit zwischen anthropomorphisierten Blumen und Klee folgt. Man kann in den Formulierungen unschwer sexuelle Implikationen erkennen („dû bist kurzer, ich bin langer“, 3,6), hinter denen der Streit um das beste Singen über die Liebe steht. Diese ‚Frühlingsstreitstrophe‘ spiegelt in *nuce* den in *Muget ir schouwen* angedeuteten und hier inszenierten interlingualen Wettstreit. Der besondere Stellenwert von Walthers Lied könnte also auch daraus resultieren, dass es in signifikanter Weise mit der Konzeption der lateinisch-deutschen Liebeslieder verbunden ist.

II.3 Pastourelle versus Minnekanzone

Wie bereits erwähnt sind unter den Liebesliedern im Codex Buranus etliche Pastourellen. Da diese zum festen Gattungsinventar der lateinischen Dichtung gehören, ist ihre Präsenz nicht erstaunlich.⁷⁵ Im

74 Vgl. Heinen, *Singers* (wie Anm. 68), S. 15; ders., *Mailed* (wie Anm. 68), S. 180f.; zu dieser Stelle auch Burghart Wachinger, *Natur und Eros im mittelalterlichen Lied*, in: Ders.: *Lieder und Liederbücher. Gesammelte Aufsätze zur mittelhochdeutschen Lyrik*. Berlin [u.a.] 2011, S. 67–95, hier S. 80.

75 Cyril W. Edwards (*Von Archilochos zu Walther von der Vogelweide. Zu den Anfängen der Pastourelle in Deutschland*, in: Ders. [u.a.] (Hgg.), *Lied im deutschen Mittelalter. Überlieferung, Typen, Gebrauch*. Chiemsee-Colloquium 1991. Tübingen 1996, S. 1–25, hier S. 6) zählt dazu CB 79, 90, 157, 158, die sprachmischenden Pastourellen CB 177, 184, 185 und die deutschen Pastourellenstrophen CB 142a und 163a sowie weitere Lieder mit pastourellenhaften Motiven. Zur Bewertung der Gattung als Verharmlosung von Vergewaltigung vgl. Kathryn Gravdal, *Camouflaging rape. The rhetoric of sexual violence in the medieval pastourelle*, in: *Romanic review* 76 (1985), S. 361–373; zu diesem Thema in CB 185 Jonathan Seelye Martin, *Rape, the Pastourelle, and the Female Voice in CB 185*, in: *Revisit-*

Minnesang kommt die Gattung dagegen bekanntlich kaum vor, auch wenn entsprechende Anspielungen oder Versatzstücke deutlich machen, dass sie durchaus bekannt war.⁷⁶ Anders verhält es sich im romanischen Bereich, besonders in Nordfrankreich war diese Gattung verbreitet, allerdings behält hier die Schäferin auch öfters – anders als in den lateinischen Pastourellen – die Oberhand.

Das erste Beispiel einer Pastourelle unter den lateinisch-deutschen Liedern bietet CB 142, allerdings ist die Strophenanordnung ungewöhnlich, denn es beginnt zunächst als Frühlingslied, welches die Liebe zwischen *virgines* und *clerici* aufgreift, ohne die Laien zu erwähnen:

„Stant prata plena floribus; in quibus nos ludamus!
uirgines cum clericis simul procedamus [...]“ (CB 142, 2,1f.)⁷⁷

Das Ich beklagt jedoch in der dritten Strophe, die „domina“ verhalte sich abweisend („alienaris“, 3,1). Die im Kontext der lateinischen Lieder ungewöhnliche Bezeichnung⁷⁸ und das Verhalten entsprechen eher der volkssprachigen Minnekanzone, auch wenn sich der Sprecher zum Abschluss im Ausgriff auf antike literarische Vorbilder vorstellt, sie wäre Helena und er könnte Paris sein. Kurioserweise schließt das Lied dann mit einer mittelhochdeutschen Pastourellen-Strophe:

ing (wie Anm. 11), S. 149–170; vgl. dagegen Bezner, Liebesdichtung (wie Anm. 2), S. 140f.

76 Zur Gattung Pastourelle vgl. Sabine Christiane Brinkmann, Die deutschsprachige Pastourelle. 13. bis 16. Jahrhundert, (Göppinger Arbeiten zur Germanistik (GAG) 307) Göppingen 1985; Ingrid Kasten, Die Pastourelle im Gattungssystem der höfischen Lyrik, in: Cyril Edwards/Ernst Hellgardt/Norbert H. Ott (Hgg.), Lied im deutschen Mittelalter. Überlieferung, Typen, Gebrauch. Chiemsee-Colloquium 1991. Tübingen 1996, S. 27–41; Tanja Mattern, An den Grenzen der Gattung. Zur Rezeption der Pastourelle in der mittelhochdeutschen Lyrik, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte 110 (2016), S. 287–317.

77 „Die Wiesen sind voller Blumen, auf denen wir, die jungen Frauen mit den gebildeten Männern, spielen und gemeinsam weitergehen wollen.“ (Übers. T.M.) Das „procedamus“ könnte bewusst doppeldeutig gesetzt sein.

78 Zwar wird auch in der römischen Liebeselegie die Frau im Kontext des „servitium amoris“ als „domina“ angesprochen (vgl. Niklas Holzberg, Die römische Liebeselegie. Eine Einführung. 2., völlig überarb. Aufl. Darmstadt 2011, S. 33), im Zusammenhang mit der mittelhochdeutschen Strophe liegt die Assoziation mit der Minnedame jedoch näher.

„Ich solde eines morgenes gan	eine wise breite,
do sach ich eine maget stan,	div grüzte mih bereite.
si sprah: „lieber, war wend ir?	dürfent ir geleite?“ ⁷⁹
gegen den füzen neig ich ir,	gnade ich ir des seite.“ ⁷⁹

Das Lied führt also eine ‚verkehrte‘ literarische Welt vor, indem in den lateinischen Strophen ein verliebter Mann sich über die unwillige Dame beklagt, während in der mittelhochdeutschen Strophe ein Pastourellenmädchen auftritt, das sogar selbst die Initiative ergreift,⁸⁰ ähnlich wie CB 90. Für ein Spiel mit den unterschiedlichen Gattungskonventionen und eine komische Verkehrung spricht auch, dass sich der Mann zum Schluss in einer Art Proskynese oder *venia* aus lauter Dankbarkeit bis zu den Füßen des Mädchens verneigt,⁸¹ und damit doch wieder das Frauendienst-Modell der Kanzzone anitiert. Mit dieser Formulierung schließt nämlich auch Heinrich von Morungen sein Lied *Wie lange sol ich ringen* (MF 135,9), in dem er den schon in der antiken Liebeslegie bekannten Topos des Verstummens vor der Geliebten aufgreift und ihr daher sein Leid nur noch gestisch vorführen will: „als erzeige ich ir mîn wundez herze/unde valle vür sî unde nîge ûf ir vuoz“ (MF 135,34f.).⁸² Auch hier ist diese imaginierte Szene als Schlusspunkt zunehmender Verzweiflung über die eigene Unfähigkeit nicht frei von einer gewissen Komik.

Einen ähnlich eindeutigen Gattungsschluss bildet die mittelhochdeutsche Strophe in CB 183, allerdings steht dieser weniger im Gegensatz zu den vorangehenden kurzen lateinischen Strophen mit Refrain.

79 „Ich sollte eines Morgens über eine große Wiese gehen, dort sah ich ein Mädchen stehen, das mich bereitwillig grüßte. Sie sagte: ‚Lieber Mann, wohin wollt Ihr? Benötigt Ihr Begleitung?‘ Ich verneigte mich fußfällig vor ihr und dankte ihr dafür inständig.“ (Übers. T. M.)

80 Vollmann (Kommentar (wie Anm. 1), S. 1136) argumentiert, dass „die Indezenz ihres Verhaltens“ durch „die höfische Erhebung des Mädchens (aus niederem Stand) zur ‚Dame‘“ gemildert werde; unklar bleibt, ob er diese Erhebung ähnlich wie in CB 157,3 aus der Art ihres Sprechens ableitet. Eine gewisse ständische Verwischung ist bei den *pastorella* jedoch nicht ungewöhnlich.

81 Vgl. Klaus Schreiner, Art. ‚Fußkuß‘, in: Lexikon des Mittelalters (LexMA) 4 (1989), Sp. 1063–1066.

82 Die Formulierung erinnert an die Autorminiatur des Engelhart von Adelburg im Codex Manesse, dieser kniet vor einer Dame und präsentiert ihr seine entblößte und von einem Pfeil verwundete linke Brust (Cgp 848, Bl. 181v, DOI: <https://doi.org/10.11588/diglit.2222#0358>; <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0358> [14.1.2022]. Vgl. Cornelia Herberichs, Auf der Grenze des Höfischen. Gewalt und Minnesang, in: Manuel Braun/Dies. (Hgg.), Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen. München 2005, S. 341–364, hier S. 344f. Weitere mittelhochdeutsche Fußfall-Beispiele führt Jacob Grimm an (Deutsche Mythologie. 4. Aufl. besorgt von Elard Hugo Meyer, Bd. 1, Berlin 1875, S. 25f.).

Diese beschreiben das Liebesspiel von *puer* und *puellula* in einem Kämmerchen, während die letzte Strophe, in der die Frau den Helden auf den Morgenstern hinweist und zur Heimlichkeit der Liebe ermahnt, das Ganze als Tagelied enden lässt. Wenn allerdings im lateinischen Part von der schönen Verflechtung der Glieder und der wachsenden Leidenschaft die Rede ist, dann kann man darin bereits Parallelen zum Tagelied erkennen, insbesondere in Wolframs Tageliedern ist die Vereinigung vor der Trennung von Bedeutung.⁸³ Doch erst durch den mittelhochdeutschen Abschluss wird das Lied auf eine Gattung festgelegt.

Zur Gruppe der abschließenden gemischtsprachigen Lieder gehört CB 177:⁸⁴

„Stetit Puella
rufa tunica;
si quis eam tetigit,
tunica crepuit.

eia!

Stetit puella
tamquam rosula:
facie splenduit
et os eius floruit
eia!

Stetit puella	bi einem bovme,
scripsit amorem	an eime lovbe.
dar chom Venus also fram;	caritatem magnam,
hohe minne bot si ir	manne.“ ⁸⁵

83 Vgl. v.a. „Den morgenblic bi wahtaeres sange erkôs“ (Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausg. v. Karl Lachmann u. Moriz Haupt, Friedrich Vogt u. Carl von Kraus bearb. v. Hugo Moser u. Helmut Tervoorren, Bd. 1: Texte, 38., erneut rev. Aufl. Mit einem Anhang: Das Budapester und Kremsmünsterer Fragment, Stuttgart 1988, S. 436f.); dazu Karl Heinz Borck, Wolframs Tagelied *Den morgenblic bi wahtaers sange erkôs*. Zur Lyrik eines Epikers, in: Ulrich Fülleborn/Johannes Krogoll (Hgg.), Studien zur deutschen Literatur: Festschrift für Adolf Beck zum siebzigsten Geburtstag. Heidelberg 1979, S. 9–17; Franz-Josef Holznapel, Die Lieder, in: Joachim Heinzle (Hg.), Wolfram von Eschenbach. Ein Handbuch. 1. Autor, Werk, Wirkung. Berlin 2011, S. 83–144, hier S. 99–101.

84 Ausführlich zum Verhältnis von Frau und Metapher und zur Geschlechterkonstruktion des Liedes Jeffrey Peterson, *Writing flowers. Figuration and the feminine in Carmina Burana 177*, in: *Exemplaria* 6 (1994), S. 1–34. Die Einschätzung von Pereira (Frauenfiguren (wie Anm. 49), S. 287f.), es handele sich um „eine [] Art Prototyp der *cantiga de amigo*“, in dem auf feine Weise die Gefühle des Mädchens ausgedrückt werden, leuchtet mir nicht ein; Vollmann, Kommentar (wie Anm. 1), S. 1190f.

85 „Es stand ein Mädchen da in einem roten Hemdchen; wenn es jemand berührte, / raschelte das Hemdchen. Eia!// Es stand ein Mädchen da, sah aus wie ein Röslein: leuchtend sein Gesicht / und blühend seine Lippen! Eia!// Es stand ein

In der dritten Strophe häufen sich die Liebesbegriffe – *amor*, *Venus*, *caritas*, *minne* –, die jeweils unterschiedlich konnotiert sind, auch wenn die lateinischen Liebesbegriffe nicht strikt getrennt werden.⁸⁶ Der erotische Unterton des ganzen Liedes ist nicht zu überhören. Bei dem Schreibvorgang könnte es sich um eine Art ‚Liebeszauber‘ handeln, durch den der Mann zur Liebe bewegt werden soll,⁸⁷ jedenfalls scheint es das sofortige Erscheinen der Göttin herbeizuführen. „*Caritas magna*“ fungiert offensichtlich als Übersetzung für „hohe minne“, es wird also ein Begriff gewählt, der eher die nicht-erotische Liebe wie die Nächstenliebe bezeichnet und im Zusammenhang des *amici-tia*-Diskurses Verwendung fand, um die besondere ethische Qualität der hohen Minne wiederzugeben.⁸⁸ Dies ist insofern bemerkenswert, als diese in der Forschung so oft bemühte Formel im Minnesang selbst nur höchst selten verwendet wird, auch wenn das Adjektiv ‚hoch‘, etwa in Verbindung mit *muot*, häufiger benutzt wird. In der Epik begegnet diese Wendung dagegen häufiger.⁸⁹ In den Liedern von Minnesangs Frühling findet sie sich nur in Friedrichs von Hausen *Ich denke underwilen* (MF 51,33) und Heinrichs von Veldeke *Ez sint guotiu niuwe maere* (MF 56,1),⁹⁰ jedoch kaum in programmatischer Verwendung. Angesichts dieser Verteilung der Zeugnisse könnte man

Mädchen unter einem Baum, / es schrieb seine Liebe auf ein Blatt. / Da kam unverzüglich Venus herbei. / Große Liebe, hohe Minne / schenkte sie ihrem Manne.“

86 Vgl. Dronke, *Medieval Latin*, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 196.

87 Vgl. Vollmann, *Kommentar* (wie Anm. 1), S. 1191; Dronke (*Latin Songs* (wie Anm. 15), S. 267–269) interpretiert das Lied, sich auf mündliche Ausführungen von Ingeborg Glier beziehend, dagegen so, dass der Dichter *amor* und *caritas* in der Liebe zu ihrem Ehemann zusammenbringen wollte. Vgl. auch ders., *Medieval Latin* (wie Anm. 2), S. 195f.

88 Vgl. Anm. 45. David A. Traill (*Carmina Burana*. 2 Bde. (Dumbarton Oaks medieval library 48–49) Cambridge, Mass./London 2018, Bd. 2, S. 672) hält sie für eine Prostituierte, die kein passendes Objekt dieser Liebe sei; dem widerspricht Stolz, *Plurilingualism* (wie Anm. 11), S. 348.

89 Eine Abfrage der Mittelhochdeutschen Begriffsdatenbank (<http://mhdadb.sbg.ac.at/> [1.12.2021]) ergibt, dass die Formel in der Epik häufiger verwendet wird, beispielsweise im *Nibelungenlied*, in der *Kudrun* oder im *Willehalm* und im *Titurël* Wolframs von Eschenbach, auch in Mechthilds von Magdeburg *Fließendem Licht der Gottheit* kommt sie vor. In der Lyrik findet sie sich, abgesehen von den genannten Beispielen eher spät und selten, nämlich bei Neidhart, Ulrich von Liechtenstein, Konrad von Würzburg, dem Wilden Alexander und Frauenlob. Eine systematische Auswertung wäre hier sicher sinnvoll.

90 Vgl. zu diesen Liedern Veronika Hassel, *Das Werk Friedrichs von Hausen. Edition und Studien*. (Philologische Quellen und Studien 269) Berlin 2018, S. 304–325; Bernd Bastert, *Möglichkeiten der Minnelyrik. Das Beispiel Heinrich von Veldeke*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* (ZfdPh) 113 (1994) S. 321–344, hier S. 332–335.

sich fast fragen, ob es sich wirklich um einen von den Gattungsvertretern selbst geprägten und zur Kennzeichnung der eigenen Texte verwendeten Begriff handelt, oder ob es sich nicht eher um eine Zuschreibung von außen handelt, die je nach Kontext auch ironisch aufgeladen sein kann.

In CB 177 werden mit den Begrifflichkeiten jedenfalls unterschiedliche Liebeskonzepte und Gattungsebenen ins Spiel gebracht und kontrastiv gegeneinandergesetzt. Einerseits wird die lateinische Pastourelle aufgerufen – besonders die dritte Strophe deutet auf eine Liebesbegegnung der *puella* in der Natur – andererseits wird mit der ‚hohen Minne‘ explizit auf die volkssprachige Minnekanzone verwiesen. Doch besteht die Pointe des Liedes gerade darin, dass der Ausdruck *caritas magna* gebraucht wird, um die sexuelle Hingabe des Mädchens zu bezeichnen und ihn damit gewissermaßen ins Gegenteil zu verkehren.⁹¹ Diese Möglichkeit des Spiels mit den verschiedenen Liebesbegriffen und ihren jeweiligen Implikationen ist auch einem lateinisch gebildeten Minnesänger wie Heinrich von Veldeke nicht entgangen und wird von ihm in dem bereits zitierten Lied *Ez sint guotiu niuwe maere* (MF 56,1) genutzt. In diesem beklagt der Sänger, dass er durch seine „tumpheit“ (2,5) die Huld seiner Dame verloren habe, die – wie sich in der vierten Strophe herausstellt – in einem übermäßigen und laut geäußerten Verlangen bestand: „ich bat si in der kartâten, daz sî mich müese al umbevân“ (4,5f.). Wie Bernd Bastert feststellt, setzt auch er dieses „Zentralwort mittelalterlicher theologischer Diskussion über die Liebe“ ein, um sich auf „das genaue Gegenteil“ der damit bezeichneten Liebe, nämlich die *Cupiditas*, zu beziehen. Veldeke betreibe damit ein Spiel der „impliziten Begriffsvertauschung“ und etabliere so „neben dem ‚grand chant courtois‘ und dem ovidischen Modell eine dritte Möglichkeit des Sprechens über die Liebe in einem einzigen Lied“.⁹²

Benedikt K. Vollmann betont ebenfalls die Polemik von CB 177, sieht darin allerdings einen impliziten Vorwurf an die Minnedame,

91 Auch das von Dronke (Medieval Latin (wie Anm. 2), S. 264–271) vorgestellte Lied *Deus amet puellam* spielt mit der Mehrdeutigkeit von *caritas* (Str. 10). Peterson (Writing flowers (wie Anm. 84), S. 16) sieht in der Übersetzung dagegen eine didaktische Stoßrichtung.

92 Vgl. Bastert, Möglichkeiten (wie Anm. 90), S. 334f.; Mittelhochdeutsche Minnelyrik. Texte und Übertragungen, Einführung und Kommentar. Bd. 1: Frühe Minnelyrik. Hg. von Günther Schweikle. (Mittelhochdeutsche Minnelyrik 1) Stuttgart [u.a.] 1993, Text S. 84–87, Kommentar S. 614–616.

die keine Liebe gewährt.⁹³ Das Lied geht jedoch weiter, indem es über die Arbeit an beiden Sprachen zu einer Auseinandersetzung mit den lateinischen und volkssprachigen Eigenarten der Liebeslyrik oder bestimmter Liedtypen, die hier favorisiert werden, führt. Eine solche Gegenüberstellung ist in den *Carmina Burana* wie schon gesehen kein Einzelfall, sie zeigt sich ähnlich in CB 178. In einem rhetorisch forcier-ten Statement seiner Männlichkeit beharrt der Sprecher hier auf einer Liebe, die *equaliter* sein soll. Vehement wird eine Liebe abgelehnt, bei der sich der Mann zuerst erklären und unterordnen muss; als antike Vorbilder werden Jupiter und Hippolyt bemüht. In Strophe fünf erfolgt jedoch die überraschende Revocatio dieser Dienstverweigerung, wie man sie aus dem Minnesang kennt. Die zunächst scheinbar aus gelehrter Perspektive ausgesprochene selbstbewusste Ablehnung des Liebeskonzepts der Kanzone wird also abrupt zurückgenommen, um dann allerdings mit dem Schuldeingeständnis und der Bitte um ‚Strafe‘ in *conclavi* durch die Hintertür doch wieder frech die Liebeserfüllung einzufordern.⁹⁴ Dagegen schließt die mittelhochdeutsche Strophe recht konventionell mit der Begrüßung des Sommers durch den Sänger, der Aufforderung, sich auf der Heide zu versammeln und den Tanz zu beginnen, also einer Kurzfassung des lateinischen Frühlingsliedes, das zumindest perspektivisch auf die Begegnung mit einem Mädchen zuläuft.

II.4 ‚Weibliche‘ Perspektive und ‚männliche‘ Poetologie in der Pastourelle

Die Pastourelle gilt als Gattung, in der männliches Begehren sich besonders deutlich und rücksichtslos artikuliert; es liegt daher nicht unbedingt auf der Hand, gerade diesen Liedtyp mit dem Frauenlied zu kombinieren und eine weibliche Perspektive einzuführen, dennoch ist dies bei dem gemischtsprachigen CB 185 *Ich was ein chint so wolgetan* der Fall. Es ist gleichwohl nicht so singulär, wie man vermuten könnte. Wie CB 151 weist es bekanntlich einen intertextuellen Bezug zu Walthers *Œuvre*, genauer zum *Lindenlied* auf, wenn auch nicht in

93 Vollmann, Kommentar (wie Anm. 1), S. 1191f.

94 Nach Alison Goddard Elliott (The Art of the Inept *Exemplum*. Ovidian Deception in *Carmina Burana* 117 and 178, in: Sandalion 5 (1982), S. 353–368) betreibt das Lied in Anlehnung an Ovid ein Spiel mit den absichtlich falsch gewählten Beispielen Jupiter und Hippolyt, so dass seine eigentliche Intention von Anfang an für die Rezipienten erkennbar werde und dadurch auch die Differenz zwischen Sprecher und Autor.

Form einer zitierten Strophe.⁹⁵ Während sich in letzterem eine Frau mit Freude an eine Liebesbegegnung im Freien zurückerinnert, wobei die Pointe des Liedes im Spiel des männlichen Sängers mit dem Paradox besteht, dass die Frau ihr Liebesglück verheimlichen will und doch in seinem Lied enthüllt, erinnert sie sich hier in CB 151 in der ersten Strophe an ihren glücklichen Zustand *vor* dem Zusammentreffen mit dem Mann und verflucht im Refrain die Linden als Inbegriff des *locus amoenus*; dieser fungiert damit als Prolepse, die von Beginn an das Scheitern der Liebeserfahrung vorwegnimmt. Das ist jedoch nicht das einzige Vergleichsbeispiel. In Heinrichs von Veldeke *Manigem herzen taet der kalte winter leide* drückt die Sprecherin ihr Einverständnis mit der Liebesbegegnung in der frühlingshaften Natur aus, allerdings imaginiert sie diese hier als zukünftiges Ereignis und wünscht sich, vom Mann zur Linde geführt zu werden.⁹⁶ Es ist sicher kein Zufall, dass sich gerade in Veldekes Corpus, der sowohl lateinisch gebildet als auch mit der französischen Literatur vertraut war, dieses Lied findet, zumal im geographisch benachbarten Nordfrankreich die Pastourelle besonders populär war.⁹⁷ Darüber hinaus gibt es im Codex Buranus eine weitere Pastourellenstrophe aus weiblicher Perspektive, nämlich CB 163a, in der wie in CB 185 die Frau von ihrer negativen Erinnerung – „da geschach mir leide“ – spricht.⁹⁸ Wenn

95 Vgl. zuletzt Martin, Rape (wie Anm. 75); Kellner, Spiel (wie Anm. 45), S. 173–183; Kern, Minnesang (wie Anm. 45), S. 194f. Zur Problematik der Intertextualität im Hinblick auf den Minnesang vgl. ausführlich und kritisch abwägend Eder (Walther (wie Anm. 30), S. 303–309), der sich für eine Auffassung ausspricht, die die Rezeptionsseite stärker berücksichtigt. Eine Kernfrage ist, ob man eher von Gattungstopik ausgeht (z.B. Gert Hübner, *Alumbe den Rîn*. Rheinischer und romanischer Minnesang, in: Volker Gallé (Hg.), *Dichtung und Musik der Stauferzeit. Wissenschaftliches Symposium*, 12. bis 14. November 2010. Worms 2011 (Schriftenreihe der Nibelungenliedgesellschaft Worms 7), S. 15–40, bes. S. 18, Anm. 7) oder in System- und Einzeltextreferenzen keinen grundsätzlichen Widerspruch sieht wie Frank Willaert (*Zwischen dem Rotten und der Sowe? Einige Thesen zur Stellung Veldekes im frühen Minnesang*, in: Volker Honemann [u.a.] (Hgg.), *Sprache und Literatur in den Nideren Landen. Gedenkschrift für Hartmut Beckers*. Köln [u.a.] 1999, S. 309–323, hier S. 318–320).

96 In Minnesangs Frühling wird dieses unter den ‚unechten‘ Liedern geführt (wie Anm. 83, Nr. XXXVII, S. 149). Vgl. dazu Bastert, *Möglichkeiten* (wie Anm. 90), S. 328f.

97 Zu den (lateinischen) Einflüssen auf Veldekes Lyrik vgl. den instruktiven Überblick von Kenneth Fockele, *Perspectives on the Self. Heinrich von Veldeke as Author*, in: *Poetica* 48 (2018), S. 241–278.

98 Vgl. Edwards, *Archilochos* (wie Anm. 75), S. 8; Olive Sayce, *The Medieval German Lyric 1150–1300. The development of its Themes and Forms in their European Context*. Oxford 1982, S. 248; dies., *Plurilingualism* (wie Anm. 12), S. 105.

man den Strophenbestand der Fragmente hinzuzieht, gibt es auch in Walthers Corpus eine weitere vergleichbare Strophe und zwar in MF 114,23, das in C und E als dreistrophiges Frühlingslied überliefert ist. Im Wolfenbütteler Fragment U^x vom Ende des 13. Jahrhunderts gibt es noch eine vierte und eine unvollständige fünfte Strophe. Die vierte Strophe formuliert aus weiblicher Perspektive eine pastourellenhafte Situation:

„Ez was ein wunniclicher stat,
daz wir zwei gerieten.
min hêrre, der mich hie beliben bat,
der mac mir gebieten.
Jâ enstêt niht ein durre widenblat,
dar an ez mir wirret.
hêrr, ir hât es sünd, ob ir mich irret.“⁹⁹

Während im *Lindenlied* eindeutig eine positive und gewollte Erfahrung geschildert wird, bleibt diese Strophe eigentümlich in der Schwebe zwischen Präteritum und Präsens, Zufall und Absicht, Ergebnis und Sorge vor Täuschung durch den Mann, der ihr in der folgenden Strophe seinen immerwährenden Dienst versichert. Festzuhalten bleibt, dass die CB-Beispiele die Ablehnung, die mittelhochdeutschen Lieder die Zustimmung der Frauen fokussieren.

In CB 185 schildert die Frau den Verlauf der zufälligen Begegnung mit einem Mann, allerdings pflückt sie in Strophe zwei selbst Blumen und legt damit metaphorisch ihre Liebesbereitschaft nahe;¹⁰⁰ entsprechend schwanken die eingeflochtenen Bewertungen seines Handelns. Der Mann führt sie zum Lustort und nähert sich dabei zunehmend ihrem Körper; in Strophe sieben sind sie schließlich bei der Linde angekommen und das Liebesspiel (*ludus*) beginnt. Der eigentliche Liebesakt wird in den Strophen neun und zehn durch Metaphorik aus dem Bereich der Burgeroberung und Jagd umschrieben. Unklar bleibt der Schluss (10,4), von dem die Deutung des gesamten Liedes

99 Walther von der Vogelweide: Leich, Lieder, Sangsprüche, 15., veränderte u. um Fassungseditionen erw. Aufl. der Ausgabe von Karl Lachmanns. Aufgrund der 14., von Christoph Cormeau bearb. Ausgabe neu hg., mit Erschließungshilfen u. textkritischen Kommentaren versehen von Thomas Bein. Edition der Melodien von Horst Brunner. Berlin [u.a.] 2013, Ton 86, S. 425–427; zum Fragment vgl. S. XLII f.

100 Zur metaphorischen Bedeutung des Blumenbrechens vgl. Stefan Zeyen, ...*daz tet der liebe dorn*: Erotische Metaphorik in der deutschsprachigen Lyrik des 12.–14. Jahrhunderts. Essen 1996, S. 31–38.

wesentlich abhängt. Vollmann versteht „*ludus compleatur*“ als finalen Nebensatz: „damit das Spiel seine Erfüllung finde“. Dann wäre die Frau verärgert, dass sie auf die Verführung hereingefallen und es dem Mann gelungen ist, das ‚Spiel‘ zu beenden, alternativ könnte es sich um einen Ausruf des Sängers handeln: „Hiermit habe das Spiel (also das Lied) ein Ende“. ¹⁰¹ Möglich wäre auch, dass sich das Mädchen beklagt, dass der *ludus* – als Umschreibung des Liebesspiels – erfüllt werden *solle*, aber nicht für beide ist, genauer: er hat ‚gut gejagt‘ (*bene venabatur*), wie es in Strophe 10,2 heißt, und ist auf seine Kosten gekommen, ihr ‚Spiel‘ ist jedoch unvollendet geblieben. Dann wäre der Grund der Klage im Refrain allerdings nicht die Verführung als solche, sondern ihr (unbefriedigendes) Ergebnis. Das würde insofern zu anderen lateinischen Pastourellen passen, als sich die Frauen zwar häufig ‚zieren‘ oder wehren, letztlich jedoch Gefallen am Handeln des Mannes finden. ¹⁰² Wobei in diesem Lied auch der Mann Spott erführe, der nur seinen eigenen Spaß im Blick hat und gegenüber der Frau als Liebhaber versagt. ¹⁰³

Wie ist jedoch die Beziehung zu Walthers *Lindenlied* zu bewerten? Die Ähnlichkeiten und Abweichungen sind offensichtlich und in der Regel wird das *Lindenlied* als Prätext aufgefasst. ¹⁰⁴ Walther hätte dann, ähnlich wie beim Frühlingslied, auf die existente lateinische und romanische Pastourellentradition Bezug genommen und sie in charakteristischer Weise neukonzipiert: betont wird die positive Erinnerung der Frau, die sich vor allem aus dem Bemühen des Mannes speist, den *locus amoenus* durch sorgfältige Vorbereitung, besonderen Empfang und seine Qualitäten als Liebhaber zum Ort beiderseitiger

101 Ingrid Kasten übersetzt „So sei das Spiel vollendet!“, erwägt im Kommentar aber die Alternative „Treiben wir's bis zum Ende!“ (Frauenlieder des Mittelalters. Zweisprachig. Übers. und hg. von Ingrid Kasten. (RUB 8630) Stuttgart 1990, S. 153 und 276). Martin (Rape (wie Anm. 75), S. 165) schlägt vor: „Lass den Betrug enden!“; vgl. auch Kellner, *Spiel* (wie Anm. 45), S. 182.

102 Zur weiblichen Gesprächsführung in den Carmina Burana vgl. demnächst Sebastian Riedel, *Liebeswerbung im Dialog. Die Dialoglieder des Minnesangs und die lateinische Literaturtradition.* (Kölner Germanistische Studien. Neue Folge 15) Köln/Wien 2022, S. 159–178; ich danke dem Autor für die Einsicht in das Manuskript.

103 Auch im Minnesang finden sich Lieder, in denen „die erotische Kompetenz und Potenz der besungenen Damen plötzlich (trotz ihrer z. Tl. gerade erst verlorenen Jungfräulichkeit) dem Sänger gefährlich wird: als Kritik oder Forderung nach ‚mehr‘“ (Ingrid Bennewitz, *Die obszöne weibliche Stimme. Erotik und Obszönität in den Frauenstrophen der deutschen Literatur des Mittelalters*, in: Thomas Cramer [u.a.] (Hgg.), *Frauenlieder* (wie Anm. 10), S. 69–84, hier S. 83).

104 Vgl. Kern, *Minnesang* (wie Anm. 45), S. 194.

und freiwilliger Liebeserfüllung zu machen. Das kunstvolle Arrangement der Blumen zu einem Bett kann man als Hinweis auf entsprechende Fähigkeiten des Mannes in der Liebeskunst deuten, im sexuellen wie im literarischen Sinne.¹⁰⁵ Das CB 185 hätte dann die Kombination der Texttypen Frauenlied und Pastourelle übernommen, aber die Erinnerung der Frau völlig umbesetzt. Der verklärten Erinnerung an die Linde als *pars pro toto* des Liebesortes wird deren Verfluchung entgegengesetzt; die Sprachmischung ist dann kein Detailrealismus, der auf die lateinunkundige Frau hinweist,¹⁰⁶ sondern auf den Verfasser des Liedes, das hier karikiert wird. Die Erwähnung von Harfe, Tamburin und Fiedel in Strophe sechs, die der Mann unter der Linde vergessen haben will, könnte man als Hinweis verstehen, dass es sich hier eben nicht wie üblich um einen Scholaren oder Kleriker handelt, sondern um einen fahrenden Sänger.¹⁰⁷ Auch die Metaphorik der erstürmten Burg und des Jagens kommt dezidiert nicht aus dem antiken, sondern aus dem höfischen Register. Dann wäre also der Vorwurf des Versagens an den Mann zugleich eine – freilich spielerische – Auseinandersetzung: Dem überschwänglichen Lob des Mannes, das der Frau im *Lindenlied* in den Mund gelegt wird, wird hier seine Verfluchung aufgrund seines Versagens als alternative ‚Wahrheit‘ gegenübergestellt – denn Laien sind eben keine besseren Liebhaber. Dahinter sind in beiden Fällen die männlichen Verfasser er-

105 Wenn man Sänger und Geliebten identifiziert, handelte es sich um einen verkappten Fall des *rüemens* mit dem Erfolg bei der Dame und den eigenen Liebhaberqualitäten. Aus der umfangreichen Forschung zum Lindenlied seien hier genannt: Michael Mecklenburg, Walthers weibliche Stimme, in: Thomas Bein (Hg.): *Walther verstehen – Walther vermitteln*. Neue Lektüren und didaktische Überlegungen. (Walther-Studien 2) Frankfurt a. M. 2004, S. 83–107; Eder, Natureingang (wie Anm. 43), S. 116–121; Eva-Maria Hochkirchen, Präsenz des Singvogels im Minnesang und in der Trouvèrepoesie. Heidelberg 2015, S. 59–64; Jan-Dirk Müller, ‚Gebrauchszusammenhang‘ und ästhetische Dimension mittelalterlicher Texte. Nebst Überlegungen zu Walthers ‚Lindenlied‘ (L 39,11), in: Manuel Braun (Hg.), *Das fremde Schöne. Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters*. (Trends in medieval philology 12) Berlin [u.a.] 2007, S. 281–308.

106 So beispielsweise Vollmann, Kommentar (wie Anm. 1), S. 1208.

107 Andreas Kraß (Das Theater der Liebe. Die Pastourelle Ich was ein chint so wolgetan (CB 185), in: Manfred Kern (Hg.), *Imaginative Theatralität. Szenische Verfahren und kulturelle Potenziale in mittelalterlicher Dichtung, Kunst und Historiographie*. (Interdisziplinäre Beiträge zu Mittelalter und Früher Neuzeit 1), Heidelberg 2014, S. 23–36) bezieht die Instrumente auf die Aufführungssituation und ‚doppelte‘ Vergewaltigung der Frau textintern und durch das Rollenspiel der aufführenden Männer; er versteht diese Pastourelle bzw. die Liebeslieder des Codex Buranus als eine Art „Demontage“ der Minnekanzone und ihres blockierten männlichen Begehrens.

kennbar, die nicht nur ihr Spiel mit den Frauen und der Gattung Pastourelle treiben, sondern unterschwellig gegen die literarischen Konzepte der jeweils anderen Seite opponieren.¹⁰⁸

III. Fazit

In den Liebesliedern des Codex Buranus gibt die Gegenüberstellung von Latein und Volkssprache, am antiken Vorbild geschulter Liebeslyrik und Minnesang, Klerikern und Rittern als Liebhabern und Vertretern unterschiedlicher Liebeskulturen, den Rahmen vor für eine literarische Begegnung, die mal die einträchtige Freude über den Frühling als Zeit der Liebe besingt, mal in polemische Anwürfe gegen die ungebildeten Laien mündet oder literarisch versiert die unterschiedlichen Liebeskonzeptionen und Gattungskonventionen gegeneinander ausspielt. Die poetologisch-literaturreflexiven Implikationen der jeweiligen Literatursprache kommen in diesem immer wieder aufblitzenden intertextuellen und interlingualen Schlagabtausch in den Blick. Übersetzungen, Gegenüberstellungen und Crossover der unterschiedlich konnotierten Sprachen werden genutzt, um die poetologischen und konzeptionellen Unterschiede in der lateinischen und mittelhochdeutschen Liebeslyrik in zugespitzter Weise für literarisch versierte Rezipienten sichtbar zu machen und ihnen ästhetisches Vergnügen zu bereiten. Das Signalwort in den Liedern ist der *ludus*, der ganz allgemein das gemeinsame Vergnügen bezeichnet, manchmal konkret das Glückspiel, das Liebesspiel der Geschlechter, aber auch den Vortrag der Lieder und das literarische Spiel. Dabei changiert der lateinisch-gelehrte Blick auf die volkssprachige Lyrik zwischen klarer Hierarchie – das zeigt schon die Anordnung der mittelhochdeutschen Strophen am Ende der lateinischen Lieder und ihr vergleichsweise geringer Anteil am gesamten Codex¹⁰⁹ – und Aner-

108 Vgl. Mecklenburg, Stimme (wie Anm. 105), S. 107: „Walthers weibliche Stimme entpuppt sich also als eine Funktionsstelle in der Poetologie des dichtenden Sängers, mit der er bei der Konstruktion adlig-höfischer Männlichkeit seine Darstellungsmöglichkeiten erweitert.“

109 Kühne (Deutsch (wie Anm. 1); Lyrik (wie Anm. 1), S. 272f.) geht davon aus, dass der Codex Buranus gerade in diesem Abschnitt aus einer zeitlich und räumlich nicht zu weit entfernten Sammlung schöpfte, in der die mittelhochdeutschen Strophen die „Hauptsache“ waren und daher die Lieder vollständig. Die lateinischen Strophen bildeten dazu den „accessus“ für ein gelehrtes Publikum. Dieses Konzept sei von den Redaktoren des Codex Buranus nur noch reduziert wiedergegeben worden. Abgesehen davon, ob man ein solches Szenario für plausibel

kennung als literarischem ‚Gegner‘, der der Auseinandersetzung immerhin für wert befunden wird. Die mittelhochdeutschen Autoren, soweit es sich um Strophen bereits existenter Lieder handelt, kommen allerdings nicht direkt zu Wort. Sie werden von den Verfassern der Lieder bzw. den Redaktoren der Sammlung, die fest in der lateinischen Tradition stehen, lediglich zitiert und die Zitate in einen neuen lateinischen Kontext integriert, so dass von einem echten ‚Dialog‘ freilich nicht die Rede sein kann. Aus germanistischer Sicht sind sie damit allerdings ein ebenso wichtiges wie rares Zeugnis der Rezeption und Wahrnehmung der volkssprachigen Liebeslyrik von ‚außen‘. Im Hinblick auf Walther scheint die Situation jedoch etwas anders, die gegenseitigen Repliken scheinen hier so eindeutig, dass man im Anschluss an Christa Bertelsmeier-Kierst fast an eine gemeinsame Aufführungssituation glauben möchte. Nicht zuletzt das Zeugnis im Rechnungsbuch Wolfgers von Erla und die Indizien für Walthers ‚lateinische‘ Bildung lassen es nicht allzu abwegig erscheinen, dass es solche Kontakte gegeben haben könnte.¹¹⁰ Darüber hinaus stellt sich die grundsätzlichere Frage, ob eine gewisse Konkurrenzsituation zwischen der im lateinischen Gattungsspektrum eher randständigen Liebeslyrik und dem Minnesang, der innerhalb der höfischen Literatur einen prominenten Platz einnahm, zumindest ein Anstoß gewesen sein könnte, dass diese im mittellateinischen Kontext ungewöhnliche und ungewöhnlich umfangreiche Sammlung überhaupt entstand.¹¹¹

hält, erscheint mir diese These aus philologischer Sicht schon deshalb problematisch, weil sie nicht vom tatsächlichen handschriftlichen Befund ausgeht, sondern diesen Teil des Codex Buranus zur schlechteren Kopie einer in dieser Form völlig hypothetischen Vorlage erklärt.

110 Vgl. zu solchen Konvergenzen und Kontaktmöglichkeiten Daniel Pachurka, Walther und der lateinische Dichter Heinrich von Avranches: Eine Konstellation der politischen Lyrik, in: Ricarda Bauschke [u.a.] (Hgg.), Walther (wie Anm. 31), S. 333–351.

111 Manitius (Geschichte (wie Anm. 3), S. 966) resümiert im Hinblick auf die Lyrikhandschriften des 12. und 13. Jahrhunderts: „Aus diesen Sammlungen geht hervor, daß das 12. Jahrhundert mit seiner hohen geistigen Entwicklung auch den Höhepunkt der weltlichen Lyrik bedeutet; wahrscheinlich weil nun die Dichtung in den Nationalsprachen mehr hervortrat und die ältere lateinische von ihr allmählich verdrängt wurde: Rittertum und Minnesang hoben den Klerus und seine lateinische Poesie allmählich aus dem Sattel und das lateinische geschichtliche Gedicht wurde zum historischen Volksliede.“ Vgl. auch Wachinger, Liebeslieder (wie Anm. 12), S. 15.

**die Natüre hin wider sprach:
*Ergo age, communem nobis ulciscere pestem.***

**Natura und der Teufel bei Walter von Châtillon,
Ulrich von Etzenbach und Heinrich von München**

Wie lässt man einen Herrscher adäquat sterben, von dessen beinahe ungetrübter Idealität man ausführlich erzählt hat, dessen unrühmlicher Tod in jungen Jahren gleichermaßen zum historisch verbürgten Stoff gehört? Mit dieser Frage sahen sich Vertreter jenes Traditionszweiges mittelalterlicher Alexanderdichtung konfrontiert, der den Protagonisten überwiegend als vorbildlich tugendhaften König und zuweilen sogar als dauerhaften Günstling einer *fortuna caesarea* inszeniert.¹ In der mittelhochdeutschen Literatur tritt dieses Problem besonders deutlich bei Rudolf von Ems zutage, der in seinem Alexanderroman (um 1250) nicht nur das Bild Alexanders als eines fast makellosen Fortuna-Günstlings zeichnet, sondern darüber hinaus in poetologischen Reflexionen das Gelingen seiner Dichtung an den Erfolg seines Protagonisten bindet und nur deshalb der Aporie oder zumindest einem erzähldramaturgischen Fauxpas entgeht, da sein Roman zu Lebzeiten Alexanders abbricht und Fragment bleibt.²

-
- 1 Vgl. zum Konzept und seiner Übertragbarkeit Wilfried Schouwink, *Fortuna im Alexanderroman Rudolfs von Ems. Studien zum Verhältnis von Fortuna und Virtus bei einem Autor der späten Stauferzeit.* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 212) Göppingen 1977, S. 25–28 und S. 98f., sowie ferner Walter Haug, *O Fortuna. Eine historisch-semanticke Skizze zur Einführung*, in: Walter Haug/Burghart Wachinger (Hgg.), *Fortuna. (Fortuna Vitrea 15)* Tübingen 1995, S. 10f. In der moralisierend-theologischen Alexanderdarstellung hingegen finden sich im Wesentlichen drei mögliche Ursachen für seinen Tod: eine konkrete Sünde (Stolz, Anmaßung, Ungerechtigkeit), sein Wunsch als Sohn Ammons angebetet zu werden sowie Gottes heilsgeschichtlicher Plan, vgl. George Cary, *The Medieval Alexander*. Bearbeitet von D.J.A. Ross. Cambridge 1956, S. 191.
 - 2 Vgl. Florian Kragl, *König Alexanders Glück und Ende in der höfischen Literatur des deutschen Mittelalters im Allgemeinen und bei Rudolf von Ems im Besonderen*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, S. 7–41, bes. S. 38–41. „Oder belässt es Rudolf gar absichtlich bei dem monströsen Fragment, weil er just an jener Stelle, wo Alexanders Ruhm narrativ zu bröckeln be-

Eine spektakuläre Lösung des Problems gelingt wiederum in der lateinischen Literatur Walter von Châtillon mit seiner *Alexandreis* (um 1180), in der er vor allem auf Grundlage der antiken *Historiae Alexandri Magni Macedonis* des Curtius Rufus in zehn Büchern die Lebensgeschichte des makedonischen Ausnahmeherrschers erzählt. Die Umstände seines Todes gestaltet Walter dabei in Form eines Kunstgriffs als Intervention Naturas, die nicht davor zurückschreckt, in die Unterwelt hinabzusteigen, um mit dem Teufel zu komplottieren, der aus Furcht vor dem vorherbestimmten *descensus Christi* bereitwillig kooperiert.³ Mit der Idee zu dieser Episode, die von einer Stelle in Lucans *Pharsalia* inspiriert sein mag,⁴ folgt Walter keiner

gänne und Wunderbares sich in die Handlung einschliche, kein Weiterkommen mehr sieht?“ (ebd., S. 39). Wie stark individuell skalierbar die hier zum Problem geratende Fallhöhe in jeder Stoffbearbeitung ist, zeigt ein Blick auf ein anderes Extrem, den *Straßburger Alexander* (um 1170): Einen Alexander, der – besonders deutlich beim *Iter ad Paradisum* – vor allem von jugendlicher Torheit und Hybris getrieben wird, die der Erzähler unablässig tadelt, trifft der lakonisch berichtete Tod erzähl dramaturgisch keineswegs unvorbereitet; auch wenn er nach der gescheiterten Paradiesfahrt noch einmal geläutert wird und die biblisch verbürgten zwölf Jahre vorbildlich regiert, was die Fallhöhe kurz vor dem Ende zumindest ein wenig in die Höhe schraubt, vgl. Pfaffe Lambrecht (wie Anm. 43), V. 6799–6830, sowie dazu Jan Cölln, Arbeit an Alexander: Lambrecht, seine Fortsetzungen und die handschriftliche Überlieferung, in: Jan Cölln/Susanne Friede/Hartmut Wulfram (Hgg.), *Alexanderdichtung im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen*. (Veröffentlichungen aus dem Göppinger SFB ‚Internationalität nationaler Literaturen‘) Göttingen 2000, S. 162–207, hier S. 202. Ein Panorama der Alexander-Interpretationen in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters bietet Klaus Grubmüller, *Instrumentum Dei, Exemplum vanitatis, Speculum principis*. Interpretations of Alexander in Medieval German Literature: A Survey, in: Markus Stock (Hg.), *Alexander the Great in the Middle Ages. Transcultural Perspectives*. Toronto/Buffalo/London 2016, S. 200–216.

- 3 Vgl. einführend Petra Korte, *Die antike Unterwelt im christlichen Mittelalter. Kommentierung – Dichtung – philosophischer Diskurs*. (Tradition – Reform – Innovation. Studien zur Modernität des Mittelalters 16) Frankfurt am Main 2012, S. 219–236; Petra Korte, *Christlicher Hades und vergilisches Fegefeuer. Die antike Unterwelt in der mittelalterlichen Rezeption*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 42 (2008), S. 271–306; Maximilian Wick, *Kosmogonisch erzählen: Poetische Mikrokosmen in philosophischer und höfischer Epik des Hochmittelalters*. (Mikrokosmos 88) Berlin 2021, S. 178–182; Christine Ratkowsch, *Descriptio Picturae. Die literarische Funktion der Beschreibung von Kunstwerken in der lateinischen Großdichtung des 12. Jahrhunderts*. (Wiener Studien. Beiheft 15. Arbeiten zur mittel- und neulateinischen Philologie 1) Wien 1991, S. 198–206.
- 4 Zu Beginn des zehnten Buches der *Pharsalia* heißt es über Alexander: „isset in occasus mundi devexa secutus / ambissetque polos Nilumque a fonte bibisset: / occurrit suprema dies natuque solum / hunc potuit finem vaesano ponere regi.“ (Lucanus, *Bellum civile*. Der Bürgerkrieg. Hg. und übers. von Wilhelm Ehlers. 2. Auflage. (Tusculum) München 1978, X. 39–42; Übersetzung nach derselben Aus-

direkten Vorlage.⁵ Stattdessen bedient er sich frei assoziierend an der zeitgenössischen integumentalen, d.h. einen eigentlichen Sinn narrativ verhüllenden, Dichtung aus dem Umfeld der so genannten Schule von Chartres, zu deren poetisch-kosmologischen Entwürfen – konkret denen der *Cosmographia* des Bernardus Silvestris (um 1148) und des *Planctus naturae* des Alanus ab Insulis (1160/1170) – er sich mit dieser Episode positioniert, während Alanus' späterer *Anticlaudianus* (1182/1183) in mehrfacher Hinsicht auf die *Alexandreis* antwortet.⁶

Eingang in die mittelhochdeutsche Dichtung findet die Idee eines solchen Komplotts gegen Alexander ein gutes Jahrhundert später bei

gabe: „der Wölbung der Welt folgend, wäre er bis Sonnenuntergang gezogen, hätte die Pole besucht und Nilwasser vom Quell getrunken: da gebot der Todestag ihm Halt, vermochte die Natur doch einzig so dem Größenwahn des Königs ein Ende zu bereiten.“ Vgl. dazu Ratkowitsch, *Descriptio Picturae* (wie Anm. 3), S. 198. Natura ist hier „allerdings kaum personifiziert gedacht“ (ebd.). Vgl. ausführlicher zum Lucan-Bezug Maura K. Lafferty, *Nature and an unnatural man: Lucan's influence on Walter of Châtillon's conception of nature*, in: *Classica et mediaevalia* 46 (1995), S. 285–300. Auf die Parallele zu Iunos Gang in die Unterwelt im vierten Buch der *Metamorphosen* Ovids hat Otto Zwierlein, *Lucubrationes Philologiae*. Band 2: Antike und Mittelalter. Hg. von Rainer Jakobi/Rebekka Junge und Christine Schmitz. (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 72) Berlin/New York 2004, S. 659, Anm. 91, hingewiesen.

- 5 Das soll nicht bedeuten, dass er sich nicht bei ihrer Ausgestaltung unterschiedlicher Vorbilder bedient: So orientiert Walter sich – neben den noch zu thematisierenden philosophischen Epen des 12. Jahrhunderts – vor allem bei der Beschreibung der Unterwelt an Vergils *Aeneis* und beim anschließenden *consilium* der Infernalien wesentlich an Claudians Schmähgedicht *In Rufinum*. Vgl. Korte, *Die antike Unterwelt* (wie Anm. 3), S. 221–223, Korte, *Christlicher Hades* (wie Anm. 3), S. 296 und 300f., und Ratkowitsch, *Descriptio Picturae* (wie Anm. 3), S. 198.
- 6 Das zeigt sich bereits am allegorischen Personal der beiden Epen: Wirkt in der *Alexandreis* eine dem Protagonisten gewogene Fortuna als zentrale Personifikationsallegorie, während Natura, die in ihrer zerstörerischen Absicht „geradezu als Gegenmacht dargestellt [ist]“, nur eine Nebenrolle spielt, „steht“ der *Anticlaudianus* „dazu in einem umgekehrten Verhältnis: Natura“, die einen vollkommenen neuen Menschen schaffen will, „beherrscht die Bühne, Fortuna bleibt am Rande“, vgl. Henning Brinkmann, *Wege der epischen Dichtung im Mittelalter*, in: Henning Brinkmann (Hg.), *Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Band 2: Literatur. Düsseldorf 1966, S. 125, Zitate ebd. Zudem setzt Alanus seinem Konkurrenten im *Anticlaudianus* ein unrühmliches Denkmal: Walter erscheint hier als Maevius neben Nero auf einem Wandgemälde, quasi einer ‚Wall of Shame‘ der missratenen Kreaturen, im Palast der Natura, vgl. Alanus ab Insulis: *Anticlaudianus*, in: Alanus ab Insulis: *Literary Works*. Hg. und übers. von Winthrop Wetherbee. (Dumbarton Oaks Medieval Library 22) Cambridge, Mass./London 2013b, I.166–170, sowie dazu Thomas Gärtner, *Das Urteil des Alanus ab Insulis über die ‚Alexandreis‘ des Walter von Châtillon* (*Anticl. I 166–170*) – ein übersehenes Silvenzitat im ‚Anticlaudian‘, in: *Mittelateinisches Jahrbuch* 35 (2000), Bd. 1, S. 71–76.

Ulrich von Etzenbach, der den Stoff im Wesentlichen auf Grundlage der *Alexandreis* sowie passagenweise im ersten und letzten Buch der *Historia de preliis* zwischen 1270 und 1287 in rund 28.000 mittelhochdeutschen Reimpaarversen wiedererzählt.⁷ Zeichnet Ulrichs Roman prinzipiell eine hohe Vorlagentreue aus, was freilich keinen Verzicht auf umfangreiche *digressiones* bedeutet, weicht er bei der Ausgestaltung dieser Episode doch signifikant von der Vorlage ab.⁸ Dazu montiert er verschiedene, von Walters Selektion abweichend gewählte Elemente der auf dem Nicodemus-Evangelium fußenden Erzähltradition des *descensus Christi* in die Episode ein,⁹ wie sie das

-
- 7 Vgl. einführend zum Roman Claudia Medert, Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach. Studien zur Erzählstruktur und Gattungsproblematik. (Palaestra 287) Göttingen 1989 (zur Episode ebd., S. 102–104) sowie ferner Benedikt Vollmann, Ulrich von Etzenbach, ‚Alexander‘, in: Walter Haug/Burghart Wachinger (Hgg.), Positionen des Romans im späten Mittelalter. (Fortuna Vitrea 1) Tübingen 1991 S. 54–66, und Trude Ehlert, Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte, in: Europäische Hochschulschriften 1.1174 (1989), S. 129–201 (zur Episode ebd., S. 158–160), sowie zur Episode Karl Stackmann, Natura, Leviathan, Alexander. Die Klage über den Helden in der ‚Alexandreis‘ Walters von Châtillon und im Alexanderroman Ulrichs von Etzenbach, in: Carola L. Gottzmann/Roswitha Wisniewski (Hgg.), Ars et Scientia. Studien zur Literatur des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin 2002, S. 95–104. Zur Frage der Datierung ist anzumerken, dass das zehnte Buch recht sicher erst in den 80er Jahren des 13. Jahrhunderts entstanden ist. Vgl. die Diskussion bei Medert, Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach, S. 239f., deren Einwänden gegen Behrs Argumente für eine Sonderstellung von Buch X und eine entsprechende Binnendatierung zuzustimmen ist, was letztlich aber vor allem die Datierung von Buch VII bis IX betrifft – die Arbeit an Buch X verortet Toischer schließlich auch ohne diese These in die 80er Jahre. Vgl. ausführlich zur Datierung Ehlert, Deutschsprachige Alexanderdichtung, S. 129–144, die zum Ergebnis kommt, dass „der bereits von Toischer gesteckte Rahmen 1270 bis 1287 als Entstehungszeit für Ulrichs ‚Alexander‘ nach wie vor plausibel“ (ebd., S. 144) ist. Vgl. weiterführend zum Dichter Ulrich von Etzenbach Birgit Meineke, Krakauer Neufund zum Alexanderroman des Ulrich von Etzenbach, in: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. I. Philologisch-historische Klasse 7 (1999), S. 388–397.
- 8 Behrs Spekulation, dass Ulrich bei der Arbeit am zehnten Buch die *Alexandreis* „nicht mehr zur Hand [hatte], so daß er die Szene aus dem Gedächtnis rekapitulieren mußte und dabei die Akteure verwechselte“, Hans-Joachim Behr, Literatur als Machtlegitimation. Studien zur Funktion der deutschsprachigen Dichtung am böhmischen Königshof im 13. Jahrhundert. (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 9) München 1989, S. 148f., ist unhaltbar und wurde in der Forschung häufig zurückgewiesen. Vgl. Stackmann, Natura, Leviathan, Alexander (wie Anm. 7), S. 100–104, sowie in Bezug auf einen früheren Aufsatz Behrs mit derselben These Medert, Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach (wie Anm. 7), S. 240.
- 9 Zum *descensus* allgemein und seiner Rezeption in mittelhochdeutscher Dichtung vgl. Hans-Wilhelm Rathjen, Die Höllenvorstellungen in der mittelhochdeutschen Literatur. Freiburg im Breisgau 1956 [masch.], S. 103–131.

anonym überlieferte *Compendium Anticlaudianum* (vor 1300)¹⁰ zur christologischen Umformung einer strukturell analogen Szene des alanschen *Anticlaudianus* (1181/1184) verwendet, das wahrscheinlich ebenfalls Einfluss auf Ulrichs Roman hatte.

Vor diesem Hintergrund zielt der vorliegende Aufsatz darauf, die jeweilige Unterweltsepisode in beiden Romanen noch einmal neu auf ihre Position im intertextuellen Geflecht zu befragen. Im Falle der *Alexandreis* geht es dabei vor allem um Walters Konzeptualisierung von Natura, deren Machtbereich er markant gegenüber Bernardus und Alanus erweitert. Die Episode im mittelhochdeutschen Roman ist hingegen – supplementär zu Markus Stocks Überlegungen zu Ulrichs „Poetik der Montage“¹¹ aus Versatzstücken höfischer Dichtung – hinsichtlich Ulrichs poetischen Verfügenkönnen über diese lateinisch-deutschsprachige ‚Gemengelage‘¹² zu befragen, also seiner Arbeit an einem Kulminationspunkt heterogener intertextueller Einflüsse. Ab-

10 Die Angabe kann nur als vager *terminus ante quem* gesehen werden, der gegebenenfalls präzisiert werden könnte. Ochsenbein gibt als früheste erhaltene Textzeugen zwei um 1300 entstandene Handschriften an, verweist auf eine ältere aus dem Kloster Heiligenkreuz, die verlorengegangen ist, vgl. Peter Ochsenbein, *Das Compendium Anticlaudianum*. Eine neu entdeckte Vorlage Heinrichs von Neustadt, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 98 (1969), S. 83, und spekuliert über eine Verfasserschaft des von 1265 bis 1285 urkundenden Gutolf von Heiligenkreuz (vgl. ebd., S. 92, Anm. 2). Vgl. neben Ochsenbeins Beitrag weiterführend zum *Compendium* Christoph Huber, *Die Aufnahme und Verarbeitung des Alanus ab Insulis in mittelhochdeutschen Dichtungen*. Untersuchungen zu Thomasin von Zerclaere, Gottfried von Strassburg, Frauenlob, Heinrich von Neustadt, Heinrich von St. Gallen, Heinrich von Mügeln und Johannes von Tepl. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 89) München/Zürich 1988, S. 202–213.

11 Markus Stock, Alexander in der Echokammer. Intertextualität in Ulrichs von Etzenbach Montagewerk, in: Nikolaus Henkel/Martin H. Jones/Nigel F. Palmer (Hgg.), *Dialoge. Sprachliche Kommunikation in und zwischen Texten im deutschen Mittelalter*. Tübingen 2003, S. 121. Unter ‚Montage‘ versteht Stock das Stellen „tendenziell zueinander passende[r], aber heterogene[r] Teile in einen zu ihnen passenden Kontext, ohne freilich das Herkommen der Elemente zu tilgen und etwaige Brüche aufzufangen“ (ebd., S. 120). Cum grano salis lässt sich das auf Ulrichs anreichernden Umgang mit zusätzlichen Elementen der lateinischen Tradition in der Unterweltsepisode übertragen, auch wenn dieser im Gegensatz zur Arbeit mit dem höfisch-deutschsprachigen Material im Blick auf das Roman ganze einen Sonderfall markiert.

12 Der Konzeptbegriff der ‚Gemengelage‘ soll dem Umstand Rechnung tragen, dass die von Ulrich montierten Elemente einer in ihren Verkehrswegen unüberschaubaren Textlandschaft aus verstreuten Einheiten entspringen, die zwar ein gemeinsames Diskursnetz bilden, deren konkrete Rezeptions- und dabei vor allem Transformationswege jedoch kaum rekonstruierbar und schon gar nicht als einsträngiges Fortschrittsnarrativ aufzufassen sind. Vgl. dazu Wick, *Kosmogonisch erzählen* (wie Anm. 3), S. 174f.

schließlich wird mit Blick auf eine Bearbeitung der *Weltchronik*-Kompilation Heinrichs von München (1394), die umfangreiche Passagen aus dem mittelhochdeutschen Alexanderroman enthält, der Frage nachgegangen, welchen Aufschluss die dort vorgenommenen Modifikationen an dieser Episode über ihr zeitgenössisches Verständnis bieten. Dabei ist es bereits erstaunlich, dass die Episode überhaupt in der *Weltchronik* enthalten ist, wäre sie doch gemäß der Tendenz des Kompilators für eine Streichung regelrecht prädestiniert gewesen. Sie wurde jedoch lediglich durch wenige Kürzungen ‚entschärft‘, die es genauer zu betrachten gilt.

I. Naturas Katabase in der *Alexandreis* als Positionierung im kosmologischen Diskurs

Auf dem Höhepunkt seiner Macht und zugleich durch die Prophezeiung an seinen baldigen Tod gemahnt, verkündet der Makedonenherrscher am Ende des neunten Buches der *Alexandreis* seinen Gefolgsleuten, dass ihm der Erdkreis zu eng sei („nimis est angustus [michi] et orbis“; *Alexandreis*, IX.564).¹³ In der Folge beabsichtige er in die Zuflucht der Antipoden einzudringen („Antipodum penetrare sinus“; ebd., IX.569), eine andere Naturlandschaft zu sehen („aliamque videre / naturam“; ebd., IX.569f.) und seinen Leuten Zutritt zu verborgenen Ländern zu ermöglichen, welche die Natur vor den Völkern zurückhalte („quas Natura removet / gentibus occultas calcabit hoc duce terras“; ebd., IX.574f.). Während die Rede bei den Makedonen Zuspruch findet, bleibt sie auch von der gleich zweimal darin angesprochenen Natur(a) nicht unbemerkt, deren Auftritt als Personifikationsallegorie – nach einer knappen Schilderung der ruhigen Seereise Alexanders – den Eingang des zehnten Buches bildet:

13 Die *Alexandreis* wird hier und im Folgenden inklusive Übersetzung zitiert nach der Ausgabe Walter von Châtillon, *Alexandreis*. Hg. und übers. von Martin Lehmann. (Sammlung Tusculum) Berlin/Boston 2023.

Interea memori recolens Natura dolore
principis obprobrium mundo commune sibique,
qui nimis angustum terrarum dixerat orbem
archanasque sui partes aperire parabat
gentibus armatis, subito turbata verendos
canicie vultus, ylen irata novumque
intermittit opus et quas formare figuras
ceperat, et variis animas infundere membris
turbida deseruit, velataque nubis amictu
ad Stiga tendit iter mundique archana secundi.¹⁴

Das Bild der am Urstoff (*yle*) arbeitenden Natura, der zentralen Personifikationsallegorie der philosophischen Epik des 12. Jahrhunderts, ist deutlich von der *Cosmographia* des Bernardus Silvestris inspiriert, in der er mit der Installation eines allegorischen Instanzenzuges mit Noys an der Spitze und unter ihr Natura, Urania und Physis sowie einer ebenfalls personifizierten Urmaterie Silva die Schöpfung als ‚kosmisches Drama‘ gestaltet. Dem durch weitgehendes Abblenden Gottes als zentraler Schöpfungsinstanz entstehenden virtuellen Machtvakuum begegnet Bernardus mit einer klaren Rollenverteilung, wobei die Gott als erste Emanation am nächsten stehende Noys auf Naturas Bitte hin die Entscheidung zur Kosmogense trifft und auch selbst den Impuls zur Entfaltung des Makrokosmos aus Silva gibt, während die Schaffung des Menschen als Mikrokosmos in den Händen niederer Instanzen liegt: Urania besorgt die Seele, Physis formt den Körper und Natura vereint beide nach dem Vorbild des Makrokosmos.¹⁵

14 Walter von Châtillon, *Alexandreis* (wie Anm. 13), X.6–15: „Zornerfüllt und das ehrwürdige alte Antlitz verzerrt, unterbrach unterdessen die Göttin Natura, in unversöhnlichem Schmerz an die Schande des Fürsten denkend, die dieser der Menschheit und auch ihr selbst mit der Bemerkung zugefügt hatte, der Erdkreis sei ihm zu eng, und mit der Absicht, ihre geheimsten Reiche [10] bewaffneten Völkern öffnen zu wollen, plötzlich ihre Arbeit an der Urmaterie und ließ das neue Werk und die Gebilde, die sie bereits zu formen begonnen hatte, unbearbeitet liegen. Nicht mehr kam sie dazu, den verschiedenen Körpern die Seelen einzuhauchen. Von einem Wolkenschleier verborgen, eilte sie zum Styx und zu den geheimen Gefilden der anderen Welt.“

15 Neben Dronkes Einführung zur lateinischen Ausgabe, Bernardus Silvestris, *Cosmographia*. Hg. von Peter Dronke. Leiden 1978, S. 1–91, nach der die *Cosmographia* im Folgenden zitiert wird, und derjenigen Wetherbees zur englischen Übersetzung, Bernardus Silvestris: *Cosmographia*. Übersetzt und kommentiert von Winthrop Wetherbee. (Records of Civilization: Sources and Studies 89) New York 1990, S. 1–64, sei zur Orientierung auf die Übersicht bei Ruth Finckh, Minor

Im Bild der selbst formenden und beseelenden Natura lässt Walter die in der *Cosmographia* verteilten Aufgaben wieder zusammenfallen und erweitert dadurch – womöglich nach dem Vorbild der Sequenz *O globo veteri* seines Freundes Petrus Blesensis – ihren Machtbereich erheblich gegenüber Bernardus' Konzeption.¹⁶ Dass Walter Natura ihre gestalterische Arbeit unterbrechen und sie direkt ins Weltgeschehen eingreifen lässt, geht wiederum auf die Idee einer moralischen Involviertheit Naturas zurück, wie sie Walters Konkurrent Alanus ab Insulis in seinem *Planctus naturae* entfaltet. In diesem Prosimetrum klagt die *vicaria Dei*, das mit außerordentlichen Kompetenzen ausgestattete zentrale Prinzip der Schöpfung, vor der Dichterfigur über die sexuellen wie grammatischen Verfehlungen der Menschen,¹⁷ die als einzige ihrer Geschöpfe gegen die natürliche Ordnung

Mundus Homo. Studien zur Mikrokosmos-Idee in der mittelalterlichen Literatur. (Palaestra 306) Göttingen 1999, S. 116–155, verwiesen.

- 16 Naturas Aufgabe liegt in der *Cosmographia* in der „corporis et anime formativa concrecio, de celestis ordinis emulatione“ (*Cosmographia*, II.XI.1: ‚formgebende Verbindung von Körper und Seele durch Nachahmung der himmlischen Ordnung‘). Das Bild einer Beseelung, dessen sich auch Petrus Blesensis in seiner Sequenz bedient, findet sich sowohl im zweiten Schöpfungsbericht (vgl. Gn 2,7) als auch in Ovids *Metamorphosen*. Vgl. Carmina Burana. Mit den Miniaturen aus der Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothee Diemer. Hg. von Benedikt Konrad Vollmann. (Deutscher Klassiker Verlag TB 49) 2011, S. 222–227; Publius Ovidius Naso, *Metamorphoses*. Hg. von William S. Anderson. München/Leipzig 2001, I.363f.). Vgl. dazu Wick, Kosmogenetisch erzählen (wie Anm. 3), S. 194–200, bes. S. 198.
- 17 Am nachdrücklichsten betont ihre Machtfülle Beate Kellner, Allegorien der Natur bei Alanus ab Insulis – mit einem Ausblick auf die volkssprachliche Rezeption, in: Bernhard Huss/David Nelting (Hgg.), *Schriftsinn und Epochalität. Zur historischen Prägnanz allegorischer und symbolischer Sinnstiftung*. (Germanisch-romanische Monatsschrift. Beiheft 81) Heidelberg 2017, S. 113–143, für die Naturas selbst behauptete Subordination im Schatten ihrer deutlich ausgewiesenen Potenz als Schöpfungsinstanz im *Planctus naturae* „wie ein nachgetragenes Lippenbekenntnis [wirkt], das unbedingt erforderlich ist, um die Anmaßung, die zweifellos in ihren Worten und ihrem ganzen Auftreten liegt, ‚ex post‘ in Demut zu verwandeln“ (ebd., S. 127). Vgl. mit ähnlichem Tenor Alexandra Urban, Poetik der Meisterschaft in ‚Der meide kranz‘. Heinrich von Mügeln auf den Schultern des Alanus ab Insulis. (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 44) Berlin/Boston 2021, S. 34–37. Weiterführend zu Natura bei Alanus vgl. etwa Christoph Huber, Die personifizierte Natur. Gestalt und Bedeutung im Umkreis des Alanus ab Insulis und seiner Rezeption, in: Wolfgang Harms/Klaus Speckenbach in Verb. mit Herfried Vögel (Hgg.), *Bildhafte Rede im Mittelalter und früher Neuzeit. Probleme ihrer Legitimation und ihrer Funktion*. Tübingen 1992, S. 151–172; Johannes Köhler, Natur und Mensch in der Schrift „De Planctu Naturae“ des Alanus ab Insulis, in: Albert Zimmermann/Andreas Speer (Hgg.), *Mensch und Natur im Mittelalter*, 1. Halbband. (Miscellanea Mediaevalia. Veröffentlichungen des Thomas-Instituts der Universität zu Köln 21/1) Berlin/New York 1991, S. 57–66; Andreas Speer, Kosmisches Prinzip und Maß menschlichen Handelns. Natura bei

verstießen.¹⁸ Natura demonstriert so eine über die Formgebung deutlich hinausgehende moralische Verantwortung als neuen Aufgabenbereich gegenüber der Konzeption bei Bernardus, die – in einem interessanten Zusammenspiel mit Lucans *Natura nocens* – das konzeptuelle Fundament für ihren Zorn über Alexanders Anmaßung in Walters Epos bildet.¹⁹ Damit zurück zur *Alexandreis*:

Nachdem Natura ihre Arbeit am Urstoff unterbrochen hat, macht sie sich auf den Weg in die Unterwelt, um den Teufel Leviathan für ein Mordkomplott gegen Alexander zu gewinnen.²⁰ Auf ihrer Reise, einer

Alanus ab Insulis, in: Albert Zimmermann/Andreas Speer (Hgg.), *Mensch und Natur im Mittelalter*, Bd. 1. (Miscellanea Mediaevalia 21/1) Berlin 1991, S. 107–128; zur personifizierten Natura allgemein einführend Dronke, *Cosmographia* (wie Anm. 15) und George D. Economou, *The Goddess Natura in Medieval Literature*. Cambridge/Mass. 1972.; zur Rolle von Sexualität und Grammatik in Alanus' epischer Dichtung vgl. Jan Ziolkowski, *Alan of Lille's Grammar of Sex. The Meaning of Grammar to a Twelfth-Century Intellectual*. Cambridge 1985.

- 18 Ohne eine direkte Verbindung behaupten zu wollen, lässt sich eine interessante, volkssprachliche Spielart zum alanschen Natura-Konzept bereits im *Annolied* finden: Gottes Zorn über den Verrat Luzifers und den Sündenfall, so heißt es hier, sei umso größer, da „her andere sîni werch sach rechte gên“ (*Annolied*. Hg., übers. und kommentiert von Eberhard Nellmann. (Reclams-Universal-Bibliothek 1416) Stuttgart 2010, 3,4). Die Elemente, Blumen, Bäume, Wildtiere und Vögel „diu é noch havit, / dî emi got van êrist virgab,“ (ebd., 3,17f.) nur der Mensch und der Teufel hätten sich dem widersetzt. Zieht man in Betracht, dass Luzifer im *Planctus naturae* keine Rolle spielt, wäre nur noch der Schritt vom *deus iratus* zur *natura plangens* zu gehen.
- 19 So auch Korte, *Die antike Unterwelt* (wie Anm. 3), S. 223: „Die Natura der ‚Alexandreis‘ ist wie die des ‚Planctus‘ mehr als eine generierende und formgestaltende Kraft, eine opifex Dei im engeren Sinne wie in der ‚Cosmographia‘; sie handelt nun auch in eigenem Interesse, indem sie eine ‚persönliche‘ Schmach für sich und ihr Werk verhindern will. Natura ist eine moralische Institution“. Vgl. zum Lucan-Bezug Lafferty, *Nature and an unnatural man* (wie Anm. 4), bes. S. 289–293. Für Lucan liege „Nature's primary concern with man“ darin, „to protect the boundaries she has established from him. Ambitious rulers attempt to transgress her limits but only incur her wrath. Humanity's only hope is to live within her constraints. Lucan's Nature is not the anthropocentric Nature of the School of Chartres.“
- 20 In den V-Scholien zur *Alexandreis*, die wahrscheinlich denen ähnlich waren, die Ulrich von Etzenbach zur Verfügung standen, wird Leviathan eindeutig als „Luficer uel Sathanas, qui propter superbiam de celo proiectus est“, Walter von Châtillon, Galteri de Castellione *Alexandreis*. Hg. von Marvin L. Colker. (Thesaurus Mundi 17) Padua 1978, S. 478, („Luzifer oder Satan, der wegen Hochmuts aus dem Himmel verbannt worden ist“) identifiziert. Vgl. zu Ulrichs kommentierter Vorlage grundlegend und mit Fokus auf Ms. lat. oct. 74 (Berlin: Staatsbibliothek) Wendelin Toischer, *Ueber die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach*, in: Sitzungsberichte der philologisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 97.2 (1981), S. 342–347, sowie ergänzend zu Cod. 568 (Wien: Nationalbibliothek) Hans Paul, *Ulrich von Eschenbach und seine Alexandreis*. Berlin 1914 [masch.], S. 70–94. Allgemein zur Tradition mittelalterli-

Inversion ihrer im irdischen Paradies endenden Himmelsreise bei Bernardus,²¹ begrüßen sie die Elemente,²² denen Natura befiehlt, nicht (ebenfalls) aus der natürlichen Ordnung auszubrechen („iussit et in nullo naturae excedere metas“; Alexandreis, X.25). Durch die Tore des Erebus, eine Region, die nach dem Vorbild der vergilschen *Aeneis* von den Lastern bewohnt wird,²³ allen voran der namentlich nicht genannten und doch eindeutig identifizierbaren *Avaritia*, der Mutter der anderen Laster („aliorum mater“; ebd., X.33),²⁴ gelangt Natura, die erste Mutter der Dinge („rerum prima parens“; ebd., X.56), zum Inneren der Unterwelt, wo sich der Höhepunkt der Episode ereignet. Kaum hat Leviathan sie bemerkt, unterbricht er wie sie zuvor seine Arbeit, legt, um seine Besucherin nicht zu verschrecken, die Schlangengestalt ab und nimmt seine ursprüngliche Form an, welche die schöpfende Natura ihm gegeben hat („eam ne terreat, ora colubri / ponit et in primam redit assumitque figuram / quam dederat Natura creans“; ebd., X.77–79).

Auch wenn solche Leerstellen bei der Rezeption leicht mit gängigem Wissen vom *casus diaboli* gefüllt werden konnten, kommt Wal-

cher *Alexandreis*-Kommentierung vgl. Corinna Killermann, Die mittelalterliche Kommentierung der *Alexandreis* Walters von Châtillon als Fall von Interpendenz und Selbstkonstituierung, in: Jan Cölln/Susanne Friede/Hartmut Wulfram unter Mitarbeit von Ruth Finckh (Hgg.), *Alexanderdichtung im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen*. (Veröffentlichungen aus dem Göttinger SFB ‚Internationalität nationaler Literaturen‘, Serie A1) Göttingen 2000, S. 299–331.

- 21 In der *Cosmographia* reist Natura mit dem Auftrag den Menschen zu schaffen zunächst hilfesuchend zu Urania, die sie an der Grenze des Firmaments antrifft (vgl. *Cosmographia*. II.III), und zieht mit ihr gemeinsam durch die Himmelssphären zu Physis in den irdischen Paradiesgarten Gramision (vgl. ebd., II.IX). Ist sie hier also schöpfungswillig auf dem Weg durch den Himmel ins Paradies, begibt sie sich in der *Alexandreis* in zerstörerischer Absicht in die Unterwelt; diese Reise bildet damit zugleich das konzeptuelle Gegenstück zur Himmelsreise Prudentias im *Anticlaudianus*, die von Gott eine perfekte Seele für den *homo novus* erbitten will.
- 22 Eine deutliche Anspielung auf den in Naturas Präsenz heftig blühenden Garten Gramision in der *Cosmographia* (vgl. ebd. II.IX.4) sowie die dem Anschein nach zur Feier ihrer Gegenwart sich erneuernden Elemente beim Auftritt Naturas im *Planctus naturae*, vgl. Alanus ab Insulis, *De planctu naturae*, in: Ders., *Literary Works*. Hg. und übers. von Winthrop Wetherbee. (Dumbarton Oaks Medieval Library 22) Cambridge/Mass./London 2013a, IV.3 – im Folgenden zitiert als ‚*Planctus naturae*‘.
- 23 Zum Lasterkatalog und seinen Quellen vgl. Korte, *Die antike Unterwelt* (wie Anm. 3), S. 224–226.
- 24 So auch in den V-Scholien: „Hic describit Auariciam, que est tamquam mater aliorum uiciorum“, Walter von Châtillon, *Alexandreis* (wie Anm. 20), S. 476, „Dies bestimmt Avaricia, die gewissermaßen die Mutter der anderen Laster ist“.

ters knappe Schilderung des Sturzes erstaunlicherweise gänzlich ohne Erwähnung Gottes aus: So ist es Natura, die Leviathan als *Natura creans* seine *figura prima* verliehen hat,²⁵ was sie selbst in prekäre Nähe zum Schöpfergott rückt. Auch wird Leviathan zu diesem an keiner Stelle explizit in Opposition gestellt – der Erzählerbericht erwähnt bloß seine *superbia* (ebd., X.80) und seinen Wunsch, Anteil am Himmel zu haben (vgl. ebd., X.81), während Natura seine Überheblichkeit wie ein eigenwirksames Prinzip für den Sturz verantwortlich macht („quem [...] / [...] tumor etherea deiecit ab arce“; ebd., X.83f.). Zu dieser Konzeption des Sturzes passt auch die Fähigkeit des Teufels, seine ursprüngliche Form eigenständig wieder anzunehmen,²⁶

25 Zur Differenzierung der Natur bei Scottus vgl. etwa Willemien Otten, *The Interplay of Nature and Man in the Periphyseon of Johannes Scottus Eriugena*, in: *Vivarium* 28 (1990), S. 1–16. Alternativ könnte man das Partizip „creans“ statt attributiv beigeordnet auch im Sinne einer Temporaladverbiale („beim Schöpfen“) auffassen. Insofern *creare* nach gängiger Vorstellung des Hochmittelalters Gott vorbehalten war, vgl. Christian Kiening, *Literarische Schöpfung im Mittelalter*. Göttingen 2015, S. 12f., sowie in Rekurs auf Alanus ebd., S. 16f, ginge Naturas Beteiligung an der Schöpfung dann weit über die einer *formatrix* hinaus. Stackmanns Deutung, „[e]in Leviathan/Luzifer ist für Walter ein Geschöpf der Natura so gut wie alles andere Erschaffene“, Stackmann, *Natura, Leviathan, Alexander* (wie Anm. 7), S. 102, erkennt die Brisanz dieser Aussage und wäre eher umzudrehen: Dass Leviathan ein Geschöpf Naturas ist, setzt ihn nicht zwingend auf eine Ebene mit dem Rest der Schöpfung, sondern erhöht die Stellung Naturas. Bei Alanus sind die Engel jedenfalls noch eindeutig nicht von Natura geschaffen. So sind sie im *Planctus naturae* nicht auf Naturas Gewändern zu sehen, vgl. Huber, *Alanus ab Insulis* (wie Anm. 10), S. 360, und scheinen eher mit ihr auf einer Ebene zu stehen; jedenfalls legt das Naturas Analogisierung der kosmisch-himmlichen Ordnung zu einer wohl geordneten *civitas* nahe, bei der den Engeln die Aufsicht über die Menschen („caelestis angelorum exercitus militans administratione vicaria suam homini adhibet diligentem custodiam“; *Planctus naturae*, VI.9) bzw. die schöpferische Mittlerrolle zwischen ihnen und Gott („In hac ergo republica Deus est imperans, angelus operans, homo obtemperans. Deus hominem imperando creat, angelus operando procreat, homo obtemperando se recreat.“; ebd.) zukommt. Luzifer bzw. der Teufel spielt in Alanus’ philosophischer Epik grundsätzlich keine Rolle, wird dafür ausführlich in seiner Schrift *Contra haereticos* thematisiert, vgl. dazu Nikolaus M. Häring, *Die Rolle der Hl. Schrift in der Auseinandersetzung des Alanus de Insulis mit dem Neu-Manichäismus*, in: Albert Zimmermann (Hg.), *Die Mächte des Guten und Bösen. Vorstellungen im XII. und XIII. Jahrhundert über ihr Wirken in der Heilsgeschichte*. (Miscellanea Mediaevalia. Veröffentlichungen des Thomas-Instituts der Universität zu Köln 11) Berlin/New York 1977, S. 315–343. Ihn in der allegorischen Dichtung auftreten zu lassen und das Risiko einer Fehldeutung im Sinne eines Prinzipiendualismus einzugehen, war dem erbitterten Gegner des Neu-Manichäismus womöglich zu riskant.

26 Korte, *Die antike Unterwelt* (wie Anm. 3), S. 230, legt nahe, Leviathans (temporäre?) Fähigkeit mit Naturas zuvor geschilderter belebender Wirkung auf den

die er nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, zur Täuschung nutzt, sondern um der *rerum prima parens* so respektvoll und vorsichtig entgegenzutreten, dass man sich des Anscheins nicht erwehren kann, mit den beiden Urmächten trafen zwei alte, sich gegenseitig wertschätzende Bekannte aufeinander.²⁷

Natura eröffnet ihre Rede mit einem Verweis auf Leviathans Sturz, dessen Konsequenzen sie strategisch mit ihrem Bittgang verquickt. Schließlich habe sie ihm damals die Unterwelt zur Wohnstatt gegeben, als er seine Bleibe im Himmel verloren habe,²⁸ und gewissermaßen, auch wenn Natura das *expressis verbis* nicht sagt, sei er ihr noch etwas schuldig. Neben diesem Winkelzug bemüht sie sich in ihrer weiteren Rede, ihren Konflikt mit Alexander zu einem gemeinsamen Problem zu erklären,²⁹ indem sie seine Triumphe zum kosmi-

Kosmos in ihrer Präsenz zu beziehen und verweist auf eine mögliche Parallelstelle in *De raptu Proserpinae*, vgl. ebd., Anm. 866.

27 Bei Bernardus, der den neuplatonischen *descensus animae* aufwertet, mahnt Urania Natura zu Respekt vor Pluto, vgl. *Cosmographia* (wie Anm. 15), II.VII.12; Korte, *Die antike Unterwelt* (wie Anm. 3), S. 295.

28 Vgl. Walter von Châtillon, *Alexandreis* (wie Anm. 13), X.85–87: „ad te confugio tandem miserabilis, ad te, / quem, ne nulla tibi peridenti sydera sedes / esset, in hac saltim terrarum nocte recepi.“ („[B]ei dir, den ich wenigstens in diesem Dunkel der Erde aufgenommen habe, damit du nach dem Verlust deines himmlischen Wohnsitzes nicht ohne Zuhause bist, suche ich klagend zuletzt meine Zuflucht“.) Die Unterwelt wirkt in Naturas Darstellung weniger als Strafort für den gefallenen Engel denn als seine Notunterkunft, was mit Blick auf zeitgenössische Vorstellungen befremden mag, vgl. Hans-Werner Goetz, *Gott und die Welt. Religiöse Vorstellungen des frühen und hohen Mittelalters*. Teil 1, Bd. 2: II. Die materielle Schöpfung: Kosmos und Welt. III. Die Welt als Heilsgeschehen. (Orbis mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 13/2) Berlin 2012, S. 116–118. Zudem bleibt unklar, ob es sich bei der Aufnahme in die Unterwelt um eigenmächtiges Handeln Naturas handelt, das mit Gottes strafender Absicht konfligierte. Vgl. vorsichtiger Lafferty, *Nature and an unnatural man* (wie Anm. 4), S. 295, Anmerkung 28, die zwar „some lurking irony or criticism implicit in the close connection between Nature and Leviathan“ vermutet, jedoch mit Verweis auf die Kommentartadition zum *Timaios* und zur *Consolatio Philosophiae* asseriert, das Verhältnis sei „consistent with other medieval perceptions of Nature’s relation to the devil“.

29 Sie trage ihm „communes hominumque deumque querelas“ (Walter von Châtillon, *Alexandreis* (wie Anm. 13), X.88: „alle gemeinsamen Klagen von Menschen und Göttern“) vor. Man könnte diesen Schulterschluss zwar mit dem Theologem einer gemeinsamen Dienstbarkeit Naturas und des Teufels gegenüber Gott erklären, das wird aber gerade nicht explizit gesagt und verfehlt die Pointe des Textes, der Gottes Rolle in der Episode sowie seine Beziehung zu Natura und Leviathan im Nebulösen hält – „[t]his is no divine conspiracy, nor is it divinely approved“ (Cary, *The Medieval Alexander* (wie Anm. 1), S. 192). Zum Theologem der Dienstbarkeit der Teufel vgl. Rathjen, *Höllenvorstellungen* (wie Anm. 9), S. 157–196; Goetz, *Gott und die Welt* (wie Anm. 28), S. 117.

schen Krieg gegen die Elemente stilisiert und eine Belagerung des Paradieses sowie Alexanders Eindringen in das Reich der Antipoden und das Chaos in Aussicht stellt.³⁰ Zuletzt appelliert sie noch an Leviathans Ehre als Vertreiber des ersten Menschen aus dem Paradies, dessen Ruhm in Gefahr wäre, wenn ein Mensch wie Alexander aus eigener Macht dort wieder eindringen könne. Wie schon zu Beginn der Rede spielt Gott auch in ihrem weiteren Verlauf nur implizit eine Rolle und erscheint als bloße Leerstelle, die zwar problemlos bei der Rezeption gefüllt werden kann, aber gerade durch die Aussparung Raum für sein „Kabinettstück poetischer Uneindeutigkeit“³¹ lässt. Die Akteure sind eine schöpfungsmächtige Natura, deren gute Absicht die Schöpfungsordnung zu bewahren als solche außer Frage steht und deren Mittel schlicht nicht hinterfragt werden, sowie ein moralisch ambiger Teufel, von dessen Verderbtheit nur ansatzweise erzählt wird und den der Text stattdessen nach geschickter Überzeugungsarbeit als umso willigeres *instrumentum Naturae* inszeniert.³² Er ist Vater der Sünden, aber zugleich auch ihr Bestrafer, worauf der Appell Naturas am Ende ihrer Rede, Alexander als Widersacher der kosmi-

30 Dass Walter den Begriff *chaos* zur Bezeichnung der Unterwelt verwendet, vgl. etwa Walter von Châtillon, *Alexandreis* (wie Anm. 13), X.132, während in der *Cosmographia* – mit deutlichem Bezug zu Ovids *Metamorphosen*, Ovid, *Metamorphosen* (wie Anm. 16), l.5–9 – die ungeformte Urmaterie *Silva* noch unter diesem Namen firmiert, vgl. etwa *Cosmographia*, l.l.18, lässt sich mit dem bereits deutlich moralisierenden Gebrauch im *Planctus naturae* erklären: So führt Natura hier den Riss in ihrem Kleid darauf zurück, dass die Menschen zwischen ihr und ihnen ein „maximum chaos dissensionis“, Alanus ab Insulis, *De planctu naturae* (wie Anm. 22), VIII.24, bewirkt hätten. Die spätere Rede von einem „nocturnum[] chaos fraudis“, ebd., XI.14 findet womöglich Nachhall in der Beschreibung von Proditios Heimkehr in die Unterwelt, vgl. Walter von Châtillon, *Alexandreis* (wie Anm. 13), X.167.

31 Korte, *Die antike Unterwelt* (wie Anm. 3), S. 326.

32 Insofern der Text sowohl Leviathan wie Natura in einer moralischen Schwebe hält, kann gerade nicht beobachtet werden, dass „[d]ie zunächst ins Recht gesetzte Natur [...] sich ins Unrecht [setzt], indem sie Leviathan zu einem Verbrechen anstiftet, auch wenn es sich – angesichts der Beschädigung der Schöpfung – als gerechtfertigter Mord an einem Welttyrannen darstellt“ (Manfred Kern, *Weltflucht. Poesie und Poetik der Vergänglichkeit in der weltlichen Dichtung des 12. Bis 15. Jahrhunderts*. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 54) Berlin/New York 2009, S. 326). Jedenfalls ist das nicht die Perspektive des Textes, der dem „Paradox [...] entgeht“, „[d]ass die Strafe für die (destruktive) Überschreitung, die Alexander begeht, selbst nur als Vergehen gegen das Tötungsverbot gedacht werden kann, [...] indem er die transzendente Perspektive mehr oder weniger konsequent ausblendet“ (ebd. S. 327).

schen Ordnung und damit als wahres Übel zu bestrafen,³³ noch einmal deutlich hinweist.

Zu diesem Zweck beruft Leviathan ein höllisches *consilium* ein, um seinen Schergen die Gebote der Göttin („*mandata deae*“; Alexandreis, X.127) mitzuteilen, die er mit einem eindrücklichen Bild der drohenden Eroberung des Hades durch Alexander anreichert und um einen Hinweis auf den zu seinem Grausen vorherbestimmten („*in fatis*“; ebd., X.134) *descensus Christi* ergänzt, der mit seinem Kreuzestriumph („*triumphali ... ligno*“; ebd., X.139) die Hölle unvermeidlich bezwingen werde. Dabei bleibt es offen, ob Leviathan Alexander fälschlich für den Messias hält,³⁴ dessen triumphale Höllenfahrt nach

-
- 33 Gewissermaßen rahmen ihre Ansprache Leviathans als „*Scelerum [...] ultor*“ (Walter von Châtillon, Alexandreis (wie Anm. 13), X.82: „Rächer der Sünden“) und ihr Aufruf, „*communem nobis ulciscere pestem*“ (ebd., X.101: „nimm Rache an der uns gemeinsamen Geißel“), mit der *figura etymologica ultor – ulciscere* Naturas Rede und bringen ihr Bild des Teufels als Funktionsträger im Kosmos auf den Punkt.
- 34 Vgl. mit dieser Deutung Korte, Christlicher Hades, S. 299: „Leviathan erkennt fälschlich in Alexander den gefürchteten Aggressor. Walter fügt an dieser Stelle einen heilsgeschichtlichen Durchbruch ein, indem er den Abstieg Christi in die Hölle und seinen Sieg über Tod und Teufel als eine Bestimmung des *fatum* einfließen lässt – eine eigenwillige Verbindung christlicher und heidnisch-antiker Vorstellungen. Wie schon einmal begehrt Leviathan gegen die (göttliche) Fügung auf und übersieht in seinem Plan die Diskrepanz, die sich ergäbe, würde Natura als *vicaria Dei* ihn mit der Vernichtung des Menschen beauftragen, der zum Sieg über ihn vorherbestimmt ist.“ Vgl. mit demselben Tenor Korte, Die antike Unterwelt (wie Anm. 3), S. 233f., sowie Ratkowitsch, *Descriptio Picturae* (wie Anm. 3), S. 199f., vorsichtig Meinolf Schumacher, *Catalogues of Demons as Catalogues of Vices in Medieval German Literature*, in: Richard Newhauser (Hg.), *In the Garden of Evil. The Vices and Culture in the Middle Ages. (Papers in mediaeval studies 18)* Toronto 2005, S. 288, und mit gegenteiliger Meinung Stackmann, Natura, Leviathan, Alexander (wie Anm. 7), S. 97, Lafferty, Nature and an unnatural man (wie Anm. 4), S. 297, und Vollmann, Ulrich von Etzenbach (wie Anm. 7), S. 61, Anm. 20: „Bei Walter wie bei Ulrich maßt sich Alexander in den Augen Satans/Leviathans die Rolle des Höllenbezwinners Christus an; damit wird Alexander in die Nähe des Antichrist gerückt.“ Die Entscheidung ist letztlich davon abhängig, wie man das Persius-Zitat – „*nascenti occurrere morbo*“, Walter von Châtillon, Alexandreis (wie Anm. 13), X.140: „tretet [...] dem Unheil schon in seinen Anfängen entgegen“; vgl. Persius, *Satiren*. Hg. und übers. von Niklas Holzberg. Berlin/Boston 2022, 3.64: „*venienti occurrere morbo*“, sowie dazu Klaus Fetkenheuer, *Die Rezeption der Persius-Satiren in der lateinischen Literatur. Untersuchungen zu ihrer Wirkungsgeschichte von Lucan bis Boccaccio. (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters)* Bern 2001, S. 169, Anm. 305 – versteht, mit dem Leviathan den abschließenden Aufruf zum Präventivschlag gegen Alexander einleitet. Geht man nicht von einer Verwechslung aus, lässt sich die Interpretation genau umdrehen: Alexander wird bereits von Natura als Störer der Heilsgeschichte dargestellt, insofern er mit der Eroberung des Paradieses bis zu einem gewissen Grad den Sündenfall gewaltsam rückgängig machen kann; Leviathan sähe ihn

dem apokryphen Nicodemus-Evangelium den Bezugspunkt bildet,³⁵ oder er bloß – und ganz im Interesse einer stetig verlaufenden Heilsgeschichte – den Triumph eines Progonen Christi verhindern möchte. Seine Zuhörer sind in jedem Falle überzeugt und sofort meldet sich Proditio freiwillig, um Alexander mit einem Giftmord auszuschalten, für dessen Ausführung sie mit Antipater auch gleich einen kompetenten Handlanger weiß. Unter Jubel der Höllenscharen bricht die nun von den Infernalen als umsichtig („provida“; ebd., X.161) und von der Erzählstimme als eifrig („studiosa“, ebd.) bezeichnete Proditio nach

zusätzlich als jemanden, der Christus bei seiner Höllenfahrt ebenfalls mit Gewalt zuvorzukommen vermag und verhindert mit seinem Komplott diese als möglich imaginierte Interferenz – freilich nicht aus Interesse an der Heilsgeschichte, sondern bloß, um die Schmach zu verhindern, dass ein sterblicher Progone Christi ihn bezwingt. Das Motiv ‚Alexander als vermeintlicher *novissimus Adam*‘, der die Rückkehr ins Paradies ermöglicht, begegnet in Ulrichs Roman sogar noch ein zweites Mal, als ihn ein weiser Heide für den in der „schrift“, Ulrich von Eschenbach, Alexander. Hg. von Wendelin Toischer. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart und Tübingen 1888. Hildesheim/New York 1974, V. 25285 – im Folgenden zitiert als ‚Alexander‘ (wie Anm. 34), prophezeiten Erlöser des Paradieses hält, das Alexander trotz aller Mühen jedoch nicht erreichen kann, vgl. Claudia Medert, Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach (wie Anm. 7), S. 104.

- 35 Mit der Rede vom Nicodemus-Evangelium sei hier stets der zweite Teil in der lateinischen Redaktion A sowie deren Rezeption gemeint. Vgl. dazu sowie zur Rezeption in der frühmittelhochdeutschen Dichtung Jef Jacobs, Der Descensus ad Inferos als Bericht und Exempel in frühmittelhochdeutscher religiöser Dichtung, in: Amsterdamer Beiträge zur Germanistik 26 (1987), S. 14–34. Verwendet wird die Ausgabe: Evangelii Nicodemi Pars Altera sive Descensus Christi ad Inferos. Latine A. In: Evangelia Apocrypha. Adhibitis Plurimis Codicibus Graecis et Latinis Maximam Partem Nunc Primum Consultis atque Ineditorum Copia Insignibus. Hg. von Constantin Tischendorf. Leipzig 1853, S. 368–395. Falls Walter sich hier nicht bloß allgemein aus dem in der lateinischen und den volkssprachigen Traditionen verbreiteten Stoff bedient, könnte man eine Parallele zwischen Leviathans Rede vom *descensus* „triumphali [...] ligno“, Walter von Châtillon, Alexandreis (wie Anm. 13), X.139, und Adams Aufforderung an den siegreichen Christus sehen: „pone domine signum in inferno victoriae crucis tuae“, Nicodemus-Evangelium, VIII.1: ‚stelle, oh Herr, in die Hölle das Zeichen deines siegreichen Kreuzes‘. Auch Naturas Argument, der Teufel könne seinen Ruhm als Vertreiber der Menschen aus dem Paradies verlieren, vgl. Walter von Châtillon, Alexandreis (wie Anm. 13), X.102–104, wenn Alexander es zurückeroberte, könnte vom apokryphen Text inspiriert sein. Hier sagt Inferus zu Satan: „O princeps Satan, possessor clavium inferorum, illas tuas divitias quas acquisieras per lignum praevaricationis et paradisi amissionem, nunc per lignum crucis perdidisti, et periit omnis laetitia tua“, Nicodemus-Evangelium, VII: ‚Oh Fürst Satan, Schlüsselherr der Hölle, jene deine Reichtümer, die du durch das Holz der Sünde und den Verlust des Paradieses errungen hast, hast du nun durch das Holz des Kreuzes verloren und all deine Freude ging zu Grunde.‘

Sizilien auf,³⁶ gibt dort Antipater den Auftrag und kehrt zum Ende der Episode in die Unterwelt zurück, ehe der Erzählfokus wieder auf den zum Sterben verdamnten Alexander gelegt wird.³⁷

II. Ein falscher Messias und ein prekärer Anruf – die Episode bei Ulrich von Etzenbach

Die Alanus-Rezeption und mit ihr das Denken mit der Personifikationsallegorie Natura setzen in der mittelhochdeutschen Dichtung zwar bereits im frühen 13. Jahrhundert ein,³⁸ als ansatzweise konturierte Figur zeichnen Natura vor Frauenlob und dann im 14. Jahrhundert Heinrich von Neustadt und Heinrich von Mügeln in der deutsch-

-
- 36 Wie Leviathan wird auch Proditio deutlich aufgewertet und moralisch nahezu ambig gehalten, insofern an dieser Stelle – anders als bei Claudians Allecto – von ihrer Verderbtheit keine explizite Rede ist.
- 37 Zu Alexanders Tod und der selbst in Aussicht gestellten Apotheose vgl. im Kontext der Höllenepisode zwischen angemäßer Christus-Rolle und betonter Lucifer-Parallele Ratkowitsch, *Descriptio Picturae* (wie Anm. 3), S. 201–206 sowie ferner Kern, *Weltflucht* (wie Anm. 32), S. 320f.
- 38 Vgl. grundlegend Huber, *Alanus ab Insulis* (wie Anm. 10). Die Studie ist für das Thema der Alanus-Rezeption in der mittelhochdeutschen Literatur nach wie vor wegweisend und wurde von jüngeren Arbeiten produktiv weitergedacht und ergänzt. Vgl. beispielsweise mit Blick auf Heinrich von Neustadt Jan Stellmann, *Figura μετάλημψις a posterioribus ad priora*. Ästhetik der Epigonalität in Heinrichs von Neustadt Gottes Zukunft, in: Anna Chalupa-Albrecht/Maximilian Wick (Hgg.), ‚Wo die Epigonen wohnen‘. Epigonalität in mediävistischer Perspektive. (Mikrokosmos 86) Berlin 2020, S. 197–25; Magdalena Butz, *Heinrichs von Neustadt »Gottes Zukunft«. Erzählen vom Heil in der Volkssprache*. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 153) Wiesbaden 2023; Magdalena Butz, *Alanus sach daz wunder*. Zu Status und Funktion der Anticlaudianus-Paraphrase bei Heinrich von Neustadt, in: Frank Bezner/Beate Kellner (Hgg.) unter Mitarbeit von Magdalena Butz und Alexandra Urban, *Alanus ab Insulis und das europäische Mittelalter*. Paderborn 2022, S. 301–338; zu Frauenlob vgl. Margreth Egidi, *ir willekür ist mir zu starc – litis audet excitare tumultum*. Zur literarischen Inszenierung von Macht, Herrschaft und Willensfreiheit in Frauenlobs *Minne und Welt* und Alans *Planctus Naturae*, in: ebd., S. 271–299; Beate Kellner, *Frauenlobs Marienleich*. Erotisierung – Kosmisierung – Vergöttlichung der Mariengestalt, in: ebd., S. 217–269; zu Heinrich von Mügeln vgl. Urban, *Poetik der Meisterschaft* (wie Anm. 17); zu Heinrich von St. Gallen vgl. Magdalena Butz, *Maria an der Grenze zwischen Transzendenz und Immanenz. Überlegungen zur Rezeption des Alanus ab Insulis in Heinrichs von St. Gallen Marienleben*, in: Oliver Bach/Annika von Lüpke/Tabea Strohschneider (Hgg.), *Limina: Natur – Politik. Verhandlungen von Grenz- und Schwellenphänomenen in der Vormoderne*. Berlin/Boston 2019, S. 63–92; zu Gottfried von Straßburg vgl. Michael Seggewiss, *»Natur« und »Kultur« im Tristan Gottfrieds von Straßburg*. (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte) Heidelberg 2012, und ferner zur Kosmogogenese Wick, *Kosmogenetisch erzählen* (wie Anm. 3) sowie zur Mikrokosmos-Idee Finckh, *Minor Mundus Homo* (wie Anm. 15).

sprachigen Literatur allerdings nur Heinrich von dem Tûrlîn und Ulrich von Etzenbach. Während Natura in Heinrichs *Crône* wohl ohne eine direkte Vorlage ihr „Debüt [...] in der deutschen Literatur“ gibt,³⁹ rührt ihr kurzer Auftritt bei Ulrich eindeutig von der Episode in der *Alexandreis*, die er jedoch frei umgestaltet. Dass Ulrich dabei Naturas Rolle klein hält, lässt sich mit einer Orientierung auf sein Publikum hin erklären, das, falls es nur die deutschsprachige Tradition kannte, in die er sich in aller Deutlichkeit stellt,⁴⁰ mit dem konzeptuellen Hintergrund der *vicaria Dei* eher nicht vertraut war.⁴¹

In jedem Fall ist Ulrichs Umformung der Episode im Unterschied zur Gestaltung Walters kaum primär als Positionierung im kosmologischen Diskurs zu verstehen. Vielmehr stellt sie eine geschickte, gegebenenfalls etwas gewagte Montage aus Elementen der Vorlage mit solchen aus der Tradition des *descensus Christi* dar, die bereits Einfluss auf die *Alexandreis* sowie den *Anticlaudianus* und stärker noch das *Compendium Anticlaudianum* hatte,⁴² welche wiederum selbst Rezeptionsspuren im mittelhochdeutschen Roman hinterlassen haben. Ulrich greift also neben der *Alexandreis*, die das ‚Gerüst‘ der Handlung liefert, direkt auf jene Bausteine zurück, die der *descensus*-Anspielung seiner Vorlage zugrunde liegen, und arrangiert sie im Rekurs auf andere Transformationen der intertextuellen Gemengelage rings um Walters Epos.

Auch im mittelhochdeutschen Roman befindet sich Alexander im zehnten Buch auf dem Höhepunkt seiner Macht, als er nach dem Sieg über Porus, der Meerfahrt und dem Himmelsflug seine „wîsen meister“

39 Huber, Alanus ab Insulis (wie Anm. 10), S. 372. Bei Hartmann von Aue oder Wolfram von Eschenbach spielt um die Jahrhundertwende Natura noch keine Rolle – Ersterer arbeitet in seinen Artusromanen den Topos der *Natura formatrix* bei verschiedenen *descriptiones* gegenüber den französischen Vorlagen sogar noch gezielt um und findet mit seinem Alternativkonzept eines *Deus formator* Nachfolger wie Wirnt von Grafenberg, vgl. Wick, Kosmogonisch erzählen (wie Anm. 3), S. 200–212 und S. 271f.

40 Vgl. Stock, Alexander in der Echokammer (wie Anm. 11) und ders., Vielfache Erinnerung. Universaler Stoff und partikuläre Bindung in Ulrichs von Etzenbach *Alexander*, in: Jan Cölln/Susanne Friede/Hartmut Wulfram (Hgg.) unter Mitarbeit von Ruth Finckh, Alexanderdichtung im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen. (Veröffentlichungen aus dem Göttinger SFB ‚Internationalität nationaler Literaturen‘, Serie A1) Göttingen 2000, S. 407–448.

41 Vgl. Ehlert, Deutschsprachige Alexanderdichtung (wie Anm. 7), S. 158.

42 Zur Umgestaltung der Unterweltsepisode im *Compendium* vgl. Huber, Alanus ab Insulis (wie Anm. 10), S. 208f., sowie Butz, Erzählen vom Heil (wie Anm. 38), S. 91.

(Alexander, V. 24834) nach dem Eingang in die Unterwelt fragt, welche ihm zu seinem Unbehagen „noch dienst verbære“ (ebd., V. 24838). Die Weisen erklären ihrem Herrscher zunächst, dass dort – in der „helle“ (ebd., V. 24849) – nur die beim Höllensturz aus dem Himmel verbannten „helschen kint“ (ebd., V. 24842) lebten und man lebendig nicht dahin kommen könne. Doch so leicht lässt Alexander sich nicht ausbremsen und wird so nach weiterem Drängen und Drohen über Leviathan und seine „portenære“ (ebd., V. 24866), die Laster, aufgeklärt, welche ähnlich wie in der *Alexandreis* katalogartig aufgezählt werden.⁴³ Nachdem man ihm erneut von einem Besuch in der Unterwelt abgeraten hat, beschließt Alexander kurzerhand einen Weg zu finden, wie er „die unwerden / mac bringen ûf die erden“ (ebd., V. 24933f.) und „mit strîtes sachen / ir frî die werlt machen“ (ebd., V. 24935f.) kann. Nicht nur sein Kenntnisstand vor dem höllischen Intermezzo ist also nach dem Gespräch ein anderer als bei Walter, auch Alexanders Motivation hat sich grundlegend geändert und scheint nur noch mittelbar moralisch verwerflich.⁴⁴

Die Initiative zur Beseitigung des unliebsamen Emporkömmlings geht in Ulrichs Bearbeitung vom Teufel aus, dem Alexanders Trachten „ungemach“ (ebd., V. 24941) ist und der von der Gefahr zunächst „sînen gesellen“ (ebd., V. 24942) und bald darauf auch dem von ihm als „hôchgelobter got“ (ebd., V. 24957) angesprochenen Schöpfer warnt, der ihn und die Seinen „behüeten dirre nôt“ (ebd., V. 24958) könne. In seiner Rede lassen sich deutliche Anleihen an Naturas Klage

43 Vgl. zum Katalog der Laster Schumacher, *Catalogues of Demons* (wie Anm. 34), S. 285f. Wie in der Vorlage ist es auch hier die *Avaratia* bzw. die bei Ulrich explizit genannte *Gitikeit*, der als „aller schanden ein wurzel breit“, ‚Alexander‘ (wie Anm. 34), V. 24874, eine privilegierte Stellung zukommt. Ihre Beschreibung (ebd., V. 24873–24924) bildet sowohl den Auftakt wie den Abschluss des Katalogs und orientiert sich neben der Vorlage wohl auch an Mustern aus der mittelhochdeutschen Dichtung. Auffällig ist dabei eine Parallele zum *Straßburger Alexander*, Pfaffe Lambrecht, *Alexanderroman*. Hg., übers. und kommentiert von Elisabeth Lienert. (Reclams-Universal-Bibliothek 18508) Stuttgart 2007, V. 6715–6730, die jedoch zu uneindeutig ist, um eine direkte Beziehung anzunehmen. Wahrscheinlicher ist, dass beide Texte sich gängiger Topoi bedienen.

44 So auch Schumacher, *Catalogues of Demons* (wie Anm. 34), S. 288: „If any type of paradigm shift is recognizable here, then it is less a question of a shift from conquest to discovery than a question of a shift from conquest to the improvement of the world. Alexander is determined to liberate the world from evil and it is precisely here that he transgresses the boundaries set for him by nature. [...] In Leviathan's erroneous fear that Alexander could be the promised Messiah who will destroy hell, there is a suggestion, couched in biblical language, of the idea that only God has the right to annihilate the evil in the world.“ Vgl. mit ähnlichem Tenor Medert, *Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach* (wie Anm. 7), S. 103.

in der Unterwelt sowie an seine eigene Ansprache auf dem *consilium* bei Walter beobachten: So listet Leviathan Alexanders militärische Siege gegen Darius und Porus auf, verweist auf seine Meerfahrt sowie seinen Greifenflug und stellt, nachdem er Gott direkt adressiert hat, die Möglichkeit in den Raum, dass Alexander nach seinem Reich noch das Paradies bedrängen, also – in umgekehrter Reihenfolge gegenüber der Vorlage – zunächst der Hölle und dann dem Himmel zum Problem geraten könne.⁴⁵ Zuletzt kommt der Teufel wie in der *Alexandreis* auf den bevorstehenden *descensus Christi* zu sprechen, den er hier ebenfalls mit der Gefahr in Verbindung setzt, die von Alexanders Ambitionen ausgeht. Dabei formuliert Leviathan weder eine Bitte noch einen Appell; vielmehr versucht er Gott – ähnlich wie in der *Alexandreis* Natura ihn – davon zu überzeugen, dass es in seinem eigenen Interesse wäre, den Makedonen aufzuhalten, der „wider der natûre gebot“ und damit zugleich „wider got“ (ebd., V. 24945f.) lebe.

Eine direkte Reaktion Gottes auf die von Leviathan geschickt aufgebaute Drohkulisse bleibt aus.⁴⁶ Stattdessen rüsten die höllischen Heerscharen „gegen Alexandrô ze wer“ (ebd., V. 24986) und halten Kriegsrat. Ehe es zur offenen Konfrontation oder einem transzendent-immanenten Mordkomplott kommen kann, beklagt Leviathan noch einmal gegenüber Natura Alexanders „unmâze“ (ebd., V. 24991) und fordert sie, die „man“ ihren Widersachern „sach [...] ie ende geben“ (ebd., V. 24994), auf, sich Alexanders Frevel zu Herzen zu nehmen. Anders als Gott reagiert seine Stellvertreterin umgehend, wiederholt Leviathans dem Schöpfer gegenüber vorgebrachtes Argument – „sît daz er wider mîn gebot / lebt, sô lebt er wider got“ (ebd., V. 25000) – und verspricht: „sît er mir bricht die mâze, / bevinden ich iuch das lâze, / daz ich sîn leben ende / und schier sîn hôchvart wende.“ (ebd., V. 25001–25004) Wie bei der Rede der Proditio in der *Alexandreis* bricht schließlich Jubel in der Hölle aus und der Teufel er-

45 „ist daz er betwinget mich, / er beginnet lihte suochen dich. / er enlæst des niht in allen wîs, / ern werbe umb dîn paradîs, / ob duz wendest niht in zît“ („Alexander“ (wie Anm. 34), V. 24959–24963).

46 Entsprechend ist es unverständlich, wenn Cary, *The Medieval Alexander* (wie Anm. 1), S. 193, schreibt, Ulrich hätte „some sanction from God“ für das Komplott gegen Alexander für nötig befunden und in einem „approval of God“ realisiert, wo er doch selbst feststellt, dass „God neither intervenes on his behalf nor opposes him [Leviathan; M.W.]“.

klärt vorfreudig, dass er bereits einen besonderen Platz für Alexander im Auge hat.⁴⁷

Zu den auffälligsten Änderungen gegenüber der Vorlage zählen gewiss Leviathans Initiative, die in der Konsequenz fehlende Katabase Naturas sowie ihre insgesamt stark modifizierte Rolle: Natura tritt nicht mehr als direkte Gesprächspartnerin auf, sondern als numinose Macht, die wie Gott angerufen werden kann, „ex machina“⁴⁸ antwortet und in der gleichen Weise eine Lösung präsentiert. Dabei rückt Ulrich weder Natura eindeutig in die Position eines *instrumentum diaboli*⁴⁹ noch den Teufel in die eines *instrumentum naturae* bzw. mittelbar *instrumentum dei*, wie es bei Walter der Fall ist. Das liegt unter anderem am zweiten Teil des *consilium*, auf dem sich vor Naturas Eingreifen eine Alternative bietet, die bei Walter nicht angelegt ist und für die keine Beteiligung durch Natura oder Gott notwendig wäre: ein Kriegszug der Hölle gegen Alexander. Eine solche Vorstellung könnte Ulrich aus Alanus' *Anticlaudianus* oder der heilsgeschichtlich perspektivierten Prosawiedererzählung, dem *Compendium Anticlaudianum*, übernommen haben, das wohl im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts auch Heinrich von Neustadt als Vorlage für weite Strecken seiner christologisch überformten Wiedererzählung *Von Gottes Zukunft* dient. Alle drei Texte erzählen von der Schaffung eines vollendeten Menschen, eines *homo novus*, die ein *consilium* in der Unterwelt nach sich zieht, auf dem zum Krieg gegen diese Bedrohung aufgerufen wird, der mit dem Sieg des *homo novus* endet. Dass die Episode bei Alanus und seinen Bearbeitern grundsätzlich Ähnlichkeiten mit dem Höllenkonzil bei Walter und Ulrich hat, liegt mit Sicherheit an der gemeinsamen Vorlage Alanus' und Walters, der Schmähdichtung *In Rufinum* des spätantiken Dichters Claudian, auf den sich der Titel des *Anticlaudianus* im Sinne einer „Umkehrung der

47 Im Anschluss folgt eine *moralisatio*, in der der Erzähler noch einmal mit Verweis auf den „auctor“ das Argument wiederholt, dass „wer wider die natüre sündet / und wer wider ir ordenunge strebt, / daz der wider got lebt“ („Alexander“ (wie Anm. 34), V. 25019–25022). Daraufhin hebt er zum Gebet an, wobei er Gott genau wie Leviathan als „hōchgelobter got“ (ebd., V. 25029) anruft und ihn darum bittet, die Gläubigen „ūf die strāze / des rehten und der māze“ (ebd., V. 25028f.) zu führen, „daz der arge Lêviathân, / der uns ze allen zîten drœt, / nimmer werde an uns erfrœt“ (ebd., V. 25033–25038). Bedenkt man, dass die Höllischen nur wenige Verse zuvor „der rede“ Naturas, in der sie ihre Mordabsicht verkündet hat, „wurden frô“, ist das eher eine Warnung vor ihr als vor dem Teufel.

48 Stackmann, Natura, Leviathan, Alexander (wie Anm. 7), S. 103.

49 Vgl. Ehlert, Deutschsprachige Alexanderdichtung (wie Anm. 7), S. 159 sowie dagegen Stackmann, Natura, Leviathan, Alexander (wie Anm. 7), S. 102.

claudianschen Vorlage“⁵⁰ plakativ bezieht. Unzufrieden mit dem geordneten Gang der Welt versammeln sich im ersten Buch der Invektive die Höllenscharen um Allecto und beschließen Rufinus, den Ziehsohn Megaeras, auf die Menschheit zu hetzen, von dessen Untaten und Fall der weitere Text erzählt.

Bei Alanus, bei dem „[e]ine christologische Ausdeutung der *Anticlaudianus*-Handlung [...] selbst wohl kaum angelegt [ist]“,⁵¹ tritt – wie bei Claudian – entsprechend in der Unterwelt auch kein Teufel auf, sondern es sind die Laster unter Federführung Allectos, die sich zum Kriegsrat versammeln und später in einer Psychomachie dem *homo novus* und den Tugenden unterliegen. Erst das *Compendium* gibt den vollkommenen Menschen eindeutig als Messias zu erkennen und transformiert den Tartarus in eine christliche Hölle, in der sich inspiriert vom *descensus Christi* im Nicodemus-Evangelium *Infernus* und *Mors* mit ihrem Gefolge versammeln und Kriegsrat halten:⁵²

Cum autem nomen eius apud inferos insonuisset, Infernus et Mors dixerunt: ‚Auribus audivimus famam eius.‘ Furie igitur infernales nimio furore replete cum omnibus viciis et principibus tenebrarum concilium collegerunt et dixerunt: ‚Quid facimus, quia hic homo multa signa facit? si dimittimus eum, sic omnes credent in eum. modo credit humana Natura, quod debeat a viciorum dominio liberari. nonne nobis plurimis annis subiectione tributaria servivit, quod eciam ius proscricionis habemus in eam? sed nos iura sequi pudeat, quos nil decet equi. immo stilo ferreo sculpemus nova iura in pelle illius hominis, qui contra nos insurrexit.‘⁵³

50 Korte, Christlicher Hades (wie Anm. 3), S. 302.

51 Butz, *Alanus* (wie Anm. 38), S. 306.

52 Vgl. Nicodemus-Evangelium (wie Anm. 35), VI.1. Allerdings führt die Montage aus Elementen des *Anticlaudianus* mit solchen des apokryphen Evangeliums im *Compendium* gerade nicht zum triumphalen *descensus Christi*, da die Höllenscharen zu einem Präventivschlag ansetzen und sich ihm nach dem Vorbild des *Anticlaudianus* außerhalb der Hölle – in Jerusalem – stellen.

53 Ochsenbein, Das *Compendium Anticlaudianum* (wie Anm. 10), 29.1–4: ‚Als aber sein Name in der Hölle ertönte, sprachen *Infernus* und *Mors*: ‚Mit eigenen Ohren hörten wir von seinem Ruf.‘ Rasend in maßloser Wut versammelten die Höllischen sich mit allen Lastern und den Herrn der Finsternis zum Kriegsrat und sprachen: ‚Was sollen wir tun, wo dieser Mensch (so) viele Zeichen gibt? Wenn wir ihn gewähren lassen, so werden alle an ihn glauben. Bald glaubt die menschliche Natur, dass sie dazu bestimmt sei, von der Gewalt der Laster befreit zu werden. Diente sie uns nicht seit vielen Jahre in tributpflichtiger Unterwerfung, weil wir noch immer das öffentlich erwirkte Recht über sie haben? Aber wir sollten uns schämen, Gesetze zu befolgen, ziemt uns doch Gerechtes in keiner Weise.

Neben dem bei Ulrich zumindest als Möglichkeit angedachten und in der *Anticlaudianus*-Tradition realisierten Kriegszug lassen sich noch weitere Indizien anführen, die ihren Einfluss auf seinen Roman plausibilisieren: Da wäre zunächst Alexanders nach dem ersten Rat seiner *wîsen* modifizierte Zielsetzung, will er ja – statt Zinsforderungen durchzusetzen – die Infernaln auf die Erde bringen und kriegerisch „ir frî die werlt machen“, also jenes „a viciorum dominio liberari“ realisieren, von dem im *Compendium* die Höllenscharen sprechen.⁵⁴ Dass Leviathan – wenn er denn um die genaue Absicht seines Widersachers weiß – Gott und Natura gegenüber vor allem auf den Eroberungsdrang Alexanders abhebt und diesen Aspekt unterschlägt, ist strategisch nur allzu gut nachvollziehbar, auch wenn die Fronten zwischen Himmel und Hölle in Ulrichs Roman ähnlich weich scheinen wie in der *Alexandreis*. Ulrich arbeitet allerdings die dort als Trias angelegte Konstellation Natura – Gott – Leviathan in ein stärker dualistisches, wenn auch nicht durchweg antagonistisches Gefüge um, bei dem der hier wie dort passive Gott und Natura, „somewhat pale authority over norms of conduct set by God“,⁵⁵ quasi in Personalunion auftreten, wie es in der formelhaften Wiederholung des simultanen Verstoßes gegen ihr und sein Gebot zum Ausdruck kommt.⁵⁶

Deutliche Nähen zum *Compendium* zeigen sich außerdem in Leviathans Beschreibung des vorherbestimmten *descensus Christi*:

Im Gegenteil: Mit eisernem Griffel werden wir neue Gesetze in die Haut dieses Menschen meißein, der sich gegen uns erhoben hat.“

54 Wie der Text wenige Zeilen zuvor vorwegnimmt, wird sich ihre Befürchtung erfüllen: „in chamo et freno maxillas viciorum constrinxit et humanam Naturam a viciorum dominio liberavit“, Ochsenbein, Das *Compendium Anticlaudianum* (wie Anm. 10), 28.3: „mit Maulkorb und Zügel band er die Kiefer der Laster und befreite die menschliche Natur von der Herrschaft der Laster“.

55 Schumacher, *Catalogues of Demons* (wie Anm. 34), S. 288.

56 In Leviathans Rede von „der natûre gebot / [...], die menschlich sippe hât“ (*Alexander*, V. 24946f.) hallt vielleicht die „humana Natura“ des *Compendium* (29.3) nach. Zudem lässt sich hier über eine Verbindung zum eschatologischen Gedicht *Von dem jüngsten Tage*. A Middle High German Poem of the Thirteenth Century. Hg. von L.A. Willoughby. Oxford [u.a.] 1918 (1270/1280) spekulieren, das aufgrund von Nähen zu Heinrichs *Von Gottes Zukunft*, vgl. *Von dem jüngsten Tage* (wie Anm. 56) 1918, S. 13, womöglich im Umkreis der Rezeption des *Compendium* zu verorten ist. Hier macht eine verfluchte Seele ihrem Körper Vorwürfe und hält dabei mit Blick auf die missbrauchte Willensfreiheit fest: „Wider der nature gebot / Enwolte dich niht schaffen got. / Sus gap er dir die vrie wal: / Daz leben, oder des todes val“, ebd., V. 216–220.

einez mir vil swære gît
und tuot mir âne mâzen wê:
jâ hân ich hœren sagen ê
daz ein mensche ûf der erden
sol geborn werden,
daz wunder an uns reche
und unser rîche breche
und mit gewalt vüere hin
waz der juden sêle sîn,
und daz er uns dar nâch binde
mit starken pînen swinde:
ditz begêt an uns eins menschen suon,
wart, waz wir dâ wider tuon.'

Zunächst einmal referiert Leviathan hier auf ein „hœren sagen“, also nicht wie bei Walter auf ein bekanntes und für ihn gesichertes *fatum* („in fatis“; *Alexandreis*, X.134), sondern eher wie im *Compendium* auf eine „fama“.57 Zu deren Inhalt gehören neben der Eroberung der Unterwelt auch die Momente des Seelenraubes und der Bindung des Teufels, von denen in der *Alexandreis* keine Rede ist, die aber im Zentrum der *Descensus*-Erzählung des Nicodemus-Evangeliums stehen und wohl darüber Eingang in das *Compendium* gefunden haben.58 Wie in der *Alexandreis* ist dabei nicht eindeutig zu entscheiden, ob Leviathan den makedonischen Störenfried fälschlich für Christus hält oder er mit dem „menschen suon“ einen Emporkömmling und Progenen desjenigen meint, von dessen Geburt und Erlösungstaten er Prophetisches gehört hat.59

57 Im *Anticlaudianus* muss Allecto sich sogar zuerst von der Korrektheit der *fama* überzeugen lassen, vgl. Alanus ab Insulis, *Anticlaudianus* (wie Anm. 6), VIII.150–153.

58 Zu den zentralen Motiven des *descensus* vgl. Rathjen, Höllenvorstellungen (wie Anm. 9), S. 113.

59 In diesem Falle müsste man die Rede so verstehen, dass das zuvor Gesagte („ditz“; ‚Alexander‘ (wie Anm. 34), V. 24975) ein anderer begehrt. In diese Richtung denkt Vollmann, Ulrich von Etzenbach (wie Anm. 7), S. 61, Anm. 20. Vgl. auch die vorsichtige Einschätzung bei Schumacher, *Catalogues of Demons* (wie Anm. 34), S. 288. Von einem Emporkömmling geht der Teufel etwa in der *Erlösung* (Beginn des 14. Jahrhunderts) aus: „noch was dem tûfel unerkant, / daz es was unfer heilant, [...] der bôfe wände [daz] er wêre / ein ander zouberêre, / des quam er in die hellen“, Die Erlösung. Mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen. Hg. von Karl Bartsch. (Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 37) Quedlinburg/Leipzig 1858, V. 4960–4978.

Doch würde der Teufel im Falle einer Verwechslung Alexanders mit Christus seine Klage ausgerechnet vor Gott halten? Die Frage lässt sich vermeiden, indem man einen Adressatenwechsel vor der zitierten Passage annimmt, den die karge Szenenregie nicht anzeigt, und davon ausgeht, dass Leviathan hier wieder nur zu seinen höllischen Gefolgsleuten spricht. Mit Blick auf das befremdliche Gottesbild des Teufels, das sich in seiner *invocatio* zeigt, ist es jedoch auch nicht unplausibel ihm unzureichende Kenntnis der Heilsgeschichte zu unterstellen.⁶⁰ In der Folge sähe er kein Problem darin, Gott gegen den in seiner Darstellung betont menschlichen Höllenstürmer Jesus aufzuwiegen. In diesem Fall wäre von einem raffinierten Spiel mit dem Nicodemus-Evangelium auszugehen,⁶¹ in dem der Teufel in dem nahenden, aus seiner Sicht todesfürchtigen Menschen Christus zunächst keine Gefahr sieht – zumal mit Blick auf die Kreuzigung, die er als sein Verdienst reklamiert.⁶²

60 Oder es handelt sich schlicht um einen Fehler, der vom maßlosen Leid des Teufels über den angekündigten *descensus* rührt, welcher ihm „âne mazen wê [tuot]“ (Alexander' (wie Anm. 34), V. 24965). Immerhin bricht Leviathan hier selbst mit der Forderung nach *mâze*, dem Leitgedanken der Episode, vgl. Medert, Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach (wie Anm. 7), S. 172–175. Ehlerts Anstoß daran, dass Leviathan, Natura und der Erzähler unisono auf diese Moral pochen, vgl. Ehlert, Deutschsprachige Alexanderdichtung (wie Anm. 7), S. 159, lässt sich damit entkräften, dass letztlich offenbleibt, wer hier wem nach dem Mund redet, zumal die Moral in jedem Fall von Natura als Autorität bestätigt wird, so auch Stackmann, Natura, Leviathan, Alexander (wie Anm. 7), S. 101f. Interessanterweise ist ein maßvoller Teufel kein Unikum in der mittelhochdeutschen Literatur und begegnet etwa auch in Strickers *Wucherer*: „dem tivel ist diu maze bi / swie sere im maze missezimt, / daz er niwan daz sine nimt“, Stricker, Der Wucherer, in: Wolfgang Wilfried Moelleken/Gayle Agler-Beck/Robert E. Lewis (Hgg.), Die Kleindichtung des Strickers. Band 4: Gedichte Nr. 105–138. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart und Tübingen 1888. Hildesheim/New York 1977, V. 82–84. Wie ernst man diese Charakterisierung nehmen kann, ist allerdings höchst fraglich, denn nur wenige Verse später wird auch dem Räuber „etlich maze“ zugesprochen, insofern er „enroubet, swenne er izzet, niht, / und swenne er sinen friunt siht; / ern roubet ouch niht die zit, / swenne er slafende lit“, ebd., V. 142–146.

61 Auch Medert, für die „kein Zweifel“ an der Verwechslung „besteht“, sieht in der „Tatsache, daß der Teufel diesen Irrtum gerade vor Gott selbst äußert“, dem er „samt Anhang [...] unterstellt [ist]“, eine „im Vergleich zur Quelle [...] zusätzliche Pointe“, bei der „das Publikum [...] an die Episode aus dem apokryphen Nikodemusevangelium denken [mochte], in der Christus den Teufel besiegt und die Auserwählten aus der Hölle führt“, Medert, Der ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach (wie Anm. 7), S. 103.

62 Satan bezeichnet Christus gegenüber seinem Gefolge als einen Hochstapler, der sich rühme Gottes Sohn zu sein, jedoch nur ein Mensch sei, der den Tod fürchtet („qui se gloriatur filium dei esse, et est homo timens mortem“; Nicodemus-Evangelium (wie Anm. 35), IV.1) und prahlt später damit, die Utensilien für die

Im Alexanderroman hingegen nimmt Leviathan den nahenden Alexander, der statt eines Kreuzestodes die Eroberung der bekannten Welt sowie eine Himmelsreise und Meerfahrt vorzuweisen hat, durchaus ernst. In seiner Not wendet er sich jedoch zuerst an die falsche Instanz, da er einerseits – wohl wie der Teufel in der Tradition des *descensus Christi* von der Inkarnation getäuscht – Christus nicht mit Gott in Verbindung bringt⁶³ und andererseits als intertextueller Nachfahre des Leviathan der *Alexandreis* nicht von einem scharfen institutionellen Antagonismus von Himmel und Hölle ausgeht. Statt heilsgeschichtlich denkt er also streng kosmologisch und entsprechend muss ihm selbst eine Erlösungstat als Bruch mit den Regeln der Kontinuität, wenn nicht gar der kosmischen Ordnung gelten, der in jedem Fall und von allen Seiten zu verhindern ist. Heilsgeschichtlich liegt er damit falsch, weswegen Gott nicht eingreift; kosmologisch betrachtet hat er recht – daher hilft ihm Natura, die dazu aber auch nur deshalb in der Lage ist, weil es sich mit Alexanders geplanter Unterweltfahrt gerade nicht um ein Ereignis der Heilsgeschichte handelt, das aus ihrem Kompetenzbereich fiele.

Kreuzigung – Kreuz, Nägel, Speer, Trank aus Essig und Galle – eigenhändig bereitet zu haben („lanceam exacui ad percussione[m] eius, fel et acetum miscui dare ei potum, et lignum praeparavi ad crucifigendum eum et aculeos ad configendum, et in proximo est eius mors, et perducam eum ad te subiectum tibi et mihi“; ebd., IV.2).

- 63 Die Idee einer Täuschung des Teufels durch die Inkarnation (*pia fraus*) geht auf Origines zurück, vgl. Alfons Fürst, Von Origines und Hieronymus zu Augustinus. Studien zur antiken Theologieggeschichte. (Arbeiten zur Kirchengeschichte 115) Berlin/Boston 2011, S. 282f., und verbindet sich hier mit einem durch Christus zu brechenden Rechtsanspruch des Teufels an die Menschen (vgl. das „ius proscricionis“ im *Compendium Anticlaudianum*, 29.3), der es noch ein gutes Stück plausibler macht, dass der Teufel sich zur Wahrung seiner bis dato nicht in Frage stehenden Rechte an Gott wendet. Das Täuschungsmotiv findet sich in der mittelhochdeutschen Dichtung etwa in der Bearbeitung des Nicodemus-Evangeliums durch Heinrich von Hesler (vor 1312). In einer im apokryphen Evangelium nicht enthaltenen Rede beklagt der Teufel gegenüber Christus die Folgen seiner Fehleinschätzung, nachdem dieser triumphal in die Hölle eingezogen ist, vgl. Heinrich von Hesler, Das Evangelium Nicodemi. Hg. von Karl Helm. (Bibliothek des Litterarischen Vereins 224) Tübingen 1902, V. 3336–3386; zum Betrugsmotiv vgl. ferner Rathjen (wie Anm. 9), S. 132–138. Unsicherheit in Sachen Christi Geburt herrscht auch bei Leviathan in der *Alexandreis* (vgl. X.135f.), während die Höllichen im *Compendium* wiederholt von einem Menschen sprechen.

III. Leviathan und eine distanzierte Natura in der *Weltchronik* Heinrichs von München

Dass Ulrichs Neugestaltung der Episode nicht ohne Wirkung geblieben ist, beweist ihre Aufnahme in eine Bearbeitung der *Weltchronik*-Kompilation Heinrichs von München aus dem späten 14. Jahrhundert, die als Cgm 7330 (München: Staatsbibliothek) überliefert ist.⁶⁴ Der Schreiber, Heinz Sentlinger, nennt sich selbst im Kolophon (f. 306^{ra}) und gibt an, dass er die Handschrift 1394 im Auftrag Nikolaus Vintlers auf Burg Runkelstein fertiggestellt habe, wobei er den Text nicht bloß abgeschrieben, sondern auch redigiert habe.⁶⁵ Inseriert im ersten Makkabäerbuch finden sich hier (f. 167^{vc}–200^{ra}) über 10.000 Verse des mittelhochdeutschen Romans. Dass dabei die Höllenepisode in modifizierter Form übernommen wurde, ist keineswegs selbstverständlich, war doch die „[o]ffene Kompilationsrichtlinie [...] ohne Zweifel die Reduktion der Vorlage auf die historischen Fakten“⁶⁶ und

64 Vgl. die ausführliche Handschriftenbeschreibung bei Andrea Spielberger, Die Überlieferung der ‚Weltchronik‘ Heinrichs von München, in: Horst Brunner (Hg.), Studien zur ‚Weltchronik‘ Heinrichs von München. Band 1: Überlieferung, Forschungsbericht, Untersuchungen, Texte. (Wissensliteratur im Mittelalter. Schriften des SFB 226 Würzburg/Eichstätt 29) Wiesbaden 1998, S. 147–150, sowie zur Kompilation Mathias Herweg, Literarischer Anspruch und (heils-)geschichtliche Wahrheit. Ulrichs von Etzenbach Alexanderroman in der ‚Weltchronik‘ Heinrichs von München, in: ebd., S. 476–521. Die Alexander-Kompilation findet sich in insgesamt vier Handschriften der Chronik, vgl. ebd., S. 477f.: Neben dem hier thematisierten Codex im nahe verwandten Cgm 7377 (München: Staatsbibliothek), der am umfangreichsten aus Ulrichs Roman schöpft, an dieser Stelle jedoch einen Blattverlust aufweist, sowie dem ähnlich umfangreich kompilierenden Cod. 12470 (Wien: Nationalbibliothek) aus derselben Gruppe wie die behandelte Handschrift, dessen Fertigstellung auf 1462 datiert, sowie in dem etwas früher zu datierenden Cod. 1.5.2 Aug. 2° (Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek), in dem sie nur etwa 3100 Verse umfasst.

65 Vgl. Gisela Kornumpf, Sentlinger, Heinz, in: Kurt Ruh [u.a.] (Hgg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 8: ‚Revaler Rechtsbuch‘. Zweite Auflage. Berlin/New York 1992, Sp. 1103f. Dass Heinz Sentlinger dabei in die Höllen-Episode eingegriffen hat, ist eher unwahrscheinlich, lassen sich insgesamt doch „nur relativ geringfügige Unterschiede zum Alexanderbuch in M5 [= Cgm 7377 / M.W.]“, Herweg, Alexanderroman (wie Anm. 64), S. 492, feststellen – „durchweg weitere Kürzungen“ sowie „zusätzliche Streichungen“ (ebd.). Es ist also wahrscheinlicher, dass die Episode bereits in einer gemeinsamen Vorlage Sentlingers und des älteren, kontaminierenden Cgm 7377 als Auswahl enthalten und womöglich entsprechend modifiziert war. Aufgrund des Blattverlusts in Cgm 7377 lässt sich das vorerst jedoch nicht klären; Hinweise könnte jedoch eine Untersuchung des Textbestands im Wiener Cod. 12470 liefern.

66 Herweg, Alexanderroman (wie Anm. 64), S. 493. Weiter heißt es dort: „Reflexionen und Kommentare Ulrichs, subjektive Erzählerdarstellungen jeglicher Art wurden zurückgedrängt und weitestgehend getilgt. Das gilt gleichermaßen für

stand damit der Übernahme eines „figmentum poeticum“⁶⁷ deutlich entgegen.

Von einigen straffenden Eingriffen beim Katalog der Laster abgesehen folgt die Kompilation, die den Text in Abschnitte teilt und die Episode mit „Hie ho[e]rt nu wie Alexander die / tewfel hiet gern betwungen / Vnd wie er zu dem paradys cham / vnd wie ez im auf der vart ergie“ (f. 195^{vb}) übertitelt, zunächst mehr oder weniger im Wortlaut der Vorlage.⁶⁸ Wesentliche konzeptionelle Unterschiede lassen sich erst in der ersten Rede des Teufels ausmachen:

Cgm 7330, f. 196 ^{ra}	Alexander, V. 24941 – 24978
Daz waz dem tewfel vngemach der zu feinen gefellen fprach Vnz fucht in zorn ein chreftig man dem wir niht laidez haben getan Ich wan daz er wider got vnd wider der natur gepot Leb der menschleich sipp hat grozzew wunder er begat Vil manigen hat er von lebe[n] prahit in fwa[e]r han ich mir gedacht	daz was dem tiuvel ungemach, der ze sînen gesellen sprach ,uns suocht mit zorne ein kreftic man, dem wir niht leides haben getân. ich wæne daz er wider got und wider der natûre gebot lebt, die menschlich sippe hât. grôz wunder er begât. Dariûm hât er von leben brâht, Pôrus im dienstes hât gedâht, daz er strîtlich hât errungen. Er liez sich besunder In daz mer durch wunder Und durch sîn wunderlîche guft Liez er sich fûeren in den luft. Du maht wol, hôchgelobter got,

explizite und implizite Wertungen, Vergleiche, rhetorische Interventionen, Gebete und andere Exkurse jeden Inhalts – theologische, geographische oder naturkundliche, aber auch der konkreten Handlung verpflichtete (z.B. Minneexkurse). Derartige Textpassagen wurden, wenn auch nicht durchgehend, so doch vorzugsweise ausgespart.“ Der Umstand, dass „die über M5 [= Cgm 7377 / M.W.] hinausgehenden Kürzungen [...] in die gleiche Richtung wie jene [zielten], die beide Handschriften gemeinsam aufweisen“, nämlich „der Straffung der Handlung und der Reduzierung des Gesamtumfangs durch Weglassung von Episoden und Nebenhandlungen [dienten]“, (ebd., S. 493), macht die Beibehaltung der Episode in Sentlingers Redaktion noch erstaunlicher.

67 Als ein solches wird die Episode in den V-Scholien bezeichnet: „Hic incipit secundum capitulum, in quo facit auctor figmentum poeticum scilicet quomodo Natura descendit ad inferos et inpetrauit a diabolo ut Alexandrum interficeret“, Walter von Châtillon (wie Anm. 20), S. 475f.: „Hier beginnt das nächste Kapitel, in dem der Dichter ein poetisches Bild schafft, nämlich wie Natura in die Unterwelt hinabsteigt und durch Bitte beim Teufel erreicht, dass er Alexander tötet“.

68 Vgl. die Konkordanz bei Herweg, Alexanderroman (wie Anm. 64), S. 500–521.

Vnd tu[o]t mir an mazzen we	er enlæst des niht in allen wîs,
ia han ich ho[e]rn fagen e	ern werbe umb dîn paradîs,
Daz ein menſch auf der erden	ob duz wendest niht in zît.
fu[o]ll geporn werden	Einez mir vil swære gît
Daz wunder an u[e]nz rech	Und tuot mir âne mâzen wê:
vnd vnſer reichprech	Jâ hân ich hoeren sagen ê
Vnd mit gewalt fu[o]r hin	Daz ein mensche ûf der erden
waz der fel hinn fin	Sol geborn werden,
Vnd daz vnz dar nach pind	daz wunder an uns reche
mit starchen panden gefwind	und unser rîche breche
Ditz beget an vnz einez mensche[n]	und mit gewalt vüere hin
fun	waz der juden sêle sîn,
nu feht waz wir da wid[er] tun	und daz er uns dar nâch binde
Si sprachen waz dir geval	mit starken pînen swinde:
dez well wir volgen all	ditz begêt an uns eins menschen
	suon,
	wart, waz wir da wider tuon.‘
	sie sprâchen ‚waz iu gevalle,
	des wel wir volgen alle.‘

Die erste Änderung betrifft Leviathans Resümee der Taten Alexanders, das mit Auslassung der bezwungenen Herrscher sowie des Greifenflugs und der Meerfahrt deutlich gestrafft wird. Das ließe sich einerseits mit der kürzenden Kompilationsweise erklären, andererseits kann es auch im Zusammenhang mit der im Anschluss komplett fehlenden *invocatio Dei* des Teufels stehen. Entsprechend wäre das Resümee als Teil einer Strategie zu sehen, mit der er Gott vom Ausmaß der Bedrohung überzeugen will, was hier obsolet würde. Ob an dem „Skandalon einer Anrufung Gottes durch den Teufel“, bei der „man sich wirklich schwer [tut], Ulrich gegen moderne Kritik in Schutz zu nehmen“,⁶⁹ zeitgenössisch Anstoß genommen und sie deshalb gestrichen wurde, muss Spekulation bleiben, in jedem Fall verliert die Episode mit dieser Auslassung an Brisanz.

Ohne den Fauxpas des Teufels rückt Alexanders Anmaßung und damit der *descensus*-Bezug noch mehr in den Fokus, dessen gegenüber der *Alexandreis* geänderte Motivation sogar im Titel hervorgehoben wird. Doch auch in der *Weltchronik* kommt es nicht zu einer direkten Konfrontation zwischen Alexander und Leviathan, dessen Anruf Natura mit einem deutlich weniger involvierten Versprechen beantwortet: „befehen ich ew daz lazz / Daz sich fein leben end / vnd

69 Stackmann, *Natura, Leviathan, Alexander* (wie Anm. 7), S. 102.

fich fein hochvart wend“ (fol. 196^{rb}). Obwohl sie im Gegensatz zur Vorlage keine konkrete Hilfe verspricht und nicht viel mehr sagt, als dass Alexander sterblich ist und am Ende mit seinem überheblichen Ziel erfolglos bleiben wird, ist die Reaktion in der Hölle dieselbe wie bei Ulrich – Jubel bricht aus und der Teufel reserviert einen Platz für Alexander, ehe das Erzählergebet die Episode beschließt.

IV. Fazit

Es gehört viel dazu, eine strahlende Gestalt wie Alexander den Großen poetisch auszuschalten. Walter von Châtillon bedient sich dazu der zentralen kosmischen Macht seines zeitgenössischen intertextuellen Umfelds, Natura, deren Kompetenzbereich er gegenüber der Konzeptualisierung seines Konkurrenten Alanus ab Insulis sogar noch erweitert. Nicht nur rückt er die *vicaria Dei* damit in gefährliche Nähe zum Schöpfer; indem er es vermeidet diesen im Verlauf der Katabase Naturas explizit zu nennen, gewinnt er zudem den Raum für eine ambige Zeichnung des Teufels Leviathan, was in einem eher vertraut-kooperativen als dualistischen Verhältnis beider Mächte resultiert, die gegen Alexander komplottieren. Ulrich von Etzenbach reduziert Naturas Anteil an der Episode – wohl mit Blick auf sein Publikum – erheblich, integriert Gott im Rahmen einer *invocatio Dei* Leviathans auf eigentümliche Weise in die Szene und gestaltet vor allem Alexanders Rolle neu: Montagen aus dem *Anticlaudianus* resp. dem *Compendium Anticlaudianum* und der Tradition des *descensus Christi* rücken den Makedonen noch deutlicher in Christusnähe, was ihm letztlich zum Verhängnis wird. Denn obwohl Alexanders Motivation, die Laster der Hölle zu besiegen, ehrenwert scheint, steht ihm eine solche Erlösungstat freilich nicht zu. In Heinz Sentlingers Bearbeitung der *Weltchronik* wendet sich der Teufel nicht an Gott und auch Natura bleibt moralisch integer, indem sie dem Teufel nicht mehr verspricht, als ohnehin außer Frage steht: Alexander ist sterblich und wird folglich mit oder ohne ihre Intervention sterben.

**Geistliche Literatur und Nationalphilologie –
eine forschungsgeschichtliche Perspektive
(Dorothea von Montau, Meister Eckhart,
Mechthild von Magdeburg)**

Zwischen der Tagung „Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500“ im September 1988 und dem Erscheinen des Tagungsbandes 1992 liegt eine ereignisreiche Zeit in der deutschen Geschichte.¹ Mit der Wiedervereinigung eröffneten sich nicht nur aus institutionengeschichtlicher Hinsicht neue Perspektiven, auch das Quellenmaterial erlaubte in den drei Dekaden nach 1989 neue Einblicke in die im Zentrum stehende Thematik. Der folgende Beitrag unternimmt daher im Hinblick auf das Thema des vorliegenden Bandes eine forschungsgeschichtliche Perspektivierung. Im Allgemeinen spielt im Hinblick auf die Forschungsgeschichte vor allem das 19. Jahrhundert etwa im Bereich editionsgeschichtlicher, aber auch nationaler und identitätsstiftender Überlegungen eine Rolle und ist für zahlreiche Gattungen und Texte sowie Autoren im Bewusstsein der Forschung präsent – besonders da zahlreiche Einführungen zumeist ein Kapitel zur Rezeption besitzen. Die folgenden Ausführungen möchten dagegen die letzten drei Dekaden seit der Wiedervereinigung skizzieren. Bei einer solchen Betrachtung wird vor allem die Herausarbeitung von diskursbestimmenden Determinanten versucht sowie an drei Beispielen aus der geistlichen Literatur aufgezeigt, inwieweit durch die Forschung und darüber hinaus eine Konturierung im kommunikativen Gedächtnis erfolgt. Somit erfolgt eine Annäherung an die zu besprechenden Exempel aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Anhand der Beispiele Dorothea von Montau, Meister Eckhart sowie Mechthild von Magdeburg werden Verschiebungen innerhalb der letzten drei Dekaden untersucht. Zuerst sollen einige Vorbemerkungen die Fallbeispiele kontextualisieren.

1 Vgl. Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer (Hgg.), *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500*. Regensburger Colloquium 1988. Tübingen 1992.

Es erscheint nicht verwunderlich, dass durch die Umstrukturierung bzw. Neugründungen der Universitäten im Bereich der sog. ‚Neuen Bundesländer‘ auch die dazugehörigen Literaturlandschaften verstärkt ins Blickfeld gerückt sind. Nach heutigem Stand gibt es auf dem Gebiet der ehemaligen DDR elf Hochschulen mit mediävistischen Professuren in der Germanistik.² Dies hat Konsequenzen für Forschungsinhalte und es ist zu beobachten, dass vor allem der mitteldeutsche Sprachraum um Thüringen, aber auch der niederdeutsche Sprachraum im Bereich der Ostsee verstärkt Aufmerksamkeit innerhalb der Mediävistik erhalten.³

Damit einhergehend lässt sich auch eine verstärkte Beschäftigung mit der Überlieferung beobachten, die vor allem mit dem Handschriftenzentrum der Universitätsbibliothek Leipzig verbunden ist,

-
- 2 Ich beschränke mich hier auf die germanistische Perspektive: Die Universitäten sind Greifswald, Rostock, Jena, Leipzig, Chemnitz, Dresden, Halle-Wittenberg, Jena, Magdeburg, HU Berlin, Potsdam. Hinzu kommen für Berlin als ehemalige ‚West-Universitäten‘ die FU sowie die TU, in der die Mediävistik nicht mehr besetzt wurde. Vgl. aus fachhistorischer Perspektive Regina Toepfer, Germanistische Mediävistik, in: *Das Mittelalter* 26 (2021), S. 153–157 sowie Bernd Roling, *Mittellateinische Philologie*, in: *Das Mittelalter* 26 (2021), S. 208–211.
- 3 Für Thüringen vgl. vor allem Wolfgang Beck, *Deutsche Literatur des Mittelalters in Thüringen. Eine Überlieferungsgeschichte*. (Zeitschrift für deutsches Altertum, Beiheft 26) Stuttgart 2017; Reinhard Hahn, *Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur Thüringens*. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe 34) Köln [u.a.] 2012; Ernst Hellgardt/Stephan Müller/Peter Strohschneider (Hgg.), *Literatur und Macht im mittelalterlichen Thüringen*. (Mediävistisches Kolloquium auf Gut Willershausen, 11. bis 13. Oktober 1998) Köln [u.a.] 2002. Für den niederdeutschen Sprachraum existiert eine wesentlich größere Anzahl an Publikationen, vgl. zur Fachgeschichte Jörn Bockmann, *Zur Situation des Niederdeutschen an (nord-)deutschen Universitäten. Eine mediävistische Stellungnahme*, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 64 (2017), S. 302–306, sowie insbesondere den Tagungsband der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft, die im September 2021 ihre Tagung zum Thema „Literatur im mittelniederdeutschen Sprachraum (1200–1600). Produktion und Rezeption“ ausrichtete, insbesondere die Beiträge von Jörn Bockmann/Robert Langhanke, *Was ist und zu welchem Ende schreibt man eine Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur? Konzeptionen mittelniederdeutscher Literatur und ihr literaturhistoriografisches Potenzial*, in: Franz-Josef Holznagel/Jan Cölln (Hgg.), *Literatur im mittelniederdeutschen Sprachraum (1200–1600). Produktion und Rezeption*. Rostocker Kolloquium 2021. (Wolfram-Studien XXVI) Berlin 2025, S. 45–80, sowie von Doreen Brandt, *Wie hansisch war die Literatur im Norden? Kritischer Rückblick auf Paradigmen der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung*, in: ebd., S. 81–113. Vgl. für Dänemark und die deutsch-dänische Grenzregion Alastair Matthews, *Medieval Denmark and its Languages. The Case for a More Open Literary Historiography*, in: Manuele Gragnotati/Almut Suerbaum (Hgg.), *Openness in Medieval Europe*. (Cultural Inquiry 23) Berlin 2022, S. 103–123.

welches sukzessive den Handschriftenbestand im Literaturraum Mitteleuropa aufarbeitet.⁴ Beispielhaft seien einige Projekte der letzten beiden Dekaden genannt:⁵ Inventarisierung der Handschriften des 14.–17. Jahrhunderts der Domstiftsbibliothek St. Petri in Bautzen; Erschließung der deutschen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Halle/Saale; Katalogisierung der mittelalterlichen deutschsprachigen Handschriften der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha; Erschließung von Kleinsammlungen mittelalterlicher Handschriften in Sachsen und dem Leipziger Umland; wissenschaftliche Erschließung der griechischen Handschriften in der Universitätsbibliothek Leipzig.

Der grenzübergreifende Austausch mit benachbarten Ländern wie Polen und der Tschechischen Republik sowie Russland, etwa infolge der Einigungen bzgl. Restitutionsforderungen, erlaubte ebenso Forschungsunternehmungen bzw. (Wieder-)Entdeckungen, die zu Erkenntnisgewinn und Perspektiverweiterungen führten. Dass hierzu bisweilen auch in den letzten drei Jahrzehnten bedeutsame Kodizes wiederaufgefunden wurden, zeigt exemplarisch der Bardewiksche Codex im kulturhistorischen Museum der russischen Kleinstadt Jurjewetz, welcher 2014 von Natalija Ganina entdeckt wurde.⁶ Auch der Tagungsband „Deutsch-russische Arbeitsgespräche zu mittelalterlichen Handschriften und Drucken in russischen Bibliotheken“⁷ 2014 zeugt davon – mittlerweile hat sich daraus eine Reihe gebildet,

4 Vgl. Christoph Mackert, Geist aus den Klöstern. Buchkultur und intellektuelles Leben in Sachsen bis zur Reformation. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Universitätsbibliothek Leipzig vom 13. Oktober 2017 bis 7. Januar 2018. Leipzig 2017; ders., Die Sammlung mittelalterlicher Handschriften in der Universitätsbibliothek Leipzig, in: Christoph Mackert/Armand Tif (Hgg.), Blätterleuchten. Mitteleuropäische Buchmalerei des 15. Jahrhunderts in Leipziger Handschriften. Luzern 2015, S. 6–9.

5 Vgl. zusammenfassend <https://www.ub.uni-leipzig.de/forschungsbibliothek/handschriftenzentrum/projekte-handschriftenzentrum/> [16.01.2022] mit weiterer Literatur zu den einzelnen Projekten.

6 Vgl. Natalija Ganina/Inna Mokretsova, Verschollener ‚Bardewikscher Codex‘ aufgefunden, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 145 (2016), S. 49–69; Jürgen Wolf, Frühe Handschriften des Lübisches Rechts. Identitätsstiftung via Buch- und Textgestalt? in: Nicole Eichenberger/Eckart Conrad Lutz/Christine Putzo (Hgg.), Bücher und Identitäten. Literarische Reproduktionskulturen der Vormoderne. (Überstorfer Colloquium 2016) Wiesbaden 2020, S. 105–120, bes. S. 114–117.

7 Natalja Ganina/Klaus Klein/Catherine Squires/Jürgen Wolf (Hgg.): Deutsch-russische Arbeitsgespräche zu mittelalterlichen Handschriften und Drucken in russischen Bibliotheken. (Deutsch-russische Forschungen zur Buchgeschichte 2) Stuttgart 2014.

die „Deutsch-russischen Forschungen zur Buchgeschichte“. Diese Beispiele dokumentieren einige der Entwicklungen, unter denen nun anhand dreier Fälle aufgezeigt werden soll, welche Auswirkungen die beschriebenen Wandlungen nach sich zogen.

Dorothea von Montau nimmt eine wechselhafte Stellung in der Literatur aus ‚nationalphilologischer‘ Perspektive ein.⁸ So wurde sie direkt und trotz des gescheiterten Kanonisationsprozesses als Heilige des Deutschen Ordens verehrt und später sogar zur Nationalheiligen Preußens erhoben.⁹ Bereits Johannes Marienwerder hatte sich um eine überregionale Verbreitung des Kultes bemüht, indem er etwa die Anfertigung von Gemälden in Prag beauftragte und das Schriftgut in die städtischen Zentren des Reiches (z.B. Nürnberg, Köln, Ulm) verbreitete.¹⁰ Dabei lässt sich jedoch eine unterschiedliche Stilisierung der Druckversionen beobachten, die sich in eine stärker hagiographische Ausrichtung für den preußischen Raum sowie eine eher mystisch orientierte Version für den süddeutschen, also eher lokalfernen, Raum klassifizieren lässt.¹¹

Während der Reformation erlitt der Kult einen deutlichen Einschnitt, da in dessen Zuge nicht nur die Herrschaft des Deutschen Ordens aufgehoben, sondern auch Dorotheas Grabstätte zerstört wurde. In den folgenden Jahrhunderten lassen sich jedoch kontinuierlich Reflexe für ein Interesse an Dorothea als preußische Identifikationsfigur erkennen, etwa in der Chronik des Dominikaners Simon Grunau oder in den Schriften des Historikers Christoph Hartknoch.¹²

8 Vgl. zusammenfassend und insbesondere unter Analyse des gescheiterten Kanonisationsprozesses Cordelia Heß, *Heilige machen im spätmittelalterlichen Ostseeraum. Die Kanonisationsprozesse von Birgitta von Schweden, Nikolaus von Linköping und Dorothea von Montau*. (Europa im Mittelalter 11) Berlin 2008, S. 245–331.

9 Vgl. Almut Suerbaum, *An Urban Housewife as Saint. Dorothea von Montau and Johannes Marienwerder*, in: Elizabeth Andersen/Henrike Lähnemann/Anne Simon (Hgg.), *A Companion to Mysticism and Devotion on Northern Germany in the Late Middle Ages*. (Brill's Companions to the Christian Tradition 44) Leiden 2014, S. 179–204.

10 Vgl. Stefan Samerski, *Dorothea und kein Ende. Bemerkungen zur Prozess- und Kultgeschichte der hl. Dorothea von Montau*, in: Stefan Samerski (Hg.), *Cura animarum: Seelsorge im Deutschordensland Preußen*. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 45) Köln 2013, S. 200–216, hier S. 212.

11 Vgl. Petra Hörner, *Dorothea von Montau. Überlieferung – Interpretation. Dorothea und die osteuropäische Mystik*. (Information und Interpretation 7) Frankfurt u.a. 1993, S. 101–107.

12 Vgl. Stefan Samerski, *Dorothea von Montau*, in: Joachim Bahlcke/Stefan Rohdewald/Thomas Wunsch (Hgg.), *Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa*.

Als jedoch Preußen 1867 bzw. 1871 im Norddeutschen Bund bzw. im Deutschen Reich aufging, lässt sich ein sinkendes Interesse beobachten,¹³ da nun andere ‚deutsche‘ Heilige im Vordergrund standen, etwa Bonifatius, der ‚Apostel der Deutschen‘. Erst infolge des Versailler Vertrags 1919 und des Verlustes Westpreußens sowie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begann langsam ein erneutes Interesse an Dorothea. Auf katholischer Seite erhielt sie nach der letztendlich doch noch erfolgten Kanonisation 1976 und somit 572 Jahre nach Abbruch des ersten Heiligsprechungsprozesses stärkere Beachtung, was hauptsächlich durch die Aufnahme in zahlreiche Heiligenlexika begründet werden kann. Für die Heiligsprechung lässt sich speziell ein Eintreten von Vertriebenenverbänden beobachten, besonders von Danzigern und Ermländern, die sich im Dorotheenbund zusammenschlossen. Vor allem der ehemalige Zentrumsvorsitzende der Freien Stadt Danzig, Richard Stachnik, lässt sich als bedeutender Akteur identifizieren, der unter anderem die mittelalterlichen Kanonisationsakten veröffentlichte.¹⁴ Durch seine Vermittlung (als dessen Lateinlehrer) wurde Dorothea auch Günther Grass bekannt, welcher ihr in seinem *Butt* ein literarisches Andenken setzte.¹⁵

Sichtbar wird dies auch an den jeweiligen Textausgaben. So wurden zwar fast alle im Zusammenhang zwischen Dorothea von Montau und Johannes Marienwerder entstandenen Texte ediert,¹⁶ allerdings sorgte dies in der Forschung nicht im selben Ausmaß für weiterführende Beschäftigung wie diese etwa den Mystikerinnen im oberdeutschen Raum zuteilwurde, obgleich dort in zahlreichen Fällen keine neueren Editionen vorgelegt wurden. So erscheint es geradezu passend, dass in den letzten 20 Jahren sich vor allem internationale Forschende an außerdeutschen Universitäten mit Dorothea beschäftig-

Konstitution und Konkurrenz im nationen- und epochenübergreifenden Zugriff. Berlin 2013, S. 609–617, hier S. 614.

13 Vgl. David Wallace, *Strong Women. Life, Text, and Territory 1347–1645*. (Clarendon Lectures in English) Oxford 2011, bes. S. 37–60.

14 Vgl. Samerski, *Dorothea von Montau* (wie Anm. 12), S. 615.

15 Vgl. Almut Suerbaum, Einleitung, in: Almut Suerbaum/Annette Volting (Hgg.), *Dorothea von Montau und Johannes Marienwerder. Constructions of Sanctity*, Oxford German Studies 39 (2010), S. 103–105 und Timothy McFarland, *The transformation of Historical Material: The Case of Dorothea von Montau*, in: Philip Brady/Timothy McFarland/John J. White (Hgg.), *Günter Grass's ‚Der Butt‘. Sexual Politics and the Male Myth of History*. Oxford 1990, S. 69–96.

16 Zuletzt Johannes Marienwerder, *Liber de festis. Offenbarungen der Dorothea von Montau*. Hg. von Anneliese Triller. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 25) Köln 1992.

ten und sie auch in europäische Zusammenhänge der spätmittelalterlichen Mystik stellten.¹⁷ Das um Dorothea entstandene Schriftgut erscheint als wichtige Quelle gerade für die aus Sicht der historischen Forschung bedeutsamen Einblicke in die Kultur- und Mentalitätsgeschichte in Bezug auf Heiligenverehrung und Kultetablierung sowie die damit verbundenen politischen Auseinandersetzungen um die jeweilige Diskurshoheit. Und auch in der Mystikforschung wurden auf internationaler Ebene Parallelen gezogen, etwa zu Birgitta von Schweden, aber auch zu Margery Kempe.¹⁸

Daneben kann konstatiert werden, dass in den letzten Jahren die Rezeption auf polnischer Seite zunahm und sich im wissenschaftlichen Betrieb eine Auseinandersetzung etabliert hat.¹⁹ Hierbei kann ein Nexus zum Ausbau von Marienwerder (poln. Kwidzyn) als Erinnerungsort hergestellt werden, an dem das Inkusorium Dorotheas im dortigen Dom besucht werden kann. Aber auch einige Kirchen mit dem Patrozinium Dorotheas lassen sich seitdem nachweisen, etwa in der Diözese Elbing²⁰ (poln. Elbląg) oder in Danzig²¹ – auf deutscher Seite scheint es hingegen keine größere Kirche mit Dorothea-Patrozinium zu geben. Bereits Cordelia Heß hatte darauf hingewiesen, dass eine Identifikation mit Dorothea eher auf regionaler Ebene erfolgte als in Bezug auf den Deutschen Orden:

Ihre Verehrung scheint jedoch in ihrer regionalen Verankerung wesentlich eindeutiger zu sein als ihrer Bindung an den Orden. Hierfür spricht die Tatsache, dass diese Verehrung auch noch nach der Deutschordensherrschaft in Preußen Bestand hatte und bis heute in Groß-Montau/Mątowy Wielkie selbst, ihrem Geburtsort, eine

17 Vgl. Ute Stargardt, *Dorothy of Montau*, in: Alastair Minnis/Rosalynn Voaden (Hgg.), *Medieval Holy Women in the Christian Tradition c.1100 – c.1500*. (Brepols collected essays in European culture 1) Turnhout 2010, S. 475–496; Almut Suerbaum/Annette Volting (Hgg.), *Dorothea von Montau und Johannes Marienwerder* (wie Anm. 15).

18 Vgl. Ute Stargardt, *The Influence of Dorothea von Montau on the Mysticism of Margery Kempe*, Ph.D. thesis, University of Tennessee, Knoxville 1981; Liz Herbert McAvoy, *O der lady, be my help. Women's Visionary Writing and the Devotional Literary Canon*, in: *The Chaucer Review* 51 (2016), S. 68–87, bes. S. 72 mit weiterer Literatur.

19 Hier sind vor allem die Arbeiten von Grzegorz Ojcewicz zu nennen, vgl. u.a. die Monographie *Śmiertelna pobożność. Święta Dorota z Mątow. Mity i Rzeczywistość*. Szczytno 2016.

20 Vgl. Samerski, *Dorothea und kein Ende* (wie Anm. 10), S. 215.

21 Vgl. Abbildung 1.

Dorotheenkapelle existiert, in der die Heilige um wunderbare Hilfe gebeten wird.²²

Es lässt sich also beobachten, dass die Frage nach einer nationalgeschichtlichen Zuordnung Dorotheas (Deutschland oder Polen) Auswirkungen auf die akademische Beschäftigung mit der Mystikerin besaß. Die neueren Entwicklungen zeigen dabei, dass sich der Blickwinkel von Dichotomien zwischen Deutsch und Polnisch abwendet und so eine Situierung Dorotheas innerhalb einer Literaturlandschaft Pommerns neue sinnstiftende Funktionen ermöglicht. Somit erhält die Betonung des niederdeutschen sowie vor allem des lateinischen Werkes neue Gewichtung und eröffnet neue Perspektiven auf eine temporale, spatiale, nationale und gattungsgeschichtliche Grenzen überwindende Persönlichkeit und der mit ihr verbundenen Texte.

Im Fall Meister Eckharts lässt sich eine längere und wechselhafte Forschungsgeschichte beobachten. Verschiedene Aspekte wurden und werden in der Forschung kontrovers diskutiert; hingewiesen sei hier nur auf die Häresiedebatte und die Frage, ob Eckhart als Mystiker oder als Philosoph gilt.²³ Aus historiographischer Sicht wurden hierbei bereits zahlreiche Episoden in der ereignisreichen Rezeptionsgeschichte Eckharts untersucht, darunter verstärkt die Rezeption im 19. Jahrhundert sowie im Nationalsozialismus.²⁴ Aus diesem Grund richten die folgenden Ausführungen ihr Augenmerk auf die Entwicklungen der letzten drei Dekaden und auf die Beziehungen zwischen Latein und Deutsch. So ist zuerst festzuhalten, dass die Edition sowohl der deutschen als auch der lateinischen Werke weitestgehend abgeschlossen ist. Während die deutschen Werke einigerma-

22 Heß, Heilige machen (wie Anm. 8), S. 248.

23 Vgl. etwa Kurt Flasch, Meister Eckhart und die „Deutsche Mystik“. Zur Kritik eines historiographischen Schemas, in: Olaf Pluta (Hg.), Die Philosophie im 14. und 15. Jahrhundert. In memoriam Konstanty Michalski (1879-1947). (Bochumer Studien zur Philosophie 10) Amsterdam 1988, S. 439–463.

24 Vgl. etwa Niklaus Largier, Mystik und Tat: Zur populär-publizistischen Eckhartrezeption in deutschen Zeitschriften zwischen 1900 und 1940, in: Irene von Burg/Jürgen Kühnel/Ulrich Müller/Alexander Schwarz (Hgg.), Mittelalter-Rezeption IV: Medien, Politik, Ideologie, Ökonomie. Gesammelte Vorträge des 4. Internationalen Symposions zur Mittelalter-Rezeption an der Universität Lausanne 1989. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 550) Göppingen 1991, S. 27–49. Vgl. auch Andrés Quero-Sánchez (Hg.), Mystik und Idealismus. Eine Lichtung des deutschen Waldes. Akten der vom 19. bis 21. Mai 2016 im Kapitelsaal des Predigerklosters in Erfurt stattgefundenen internationalen interdisziplinären Tagung (Meister-Eckhart-Forschungsstelle am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt). (Studies in Mysticism, Idealism, and Phenomenology 1) Leiden/Boston 2020.

ßen kontinuierlich von Josef Quint und danach Georg Steer ediert wurden, erschienen die weiteren Bände der lateinischen Werke erst nach einer Pause von mehreren Jahrzehnten, nachdem die ersten beiden Bände bereits 1956 (Lateinische Predigten, hg. von Ernst Benz) und 1964 (Genesis-Prolog, hg. von Konrad Weiß) erschienen waren. Bezeichnend hierfür ist die erst 50 Jahre später erfolgte Veröffentlichung des zweiten Teils des ersten Bandes, welcher von Loris Sturlese verantwortet wurde und 2015 erschien. Dieses neue Interesse am lateinischen Eckhart zeigt sich auch in der Forschung, die viel stärker als in der Vergangenheit die Verzahnung der beiden Sprachen ins Blickfeld nahm und hierbei wichtige Erkenntnisse gewinnen konnte – exemplarisch seien hier die Arbeiten von Burkhard Hasebrink und Susanne Köbele aufgeführt.²⁵

Dabei lässt sich zudem eine Fokussierung auf die sprachlichen Interferenzen zwischen Deutsch und Latein beobachten, auch im geografischen Bereich wurde der Schwerpunkt vom oberdeutschen Sprachraum in andere Bereiche verlagert, wobei etwa die Pariser Zeit, aber auch die Rezeption am Niederrhein stärker hervorgehoben wurden. So verwundert es nicht, dass im Anschluss an die Erschließung und Katalogisierung zahlreicher Handschriftenbestände die meisten der neueren Eckhart-Funde im niederdeutschen, aber auch im mitteldeutschen Raum verortet werden können, etwa in der Erfurter Kartause.²⁶ Die Verzahnung der beiden Sprachen wird auch in der Schriftenreihe der *Lectura Eckhardi* sichtbar, in welcher Eckhart-Spezialisten einzelne lateinische und deutsche Predigten ausführlich analysieren, kontextualisieren und interpretieren. Eine Studienausgabe der deutschen Predigten mit einem ausführlichen Kommentar, im Deutschen Klassiker-Verlag durch Niklaus Largier herausgegeben, leistete ebenso ihren Beitrag, dass Eckhart seinen Platz in den Curricula zahlreicher Universitäten fand, nicht ohne jedoch die Rezepti-

25 Vgl. Burkhard Hasebrink, Grenzverschiebung. Zu Kongruenz und Differenz von Latein und Deutsch bei Meister Eckhart, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 121 (1992), S. 369–398 und Susanne Köbele, Bilder der unbegriffenen Wahrheit. Zur Struktur mystischer Rede im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache. (Bibliotheca Germanica 30) Tübingen/Basel 1993.

26 Vgl. Berlin, SBB-PK, Ms. lat. oct. 214 (Eckhart-Sigle B42), die *Meister Eckharts Wirtschaft* enthält. Die Handschrift stammt aus der Kartause Erfurt. Vgl. dazu Burkhard Hasebrink, Die ‚Armutspredigt‘ in der Kartause Erfurt. Ein Fundbericht, in: Meister-Eckhart-Jahrbuch 2 (2008), S. 269–275; Balázs J. Nemes, Meister Eckhart auf der Wartburg. Fundbericht anlässlich der Wiederentdeckung einer frühen Eckhart-Handschrift aus dem Prämonstratenserinnenstift Altenberg im Bestand der Wartburg-Stiftung, in: Wartburg-Jahrbuch 2015, S. 176–202.

onsgeschichte zu vernachlässigen.²⁷ Die Klassifizierung des Deutschen Klassiker-Verlages und die enthaltene Unterreihe „Bibliothek des Mittelalters“ wäre hierbei eine eigene Betrachtung wert, da im Falle Eckharts wiederum einige lateinische Werke in die Reihe aufgenommen wurden – was ansonsten nur für den allerersten Band der Reihe sowie die *Carmina Burana* zutrifft.²⁸ Als Teil einer solchen Historisierung sollte dabei jedoch nicht aus den Augen verloren werden, dass es sich hier zumeist um germanistische Veranstaltungen und Perspektiven handelt, sodass ein Blick in Seminarpläne der einzelnen Hochschulen recht eindeutige Schwerpunktsetzungen vermuten lässt. Aber auch außerhalb der Hochschullandschaft lässt sich eine deutliche Zunahme der Rezeption Eckharts feststellen, die sich nicht nur in der Anzahl der populärwissenschaftlichen Publikationen widerspiegelt, sondern auch die identitätsstiftende Auseinandersetzung mit einschließt. Exemplarisch sei hier auf das Portal der Predigerkirche in Erfurt verwiesen, welches 1998 von Siegfried Krepp gestaltet wurde – und die zunehmende Auseinandersetzung bildender Künstler mit Werk und Person Eckharts dokumentiert.²⁹ Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass im Rahmen der Institutionalisierung – etwa im Rahmen der Meister Eckhart-Gesellschaft und des damit verbundenen jährlich erscheinenden Jahrbuchs – sowohl der deutsche als auch, mit kleineren Abstrichen, der lateinische Eckhart fester Bestandteil des mediävistischen Unterrichts sowie der mediävistischen Forschung sind. Auch die Internationalisierung Eckharts, die etwa in der Anzahl der (nicht nur) englischsprachigen Publikationen reflektiert wird, zeigt eine zunehmende Abweichung von früheren nationalphilologischen Vereinnahmungen. Gerade die Einbettung des Denkens in den interreligiösen Austausch, etwa in der Auseinandersetzung mit Islam und Buddhismus, offenbart sich als fruchtbarer Diskurs.³⁰

27 Zur spätmittelalterlichen Rezeption vgl. vor allem den Sammelband zu der *Paradisus animae intelligentis*-Handschrift, vgl. Burkhard Hasebrink/Nigel F. Palmer/Hans-Jochen Schiewer (Hgg.), „Paradisus anime intelligentis“. Studien zu einer dominikanischen Predigtsammlung aus dem Umkreis Meister Eckharts. Tübingen 2009.

28 Vgl. Walter Haug/Benedikt Konrad Vollmann, *Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800–1150*. (Bibliothek des Mittelalters 1) Frankfurt/Main 1991.

29 Vgl. Abbildung 2.

30 Vgl. exemplarisch Christine Büchner u.a. (Hgg.), *Meister Eckhart – interreligiös*. (Meister-Eckhart-Jahrbuch 10) Stuttgart 2016 sowie bereits Alois M. Haas, *Das Ereignis des Wortes: Sprachliche Verfahren bei Meister Eckhart und im Zen-*

Das dritte Fallbeispiel entstammt der sogenannten ‚Frauenmystik‘. Im Vergleich zu Dorothea und Eckhart dürfte die Forschung zu Mechthild von Magdeburg wohl die größte Entwicklung seit der Regensburger Tagung vollzogen haben. Auch hierfür lassen sich mehrere Gründe eruieren. So erschien 1990 die Edition von Hans Neumann, die die fehlerhafte Edition Gall Morels aus dem 19. Jahrhundert obsolet werden ließ. Nach der Wiedervereinigung konnten dabei die mit der Mystikerin assoziierten Stätten Gegenstand weiterer Untersuchungen werden, etwa Magdeburg oder auch das Kloster Helfta. Infolge der Wiederbesiedelung Helftas durch Schwestern aus dem Zisterzienserkloster Seligenthal in Niederbayern im Jahr 1994 kann sogar die aktive Gestaltung eines Erinnerungsortes beobachtet werden, die sich auch in der bildenden Kunst niederschlägt: So wurde 2007 von der Künstlerin Susan Turcot am Flussufer der Elbe in Magdeburg eine durchsichtige Kunststoffskulptur Mechthilds errichtet.³¹ Eine solche Autorkonstitution bzw. Re-Biographisierung steht dabei im Kontrast zur innerhalb der Forschung herausgearbeiteten Erkenntnissen, welche Mechthild eher als Produkt einer Autorkonstitution auffasst, welches sich im Prozess der Textgenese herausbildete – hier nenne ich vor allem die Arbeiten von Balázs Nemes und Sara Poor.³² Dies zeigt sich nicht nur im Hinblick auf die Autorfigur, sondern auch im Bereich der Textgenese, die stärker den Prozess des Schreibens und Anordnens fokussiert als das tatsächliche ‚Produkt‘ – erst recht in Form der Edition.

Auch die Überlieferungssituation erfuhr in den letzten dreißig Jahren eine Neuperspektivierung. Stand zuvor die Überlieferung im alemannischen Sprachraum im Vordergrund, der als Hauptrezeptionssort des vermeintlich spärlich überlieferten *Fließenden Lichts* ausgemacht worden war, so zeigten zahlreiche Funde gerade auch im mit-

Buddhismus, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 58 (1984), S. 527–569.

31 Vgl. Abbildungen 3 und 4.

32 Vgl. Balázs J. Nemes, Von der Schrift zum Buch – vom Ich zum Autor. Zur Text- und Autorkonstitution in Überlieferung und Rezeption des „Fließenden Lichts der Gottheit“ Mechthilds von Magdeburg. (Bibliotheca Germanica 55) Tübingen/Basel 2010; Sara Poor, Mechthild of Magdeburg and Her Book. Gender and the Making of Textual Authority. (The Middle Ages Series) Philadelphia 2004; Balázs J. Nemes, *sancta mulier nomine Mechthildis*. Mechthild (von Magdeburg) und ihre Wahrnehmung als Religiöse im Laufe der Jahrhunderte, in: Jörg Voigt/Bernward Schmidt/Marco A. Sorace (Hgg.) Das Beginenwesen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 20) Fribourg/Stuttgart 2015, S. 331–351.

teldeutschen Raum – auch hier ist vor allem die Kartause Erfurt zu nennen – einen durchaus beträchtlichen Verbreitungsgrad außerhalb des oberdeutschen Sprachraums.³³ Mit dem Fund der sogenannten „Moskauer Fragmente“ ließ sich hierbei auch der älteste Nachweis des Textes im Mitteldeutschen verorten, somit zeitlich und örtlich näher am vermeintlichen ‚Original‘ stehend als die übrigen Textzeugen.³⁴ Gerade die Verschiebung der Perspektive auf die Überlieferung in Erfurt und Thüringen lässt sich hierbei auch für die anderen Helftaer Mystikerinnen beobachten, etwa am Beispiel einer speziellen Fassung des *Legatus* Gertruds der Großen. Im Vergleich zu Gertrud, aber auch zu Mechthild von Hackeborn wird die Sonderrolle der Magdeburgerin deutlich, zumindest was das gegenwärtige Forschungsinteresse betrifft. Dies mag einerseits seinen Grund in der bereits geschilderten Editionsfrage finden, andererseits liegt aber die Vermutung nahe, dass insbesondere in der Germanistik Mechthild als Vertreterin einer genuin ‚deutschen Frauenmystik‘ eine Vorrangstellung gegenüber den lateinischen Texten der anderen beiden Vertreterinnen einnimmt, wenngleich sowohl der *Liber specialis gratiae* als auch der *Legatus divinae pietatis* zahlreich in der Volkssprache überliefert sind – und bei weitem häufiger. Nichtsdestotrotz hat sich das *Fließende Licht* fest im Kanon nicht nur der deutschsprachigen geist-

33 Vgl. Balázs J. Nemes, *ut earundem testimonio conprobatur*. „Schwester Mechthild“ in der Offenbarungsliteratur von Helfta (mit einem Textabdruck aus der Leipziger Handschrift Ms 827), in: Caroline Emmelius/Balázs J. Nemes (Hgg.), Mechthild und das „Fließende Licht der Gottheit“ im Kontext. Eine Spurensuche in religiösen Netzwerken und literarischen Diskursen im mitteldeutschen Raum des 13.–15. Jahrhunderts. (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 17) Berlin 2019, S. 89–123.

34 Vgl. Balázs J. Nemes, Mechthild im mitteldeutschen Raum. Die Moskauer Fragmente und andere Handschriftenfunde zur Rezeption des ›Fließenden Lichts der Gottheit‹ und seiner lateinischen Übersetzung, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 142 (2013), S. 162–189. Spezifisch zur Sprache der „Moskauer Fragmente“ Catherine Squires, Das Moskauer Mechthild-Fragment. Neues zur Lesung und zur Zusammenstellung des Kodex, in: Nataliya Ganina/Klaus Klein/Catherine Squires/Jürgen Wolf (Hgg.): Deutsch-russische Arbeitsgespräche zu mittelalterlichen Handschriften und Drucken in russischen Bibliotheken. Beiträge zur Tagung des deutsch-russischen Arbeitskreises vom 14. bis 16. September 2011 an der Lomonossov-Universität Moskau aus Anlass des 300. Geburtstages des Universitätsgründers Michail Lomonossov. (Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Sonderschriften 45; Deutsch-russische Forschungen zur Buchgeschichte 2) Erfurt 2014, S. 57–90; dies., Die Sprache der nicht nachgewiesenen Textabschnitte aus der Moskauer Mechthild-Quelle im Aspekt der Zusammenstellung von religiös-mystischen Gebrauchsbüchern im 13. Jahrhundert, in: ebd., S. 165–178.

lichen Literatur, sondern auch im gesamten Kanon der mediävistischen Germanistik festgesetzt, was sich auch an den Seminarplänen der Hochschulen sowie den erhältlichen Leseausgaben beobachten lässt.³⁵

Als eine der wenigen Textmanifestationen einer weiblichen Sprechinstanz hat das *Fließende Licht* auch in der feministischen Forschung besonderes Interesse erfahren. Während ältere Positionen sich vor allem um die Herausarbeitung einer feministischen Theologie bemühten, so differenzierten jüngere Arbeiten eine Varietät an Diskursen, die sich in den Spannungsfeldern Autorität, Körperlichkeit, Dialogizität sowie Klangformen bewegen, wobei immer wieder Rekurse zur Sprache geschlagen wurden.³⁶ Auf zahlreichen Gebieten und Diskussionsfeldern sowohl auf inhaltlicher als auch methodischer Ebene erscheint eine Beschäftigung mit Mechthild im universitären Lehrbetrieb gerechtfertigt und erfolgt in gesteigertem Maße.

Erst recht seitdem die Forschung zu einem Konsens bezüglich der Entstehungssprachen der mit Helfta assoziierten Schriften fand, lässt sich kein Nachlassen der Beschäftigung mit dem *Fließenden Licht* feststellen. Bedeutsam dabei erscheint, dass seit kurzem eine Edition der lateinischen Übersetzung der *Lux Divinitatis* vorliegt,³⁷ wobei sich bisher erst wenige Fachpublikationen eingehender mit der lateinischen Übersetzung aus der Basler Kartause beschäftig-

35 Vgl. etwa die Ausgaben in den für den akademischen Unterrichtsgebrauch verwendeten Reihen bei Reclam bzw. Suhrkamp, Mechthild von Magdeburg, *Das fließende Licht der Gottheit*. Hg. von Gisela Vollmann-Profe. (Bibliothek deutscher Klassiker 181; Bibliothek des Mittelalters 19) Frankfurt 2003; Mechthild von Magdeburg, *Das fließende Licht der Gottheit. Eine Auswahl*. Hg. und übers. von Gisela Vollmann-Profe. (Reclams Universal-Bibliothek (RUB) 18557) Stuttgart 2008.

36 Exemplarisch seien genannt Marianne Heimbach-Steins, „Der ungelehrte Mund“ als Autorität. Mystische Erfahrung als Quelle kirchlich-prophetischer Rede im Werk Mechthilds von Magdeburg. (Mystik in Geschichte und Gegenwart 6) Stuttgart-Bad Cannstatt 1989; Elizabeth A. Andersen, *The Voices of Mechthild of Magdeburg*. Bern u.a. 2000; Frank Tobin, *Mechthild von Magdeburg. A Medieval Mystic in Modern Eyes*. (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture: Literary Criticism in Perspective) Columbia 1995; Isabelle Mandrella, *Die Mystikerinnen des Mittelalters. Philosophierende Frauen zwischen Intellekt und Affekt*, in: Johannes Schaber/Martin Thurner (Hgg.), *Philosophie und Mystik – Theorie oder Lebensform?* Freiburg/München 2019, S. 175–192.

37 Vgl. Mechthild von Magdeburg, *„Lux divinitatis“ – ‚Das Liecht der Gotheit‘*. Der lateinische-frühneuhochdeutsche Überlieferungszweig des ›Fließenden Lichts der Gottheit‹. Synoptische Ausgabe. Hg. von Balázs J. Nemes und Elke Senne unter Leitung von Ernst Hellgardt. Berlin/Boston 2019.

ten.³⁸ Dies gilt ebenso für die alemannische Rückübersetzung der Wolhusener Handschrift, welche ebenfalls in der neueren Edition mitabgedruckt wurde.³⁹ Auf die Vernachlässigung in der Forschung wurde bereits von Antje Willing in der Rezension zur Edition hingewiesen.⁴⁰ Es wird daher spannend zu beobachten sein, inwieweit die Edition der *Lux Divinitatis* zu neueren komparatistischen Untersuchungen beitragen kann. Gerade die Diskrepanz in den zirkulierenden Mechthild-Bildern in Forschung und (Populär-)Kultur lässt hierbei auch in naher Zukunft spannungsbehaftete Diskurse vermuten.

Versucht man sich an einem Fazit der drei Fallstudien, so lassen sich natürlich nur holzschnittartige und weiter zu differenzierende Beobachtungen anstellen. Es wird deutlich, dass Dorothea, Eckhart und Mechthild unterschiedlichen ‚Stadien‘ zugeordnet werden können. Während Dorothea und ihr Text um ihre Stellung im nationalphilologischen Diskurs ringen und sich unterschiedlichen Ordnungen zu entziehen versuchen, kann man Eckhart als post-nationale Konstruktion bezeichnen, da im Zuge seiner philologischen und historiographischen Kontextualisierung dekonstruierende Reflexionen behan-

-
- 38 Vgl. Almut Suerbaum, Sprachliche Interferenz bei Begriffen des Lassens. *Lux Divinitatis* und das *Fließende Licht der Gottheit*, in: Burkhard Hasebrink/Susanne Bernhardt/Imke Früh (Hgg.), *Semantik der Gelassenheit. Generierung, Etablierung, Transformation*. (Historische Semantik 17) Göttingen 2012, S. 33–47; Claire Taylor Jones, Exemplarität und Legitimierung. Zu den Visionen aus der „Lux divinitatis“ in der Dominikus-Vita des Dietrich von Apolda, in: Emmelius/Nemes (Hgg.), *Mechthild und das „Fließende Licht der Gottheit“ im Kontext* (wie Anm. 33), S. 252–279.
- 39 Vgl. zusammenfassend zu den Übersetzungen im Vergleich der Helftaer Schriften Ernst Hellgardt, *Latin and the Vernacular. Mechthild of Magdeburg – Mechthild of Hackeborn – Gertrude of Helfta*, in: Elizabeth Andersen/Henrike Lähnemann/Anne Simon, *A Companion to Mysticism and Devotion on Northern Germany in the Late Middle Ages*. (Brill's Companions to the Christian Tradition 44) Leiden 2014, S. 131–155, zur alemannischen Rückübersetzung bes. S. 137; Gisela Vollmann-Profe, *Mechthild von Magdeburg. Deutsch und Lateinisch*, in: Walter Haug/Wolfram Schneider-Lastin (Hgg.), *Deutsche Mystik im abendländischen Zusammenhang. Neu erschlossene Texte, neue methodische Ansätze, neue theoretische Konzepte*. Kolloquium Kloster Fischingen 1998. Tübingen 2000, S. 133–156; John Margetts, *Latein und Volkssprache bei Mechthild von Magdeburg*, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 12 (1977), S. 119–136.
- 40 Vgl. Antje Willing, Rezension zu „Mechthild von Magdeburg: *„Lux Divinitatis“ – „Das liecht der gottheit“*. Der lateinisch-frühneuhochdeutsche Überlieferungszweig des ‚Fließenden Lichts der Gottheit‘. Synoptische Ausgabe. Hg. von Balázs J. Nemes und Elke Senne, unter Leitung von Ernst Hellgardt, Berlin/Boston 2019, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 143 (2021), S. 299–307, hier S. 300: „Die Vernachlässigung der ›Lux Divinitatis‹ in der Mechthild-Forschung ist wohl nicht zuletzt durch das Fehlen einer zuverlässigen Edition erklärlich.“

delt werden. Oder anders ausgedrückt: Kaum jemand liest Eckhart noch, ohne sich der ‚deutschen Brille‘ bewusst zu sein. Mechthild von Magdeburg hingegen scheint zwischen den beiden Fällen zu liegen. Während einerseits eine klare Verortung innerhalb des deutschen, weiblichen und geistlichen Mittelalters auszumachen ist, so scheint eine Historisierung der Rezeption erst in Ansätzen sichtbar zu werden, sieht man einmal von der Debatte um die Stellung der sogenannten ‚Frauenmystik‘ generell ab. Gerade der Fokus auf die lateinischen Schriften der drei paradigmatisch behandelten Fälle zeigt jedoch, inwieweit nationalphilologische Perspektiven produktiv historisiert und um grenzüberschreitende Perspektiven erweitert werden können. Hierdurch ergeben sich gerade im Hinblick auf die geistliche Literatur Möglichkeiten zur Ausweitung auf die europäische Ebene, etwa bei der Betrachtung der lateinischen Überlieferung der vor allem aus der jeweiligen Nationalsprache behandelten Mystikerinnen, etwa Birgitta von Schweden oder Teresa von Ávila.

Die synchron nebeneinander existierende Pluralität von unterschiedlichen Schichten, die von regionalen Ordnungen bis hin zu einer transnationalen Ebene reichen, scheint ein entscheidender Zugewinn in den letzten drei Dekaden im Hinblick auf die geistliche Literatur zu sein. Zudem wird gerade im Vergleich zum 19. und frühen 20. Jahrhundert deutlich, dass auch die Perspektiven auf Mystiker(innen) der letzten drei Dekaden aus forschungsgeschichtlichem Blickwinkel betrachtet werden sollten und in ihre zeithistorischen Kontexte eingebettet werden müssen. Besonders die letzten drei Dekaden beeinflussten sowohl aus überlieferungsgeschichtlichen Konstellationen, sich daraus ergebenden methodischen Diskursen sowie nicht zuletzt der institutionellen Entwicklung innerhalb des akademischen Betriebs die Stellung und Beurteilung der einzelnen Texte und der mit ihnen assoziierten Autoren. Quantitative Analysen, etwa die Anzahl und Art von Publikationen, Lehrveranstaltungen sowie jedweder anderen Auseinandersetzung sowie qualitative Betrachtungen unter Einschluss differierender Perspektiven offenbaren hierdurch Paradigmenwechsel und/oder -kontinuitäten. Insofern können die Beiträge im Sammelband der Regensburger Tagung auch aus forschungsgeschichtlicher Perspektive gelesen werden, wie die Herausgeber freilich selbst in ihrem Forschungsbericht reflektierten:

Beabsichtigt war eine schwerpunktmäßig germanistisch-literaturwissenschaftlich ausgerichtete Tagung, die aber durch die Einbeziehung benachbarter und dem Tagungsthema gleichfalls verpflichteter Disziplinen ergänzt werden sollte: Mittellateinische Philologie, Geschichtswissenschaft, insbesondere Bildungsgeschichte, Sprachgeschichte, Kunstgeschichte, Handschriften- und Buchkunde, Epigraphik, Geschichte der Naturwissenschaften, Theologie waren ins Auge gefaßt. Bis auf die zuletzt genannte Wissenschaft waren nach Eingang der Anmeldungen alle diese Fächer im Teilnehmerkreis und Vortragsprogramm vertreten.⁴¹

sowie

Im Konzert einer international und von verschiedenen, nicht nur mediävistischen Disziplinen betriebenen Erforschung des Verhältnisses von Latein und Volkssprache suchen auch die in diesem Band vereinigten schwerpunktmäßig germanistischen Beiträge mitzuwirken.⁴²

Gleichzeitig stellt ein solcher Beitrag natürlich wiederum selbst eine Art der Historisierung dar, wenn dieser von einem in Großbritannien lebenden Germanisten geschrieben wird, der somit selbst zum Fallbeispiel für seine Überlegungen wird.⁴³

41 Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer, Vorwort, in: Henkel/Palmer (Hgg.), Latein und Volkssprache (wie Anm. 1), S. Vf., hier S. V.

42 Nikolaus Henkel/Nigel F. Palmer, Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500. Zum Rahmenthema des Regensburger Colloquiums. Ein Forschungsbericht, in: Henkel/Palmer (Hgg.), Latein und Volkssprache (wie Anm. 1), S. 1–18, hier S. 18.

43 Für wertvolle Kommentare danke ich dem Mediävistischen Kolloquium der Universität Erfurt (Sabine Schmolinsky), in dem ich meine Überlegungen im November 2021 vorstellen durfte.



Abb. 1: Artur Andrzej (Foto), Bł. Doroty z Mątowów, Gdańsk (Danzig) – 2007 konsekriert.

URL: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gdańsk_kościół_błogosławionej_Doroty_z_Mątew.JPG [22.1.2022]

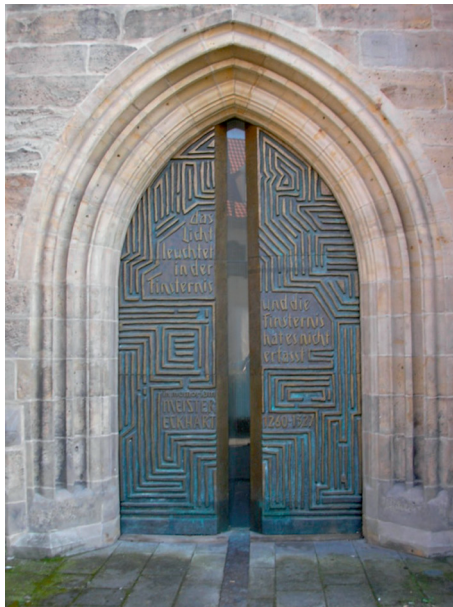


Abb. 2: Michael Sander (Foto), Eckhart- Portal der Predigerkirche Erfurt, 1998 von Siegfried Krepp (1930–2013) gestaltet

URL: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Portal_Predigerkirche_Erfurt.JPG [22.1.2022]



Abb. 3 und 4: Olaf Meister (Fotos), Mechthild von Magdeburg, Skulptur (ca. 2007) von Susan Turcot (*1966), Magdeburg

URL: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mechthild_von_Magdeburg_by_Susan_Turcot#/media/File:Skulptur_Fürstenwall.jpg
[24.07.2022]

URL: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mechthild_von_Magdeburg_by_Susan_Turcot#/media/File:Skulptur_Fürstenwall_nah.jpg
[22.1.2022]

Entschieden mehr als ein *vir trilinguis*.

Latein, Griechisch, Hebräisch und die Volkssprachen im Werk Johannes Reuchlins

Als Mann der alten Sprachen wollte Erasmus von Rotterdam den Juristen und Humanisten Johannes Reuchlin erinnert sehen.¹ Ungeachtet eines eher ambivalenten Verhältnisses, das die beiden Gelehrten unterhalten hatten,² entschloss sich Erasmus, nachdem er die Nachricht erhalten hatte, dass Reuchlin am 30. Juni 1522 in Stuttgart gestorben war, diesen mit dem Dialog *Apotheosis Capnionis* zu ehren.³ Der Text fand Aufnahme in die Neuausgabe der erasmischen *Colloquia*, die Johann Froben in Basel herausbrachte. Angelegt ist er als Gespräch zwischen den Figuren Pompilius und Brassicanus.⁴ Wenn Letzterer betrübt berichten muss, Reuchlin sei tot, nennt er ihn „jene[n] ausgezeichnete[n] Phoenix der dreisprachigen Bildung“⁵ – und gibt damit die Richtung des gesamten Dialogs vor. Der Verstorbene wird geehrt als jemand, der die drei alten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch in hervorragender Weise beherrschte und damit das humanistische Ideal des *vir trilinguis* verkörperte. Brassicanus er-

-
- 1 Die folgenden Überlegungen greifen zurück auf die Deutung des Reuchlinkonflikts, die ich in meiner Dissertationsschrift vorgelegt habe, setzen aber andere Akzente; für ausführlichere Belege und Erläuterungen zu den hier behandelten Texten und Akteuren sei verwiesen auf Jan-Hendryk de Boer, *Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts*. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94) Tübingen 2016.
 - 2 Vgl. Peter G. Bietenholz, Erasmus und die letzten Lebensjahre Reuchlins, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), S. 45–66.
 - 3 Desiderius Erasmus, *Apotheosis Capnionis. De incomparabili heroe Ioanne Reuchlino in divorum numerum relato*, in: Ders., *Colloquia*. Hg. von L.-E. Halkin et al. (*Opera omnia*, Ord. I, 3) Amsterdam 1972, S. 267–273.
 - 4 Die Figur Brassicanus spielt wohl auf den *poeta laureatus* Johannes Alexander Brassicanus, einen Schüler Heinrich Bebel, an, der 1522 Reuchlins Professur in Ingolstadt übernahm; vgl. John L. Flood, *Poets Laureate in the Holy Roman Empire. A Bio-bibliographical Handbook*, 4 Bde., Berlin/New York 2006, Bd. 1, S. 230–234.
 - 5 Erasmus, *Apotheosis Capnionis* (wie Anm. 3), Z. 26, S. 268: „egregius ille trilinguis eruditionis phoenix“.

zählt, er sei in Tübingen einem heiligmäßigen Franziskaner begegnet, der im Traum gesehen habe, wie Reuchlin über eine Brücke zu einem wunderbaren Ort geschritten sei, gefolgt von einem Knaben mit Flügeln, seinem guten Geist. In weitem Abstand sei er verfolgt worden von schwarzen Vögeln, die Reuchlin jedoch verscheucht habe. Nun sei der Kirchenvater Hieronymus erschienen und habe Reuchlin als „collega sanctissime“⁶ begrüßt. Wegen seiner heiligen Arbeit sei der Ankömmling für die Gemeinschaft der Himmlischen bestimmt. Ausgezeichnet wird er als *vir trilinguis*, wie jenes Gewand verdeutlicht, das Hieronymus dem von Erasmus ersonnenen Traum zufolge dem Ankömmling übergeben habe: Es sei nämlich mit Zungen in drei Farben verziert gewesen. Schließlich seien beide durch eine Feuersäule in den Himmel erhoben worden. Damit endete der Figur Brassicanus zufolge der Traum des namentlich nicht genannten Franziskaners.

30 Jahre später ehrte ein anderer Humanist Reuchlin. Philipp Melanchthon verfasste 1552 eine Rede auf seinen langjährigen Förderer, mit dem er sich in dessen letzten Lebensjahren allerdings angesichts der unterschiedlichen Haltungen zu Luthers Ideen und der Wittenberger Reformation entzweit hatte.⁷ Vorgetragen wurde die Ansprache von Martin Simon aus Brandenburg, dem Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Wittenberg. Davon, dass sich Melanchthon und Reuchlin einst entfremdet hatten, war 1552 nicht mehr die Rede. Vielmehr wurde an einen großen Humanisten erinnert, der für die Etablierung der *studia humanitatis* in Deutschland einen entscheidenden Beitrag geleistet habe. Im Rückblick erschienen Melanchthon die Jahrzehnte um 1500 sogar als ein goldenes Zeitalter der Bildung, das noch nicht von den späteren Brüchen zwischen Anhängern und Gegnern der Reformation geprägt gewesen sei und in dem man den humanistischen Studien wie der Gelehrsamkeit insgesamt sehr wohlwollend gegenübergestanden habe. Reuchlins Geschichte zu kennen, hält Melanchthon insbesondere deshalb für wichtig, weil jener das Studium des Hebräischen, das für die Kirche so wichtig sei, als Erster unter all jenen, welche Lateinisch schrieben, vorangetrieben habe. Nicht nur habe er, so erinnert Melanchthon,

6 Ebd., Z. 115, S. 270.

7 Philipp Melanchthon, *De Capnione Phorcensi*, in: Ders., *Opera quae supersunt omnia*, Bd. 11. Hg. von Karl Gottlieb Bretschneider. (Corpus Reformatorum 11) Halle 1843, Sp. 999–1010.

eine auf Latein verfasste hebräische Grammatik herausgegeben, sondern auch ein besseres Verständnis der Propheten ermöglicht.⁸

Mit diesem Auftakt sind Ton und Thema der Rede gesetzt. Reuchlin wird darin wiederum als Mann der Sprachen vorgestellt. Die Gelehrtensprachen zu lernen und zu lehren, strukturiert seinen Lebensweg. Nach ersten Studien in seiner Heimat habe er in Paris studiert. Dort habe er bei Georgius Hermonymus aus Sparta Griechisch gehört, was auch durch zwei von diesem an Reuchlin gerichtete, wohl auf 1479 zu datierende Briefe belegt ist,⁹ und sich in der lateinischen Sprache und der aristotelischen Dialektik geübt.¹⁰ Später habe er in Basel mehrere griechische Bücher gelesen und abgeschrieben. Hier sei er zudem in Amerbachs Offizin als Korrektor tätig gewesen. In dieser Funktion habe er den *Vocabularius brevilocus*, ein lateinisch-lateinisches Wörterbuch, für den Druck redigiert. In Frankreich habe Reuchlin die Rechte studiert und Griechisch unterrichtet. Zurück in Deutschland sei er in den Dienst Eberhards im Bart getreten. Von diesem sei er mehrfach auf Gesandtschaftsreisen geschickt worden, so auch 1492 zu Kaiser Friedrich III. nach Linz, wo er dem Juden Jakob Jehiel Loans begegnet sei. Von diesem sei er im Hebräischen unterwiesen worden. Zudem habe er auf dessen Vermittlung als Belohnung für eine bei Hofe gehaltene Rede einen schönen hebräischen Kodex mit den Büchern Moses und den Propheten erhalten – der heute im Besitz der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe als Codex Reuchlin 1 ist. Die Lektüre der Propheten im hebräischen Original habe ihn gleichermaßen die Lehre der Kirche und den Gebrauch dieser Sprache besser kennenlernen lassen.¹¹ Seine Fähigkeiten im Hebräischen habe Reuchlin auf einer weiteren Gesandtschaftsreise vervollkommen. 1498 wurde er vom Württemberger Herzog Eberhard im Bart nach Rom geschickt, wo er in Obadiah Sforza aus Cesena einen weiteren jüdischen Lehrer fand.¹² Zudem habe er den Griechen Johannes Argyropoulos gehört, der über Thukydides gelesen habe. Auf dessen Bitte hin habe Reuchlin diesen Text auf Griechisch vorgetra-

8 Ebd., Sp. 1000f.

9 Johannes Reuchlin, Briefwechsel. Hg. von Matthias Dall'Asta und Gerald Dörner, 4 Bde., Stuttgart-Bad Cannstatt 1999–2013, Bd. 1, Nr. 7, S. 26–30.

10 Melancthon, De Capnione Phorcensi (wie Anm. 7), Sp. 1001f.

11 Ebd., Sp. 1003f.

12 Vgl. Saverio Campanini, Reuchlins jüdische Lehrer aus Italien, in: Gerald Dörner (Hg.), Reuchlin und Italien. (Pforzheimer Reuchlinschriften 7) Stuttgart 1999, S. 69–85.

gen und mit seinen Kenntnissen den byzantinischen Gelehrten so sehr beeindruckt, dass er begeistert ausgerufen habe: „Graecia nostro exilio transvolavit Alpes.“¹³ Melanchthon hat in seiner Erzählung übrigens zwei Romaufenthalte Reuchlins vermischt: Die Begegnung mit Argyropulos fand bereits 1492 statt.

Die Beschäftigung mit dem Hebräischen bestimmt Melanchthons Rede zufolge Reuchlins Leben auch in den folgenden Jahren: Mit seiner hebräischen Grammatik und einer grammatischen Erläuterung der Psalmen habe er sich um Kirche und Nachwelt große Verdienste erworben, da er so vielen beim Erlernen des Hebräischen geholfen habe. Andere Gelehrte hätten später weitere hebraistische Arbeiten veröffentlicht, wobei sie eingestandenermaßen auf Reuchlins Wirken aufbauten.¹⁴ Dessen Sprachbeherrschung ordnete Melanchthon in einen heilsgeschichtlichen Zusammenhang ein: Die Kenntnis dieser Sprachen zähle zu jenen Gaben, die Gott der Kirche zugeteilt habe, denn sie seien notwendig, um die Quellen zu erkennen. Daher habe Gott Hebräisch und Griechisch nicht untergehen lassen: „Existimemus igitur singulari consilio Dei earum studia excitari, et grati simus iis, quorum laboribus multi erudiuntur.“¹⁵ In der Folge wird der Konflikt ausführlich thematisiert, in den Reuchlin durch sein 1510 verfasstes Plädoyer, dass der Erhalt und das Studium jüdischer Bücher rechtlich geboten und wissenschaftlich wie religiös wünschenswert sei, gestürzt wurde. Schließlich habe er sogar die Verurteilung seines 1511 gedruckten *Augenspiegels* durch Papst Leo X. hinnehmen müssen. Am Ende seines Lebens sei ihm, so beschloss Melanchthon seine Ausführungen, jedoch Frieden beschieden gewesen, der bezeichnenderweise in der Beschäftigung mit den Sprachen bestand: 1520 wurde Reuchlin auf den Lehrstuhl für Griechisch und Hebräisch in Ingolstadt berufen.¹⁶

Das von Erasmus und Melanchthon gezeichnete Bild eines *vir trilinguis* entspricht Reuchlins Selbstpräsentation. 1518 veröffentlichte er beim befreundeten Drucker Thomas Anshelm das hebraistische Lehrwerk *De accentibus et orthographia linguae Hebraicae*. Gewidmet

13 Melanchthon, *De Capnione* (wie Anm. 7), Sp. 1005: „Unser Griechenland ist über die Alpen geflogen.“

14 Ebd., Sp. 1006.

15 Ebd.: „Wir sollten es also dem einzigartigen Ratschluss Gottes zuschreiben, dass das Studium dieser [Sprachen] ausgeübt wird, und denen dankbar sein, durch deren Mühen viele gebildet wurden.“

16 Ebd., Sp. 1009.

war es Kardinal Adriano Castellesi, von dem er sich tatkräftige Unterstützung bei dem seit 1514 in Rom geführten Prozess gegen seinen *Augenspiegel* erhoffte. In der Vorrede erinnert Reuchlin an seinen Bildungsgang, den er als fortgesetztes Studium der Sprachen inszeniert: „Nihil omnium tanta animi vel contentione vel cupidine sum sectatus, quanta multiplex illud externarum linguarum studium, ut non dubitem signa genii me flagrantis insecutum.“¹⁷ Keine Lebensphase habe es gegeben, in welcher er sich nicht damit beschäftigt habe, die Menschen zur Erkenntnis der äußeren Weisheit und zur Kenntnis der Sprachen der Heiden zu führen. Dies versteht er als Hinwendung zum Niederen im Unterschied zum Bemühen, das Hocherhabene zu erfassen. Reuchlin spielt damit auf seine eigenen spekulativen Interessen an, die sich in seinen kabbalistischen Studien niederschlugen, und kontrastiert sie mit der elementaren Tätigkeit des Sprachlehrers, der seinen Zeitgenossen zu einer besseren Beherrschung der alten Sprachen verhelfen wollte.

Sein eigener Studienweg, so erinnert er sich, habe ihn zunächst nach Basel geführt, wo er die raue und rohe Philosophie dieser Zeit erlernt habe – eine wenig schmeichelhafte Anspielung auf die universitäre Scholastik. Immerhin räumt er ein, es habe damals bereits einige Professoren gegeben, die sich um eine Wiederherstellung der *literae* bemüht hätten, also humanistische Studien getrieben hätten. Als er selbst zu unterrichten begonnen habe, sei sein Ansinnen gewesen, als Grammatiklehrer und nicht als kunstvoller Redner angesehen zu werden.¹⁸ Als nächste Phase auf seinem Bildungsweg benennt Reuchlin das Studium des Griechischen, „sine quibus nemo sat politus censi potest“.¹⁹ Hier folgt er dem humanistischen Selbstverständnis, das auch Erasmus oder Melanchthon vertraten. Gräzistische Studien seien damals argwöhnisch beäugt worden, da man sie mit den schismatischen Byzantinern in Verbindung gebracht habe. Er selbst habe jedoch davon unbeeindruckt diese Studien vorangetrieben. Auf diese Weise habe er seine ganze Jugend dem Studium und der Förderung der *literae* gewidmet. Schließlich habe er sich, gleichsam als Fortsetzung dieser Bestrebungen, dem Hebräischen zugewandt, wobei

17 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 4, Nr. 325, Z. 27–29, S. 24: „Mit so großem Eifer des Geistes und solcher Begierde verfolgte ich nichts mehr als jenes vielfache Studium fremder Sprachen, so dass ich nicht zweifle, den Zeichen eines in mir brennenden Genius gefolgt zu sein.“

18 Ebd., Z. 32–46, S. 25.

19 Ebd., Z. 47f., S. 25: „ohne welches niemand für geschliffen gelten kann“.

er mit erheblichen Kosten unter den Juden die gelehrtesten Lehrer gewonnen habe. Von den so erworbenen Kenntnissen habe er sich großen Nutzen für das Christentum versprochen, nicht etwa Ruhm oder materiellen Gewinn, wie ihm seine Gegner vorhielten – erneut eine Anspielung auf die Polemiken des Judenbücherstreits.²⁰

Reuchlin erscheint in diesen drei Porträts als Mann der Sprachen, als wahrhafte Verkörperung des humanistischen Ideals des *vir trilinguis*. Dabei verband er die Rolle des Sprachlehrers mit derjenigen des spekulativen Denkers, wobei er selbst, aber auch Melanchthon und Erasmus sein Wirken in der Breite vor allem in seiner Vermittlung hebraistischen und gräzistischen Wissens, zudem in seiner Tätigkeit als lateinischsprachiger Autor sahen. Auffällig ist, dass Beherrschung und Gebrauch der Volkssprachen in diesen Würdigungen keine Erwähnung finden. Darin folgen sie dem im nordalpinen Humanismus um 1500 dominierenden Ideal, das von einem Vorrang der antiken Sprachen vor den Volkssprachen ausging. Dementsprechend richteten die Humanisten im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert ihre Bemühungen, in den richtigen und guten Gebrauch der Sprache einzuführen, vorrangig auf das Lateinische, daneben auch auf das Griechische und Hebräische.²¹ Im Unterschied gerade zu den Vorstellungen und der gelehrten Praxis eines Erasmus von Rotterdam, dessen Werke von einer starken Bevorzugung des Lateinischen und Griechischen kündeten, wohingegen er den Volkssprachen als Medium gelehrter Tätigkeit sehr skeptisch gegenüberstand, beschränkte sich Reuchlin ungeachtet der referierten Selbsterzählung in der Praxis nicht auf die Rolle des *vir trilinguis*. Vielmehr verfasste er verschiedene Schriften auf Deutsch, zudem beherrschte er seit seinem Studium in Orléans und Poitiers auch das Französische. Damit verkörpert er jenen vielsprachigen Humanismus, der in der Forschung erst allmählich wiederentdeckt wurde.²²

20 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 4, Z. 67–79, S. 26.

21 Vgl. Volkhard Wels, *Triviale Künste. Die humanistische Reform der grammatischen, dialektischen und rhetorischen Ausbildung an der Wende zum 16. Jahrhundert.* (Studium litterarum 1) Berlin 2000.

22 Vgl. etwa Alexander Winkler/Florian Schaffenrath (Hgg.), *Neo-Latin and the Vernaculars. Bilingual Interactions in the Early Modern Period.* Leiden/Boston 2019; Regina Toepfer/Johannes Klaus Kipf/Jörg Robert (Hgg.), *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620).* (Frühe Neuzeit 211) Berlin/Boston 2017; Jan Bloemendal (Hg.), *Bilingual Europe. Latin and Vernacular Cultures, Examples of Bilingualism and Multilingualism c. 1300–1800.* (Brill's Studies in Intellectual History 239) Leiden/Boston 2015;

Diese Feststellung soll den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen bilden. Vorgestellt werden schrittweise Reuchlins Sprachen. Dabei wird ausführlich für das Lateinische, das Griechische, das Hebräische, das Deutsche und das Französische gezeigt, in welchen Schriften und bei welchen Gelegenheiten sich Reuchlin ihrer bediente. Deutlich werden wird, dass Reuchlin sich sehr bewusst für den Gebrauch einer bestimmten Sprache entschied. Seine Wahl traf er in Abhängigkeit von den jeweiligen kommunikativen Kontexten, den Zielen seiner Schriften und Äußerungen, dem anvisierten Publikum und den vermittelten Inhalten. Im abschließenden Teil dieses Beitrags wird anhand dieses Befundes jene implizite Sprachtheorie rekonstruiert, die den dargelegten Sprachgebrauch Reuchlins leitete. Anhand ihrer kann erklärt werden, warum er zu bestimmten Zwecken zu einer der Gelehrtensprachen oder zur Volkssprache griff. Dass er dabei auch und insbesondere pragmatischen Erwägungen folgte, wird sich als Folge seiner sprachtheoretischen Annahmen erweisen. Der Einsatz der jeweiligen Sprache folgte, so will ich zeigen, einem Nachdenken über Eigentümlichkeiten, Gebrauch, Möglichkeiten und Geschichte der Sprachen sowie aufgrund von sprachsoziologischen Erwägungen in Bezug auf die Sprachen und die ihnen adäquaten Publika.

I. Latein als Kommunikationsmedium der Gelehrten

Wie bei anderen Humanisten seiner Zeit war Latein für Reuchlin die wichtigste Sprache, wenn auch nicht hinsichtlich des Wertes, den er

Nicola McLelland/Hans-Jochen Schiewer/Stefanie Schmitt (Hgg.), *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Tübingen 2008; Simone Drücke, *Humanistische Laienbildung um 1500. Das Übersetzungswerk des rheinischen Humanisten Johann Gottfried*. (Palaestra 312) Göttingen 2001; Joachim Knappe, *Das Deutsch der Humanisten*, in: Werner Besch et al. (Hgg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2. Aufl., 2. Teilbde. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,2) Berlin/New York 2000, S. 1673–1681; Klaus Grubmüller, *„Deutsch“ an der Wende zur Neuzeit*, in: Walter Haug (Hg.), *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*. (Fortuna Vitrea 16) Tübingen 1999, S. 263–285; Wilhelm Kühlmann, *Nationalliteratur und Latinität. Zum Problem der Zweisprachigkeit in der frühneuzeitlichen Literaturbewegung Deutschlands*, in: Klaus Garber (Hg.), *Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des ersten Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit*. Tübingen 1989, S. 164–206.

ihr zumaß, denn diesbezüglich stand Latein aus seiner Sicht weit hinter Hebräisch als Sprache der Offenbarung Gottes zurück, so doch hinsichtlich ihres Gebrauchs. Das Lateinische verwendete er in unterschiedlichen kommunikativen Kontexten, zu verschiedenen Zwecken und in vielerlei Textsorten.²³ Gewöhnlich schrieb er seine Briefe auf Lateinisch, die Mehrzahl seiner Korrespondenzpartner bediente sich ebenfalls der Gelehrtensprache. Dementsprechend dominieren lateinische Briefe in den beiden Sammlungen von an Reuchlin gerichteten Schreiben, die 1514 und 1519 als *Clarorum virorum epistolae* beziehungsweise *Illustrium virorum epistolae* bei Thomas Anshelm veröffentlicht wurden.²⁴ Ihr unmittelbarer Zweck war es, Reuchlins herausragende Stellung in der Gelehrtenwelt angesichts der Angriffe zu dokumentieren, die im Konflikt um sein Gutachten zum Umgang mit jüdischen Büchern von seinen Gegnern geführt wurden. Als Verfasser von an Reuchlin gerichteten Briefen trat nicht nur die Prominenz deutscher Humanisten wie Rudolf Agricola, Sebastian Brant, Heinrich Bebel, Mutianus Rufus, Beatus Rhenanus, Willibald Pirckheimer, Konrad Peutinger, Johannes Cuspinian, Hermann von dem Busche, Jodocus Gallus, Joachim Vadian oder Adam Werner von Themar auf, sondern auch Italiener wie die Philosophen Marsilio Ficino und Gianfrancesco Pico della Mirandola, der Drucker Aldo Manuzio oder der Theologe Egidio da Viterbo. Jacques Lefèvre d'Étaples, John Fisher und Erasmus von Rotterdam verströmten zusätzlich internationalen Glanz. Mit einigen der Genannten war Reuchlin erst in direkten Kontakt getreten, als er um publizistische Unterstützung gegen die Kölner Dominikaner ersuchte, mit anderen verband ihn eine teils jahrzehntelange Beziehung.

Inhaltlich wurden bis zum Ausbruch des Judenbücherstreits die üblichen Themen humanistischer Briefwechsel behandelt: Man lobte die humanistischen Studien und versicherte sich ihres Wertes, be-

23 Eine Übersicht über Reuchlins Werke mit Nachweis der Erstdrucke bietet Gerald Dörner, Art. „Reuchlin, Johannes“, in: Franz Josef Worstbrock (Hg.), *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, 3 Bde., Berlin [u.a.] 2008–2015, Bd. 2, Sp. 579–633.

24 Johannes Reuchlin, *Clarorum Virorum Epistolae latinae graecae et hebraicae uariis temporibus missae ad Ioannem Reuchlin Phorcensem LL. doctorem*. Tübingen: [Thomas Anshelm], 1514 (VD 16 R 1241); *Illustrium virorum epistolae, hebraicae, graecae et latinae, ad Ioannem Reuchlin Phorcensem, virum nostra aetate doctissimum diversis temporibus missae, quibus iam pridem additus est Liber secundus nunquam antea editus Reuchlinistarum exercitum pagina inuenies moxsequenti*. Hagenau: Thomas Anshelm, 1519 (VD 16 R 1242).

kundete sich wechselseitig seiner Sympathie und Freundschaft, übersandte eigene Schriften und tauschte Bücher aus, man diskutierte philologische und textkritische Probleme. Wollte man Reuchlins besondere Stellung in der Gelehrtenwelt ehrend hervorheben, eignete sich ein Hinweis auf dessen sprachliche Kompetenzen. So bemerkte Heinrich Bebel in einem 1496 an Reuchlin gesandten Brief, selbst unter Franzosen und Italienern könne kaum jemand vergleichbare Sprachkenntnis aufweisen, sogar die Alten übertreffe er. Zwar habe Hieronymus gleichfalls alle drei Sprachen beherrscht, danach habe es jedoch offenbar keinen *vir trilinguis* mehr gegeben.²⁵ Rutger Sycamber zeigte sich ebenfalls sehr beeindruckt davon, dass Reuchlin neben Lateinisch auch Griechisch und Hebräisch konnte, was sehr selten sei.²⁶ Große Mühen habe er auf sich genommen, um diese Kenntnisse zu erlangen, die jedermann in Erstaunen versetzten. Nun, nach ihrem persönlichen Zusammentreffen sei er überzeugt, dass die vielfach geforderte Dreisprachigkeit wirklich möglich sei.

Andere Humanisten schätzten Reuchlin erklärtermaßen als lateinischen Stilisten. Heinrich Bebel, Konrad Celtis und Sebastian Brant schickten ihm Gedichte, teils – im Falle Bebels – um ihn um ein Urteil zu bitten, teils – im Falle von Celtis und Brant – um ihn zu ehren.²⁷ Reuchlin selbst hat ebenfalls immer wieder Gedichte verfasst,²⁸ wobei es sich überwiegend um Gattungsbeiträge handelt, die man entsprechend der für spätere Zeiten entwickelten Terminologie als Gelegenheitsgedichte bezeichnen könnte. Viele der erhaltenen Dichtungen entstanden im Kontext der *sodalitas literaria Rhenana*, in der kleine poetische Anreden unter den Mitgliedern üblich waren, um sich der wechselseitigen Sympathie und Freundschaft zu versichern.²⁹ Indem man derartige Texte an andere Gelehrte richtete, ge-

25 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 79, Z. 9–15, S. 248.

26 Ebd., Bd. 1, Nr. 89, Z. 10–13, S. 291.

27 Ebd., Bd. 1, Nr. 79, S. 247–258; Nr. 85, S. 279–281; Nr. 120, S. 378f.

28 Vgl. Stefan Rhein, Johannes Reuchlin als Dichter. Vorläufige Anmerkungen zu unbekannten Texten, in: Hans-Peter Becht (Hg.), Pforzheim in der frühen Neuzeit. Beiträge zur Stadtgeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts. Sigmaringen 1989, S. 51–80.

29 Hugo Holstein, Johann Reuchlins Komödien. Ein Beitrag zur Geschichte des lateinischen Schuldramas. Halle 1888, S. 5f. (Gedicht an Heinrich von Büнау); Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 87, S. 284–287 (an Johannes von Lamberg); ebd., Nr. 60, S. 186–188 (an Konrad Celtis); ebd., Nr. 93, S. 303–305 (an Jakob Wimpfeling). Zu den humanistischen Sodalitäten und den in ihnen gepflegten Praktiken vgl. Christine Tremel, Humanistische Gemeinschaftsbildung.

währte man diesen demonstrativ Anerkennung als Humanist – ein für die Zugehörigkeit zur Bewegung konstitutiver Mechanismus.³⁰

Wie derartige Freundschaftsgedichte und Nachrufe gehören poetische Beigaben zum Druck eigener und fremder Werke zum humanistischen Alltagsgeschäft. So kamen das gräzistische Lehrwerk *Cotidianiana colloquia*,³¹ seine hebräische Grammatik, die *Rudimenta hebraica*,³² und mehrere seiner Übersetzungen³³ im Druck mit poetischen Werbungen und Erläuterungen aus der Feder des Autors daher. Üblich war, dass von humanistischen Mitarbeitern einer Offizin beigesteuerte poetische Rahmungen den Absatz eines Druckes erhöhen sollten. Dementsprechend begann die Zusammenarbeit zwischen Reuchlin und Thomas Anshelm mit einem Lobgedicht auf den Drucker, das der Humanist 1503 zu der von Wimpfeling besorgten Ausgabe von *De laudibus sanctae crucis* des Hrabanus Maurus beisteuerte.³⁴ Reuchlin ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, seine Heimatstadt Pforzheim zu preisen, da Anshelms Offizin seit 1495/96 hier ansässig war.

Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit. (Historische Studien und Texte 12) Hildesheim [u.a.] 1989.

- 30 Vgl. Harald Müller, 'Specimen eruditionis'. Zum Habitus der Renaissance-Humanisten und seiner sozialen Bedeutung, in: Frank Rexroth (Hg.), Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter. (Vorträge und Forschungen 73) Ostfildern 2010, S. 117–151; Johannes Klaus Kipf, Humanistische Freundschaft im Brief. Zur Bedeutung von *amicus*, *amicitia* und verwandter Begriffe in Briefcorpora deutscher Humanisten 1480–1520, in: Gerhard Krieger (Hg.), Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter. Berlin 2009, S. 491–509; Eckhard Bernstein, From Outsiders to Insiders. Some Reflections on the Development of a Group Identity of the German Humanists between 1450 and 1530, in: James V. Mehl (Hg.), In Laudem Caroli. Festschrift Charles G. Nauert. (Sixteenth Century Essays and Studies 49) Kirksville, Mo. 1998, S. 45–64; Erika Rummel, Professional Friendships among Humanists. Collaboration or Conspiracy?, in: ebd., S. 35–43.
- 31 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 34, Z. 13f., S. 108.
- 32 Johannes Reuchlin, De rudimentis hebraicis libri III. Pforzheim: Thomas Anshelm, 1506, ND Hildesheim/New York 1974, Bl. 1.
- 33 Z.B. (Ps-)Hippokrates: De praeparatione hominis, ad Ptolemaeum regem. nuper e græco traductus a Ioanne Reuchlin Procensi legum imperialium doctore. Tübingen: Thomas Anshelm, 1512 (VD 16 H 3781), fol. a6v.
- 34 Hrabanus Maurus, De laudibus sancte Curicis opus erudicione versu prosaque mirificum. Pforzheim: Thomas Anshelm, 1503 (VD 16 H 5271), fol. Aa 2r. Das Gedicht ist ediert in Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 122, S. 382–386.

Wiederum in den 1490er Jahren entstanden sind zwei theologische Gedichte Reuchlins: ein Karfreitagsgedicht und ein Marienlob.³⁵ Überliefert sind sie in einem Kollektaneenbuch des Regensburger Augustinereremiten Hieronymus Streitel. Laut einer Notiz Streitels habe Reuchlin das erstgenannte Werk am Karfreitag des Jahres 1492 diktiert, als ihn eine diplomatische Mission nach Regensburg geführt hatte. Gestaltet ist es als fiktives Epitaph für das Grab in Jerusalem.³⁶ Die kürzere Anrufung Mariens in acht Distichen betont Reuchlins Frömmigkeit. Um die enge Verbindung mit Maria zu demonstrieren, lässt der Dichter die Verse mit den Buchstaben seines Namens beginnen.³⁷ Ernsthaft im Ton ist schließlich auch ein 1494 verfasstes, an seinen Bruder Dionysius gerichtetes Gedicht gehalten, das ihn, der im Vorjahr in Tübingen immatrikuliert worden war, mahnte, sich nicht sinnlichen Verlockungen oder dem süßen Nichtstun hinzugeben, sondern eifrig zu studieren.³⁸

Die erhaltenen Reden Reuchlins dienten als anlassbezogener Einsatz humanistischer Sprachbeherrschung wiederum dazu, die Überzeugungen des Verfassers ins rechte Licht zu rücken und dessen Fertigkeiten als lateinischer Stilist zu demonstrieren. Zu dichten und Reden zu halten, war für aufstrebende Humanisten eine wesentliche Möglichkeit, Interesse von Förderern auf sich zu ziehen, sich in der Gelehrtenwelt einen Namen zu machen und Anerkennung als Repräsentant der humanistischen Bewegung zu erlangen, indem man die eigene Begeisterung für die *studia humanitatis* öffentlich beteuerte und verwirklichte. Die ersten beiden erhaltenen Reden Reuchlins folgen zudem einer anderen Tradition: derjenigen der Universitätsrede.³⁹ 1477 trat Reuchlin vor den Studenten und Professoren der Universität Basel anlässlich der Bakkalaureatsverleihung als Redner

35 Matthias Dall'Asta, Christi Grab und Mariens Himmelsleiter. Editio princeps zweier Carmina theologica Johannes Reuchlins, in: Ditte Bandini/Ulrich Kronauer (Hgg.), Früchte vom Baum des Wissens. 100 Jahre Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Heidelberg 2009, S. 381–393.

36 Ebd., S. 384–387.

37 Ebd., S. 387f.

38 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 65, S. 204–206.

39 Vgl. Albert Schirrmester, Universitätsreden, in: Jan-Hendryk de Boer/Marian Füssel/Maximilian Schuh (Hgg.), Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen- und Methodenhandbuch. Stuttgart 2018, S. 559–577; Clémence Revest (Hg.), Discours académiques. L'éloquence solennelle à l'université entre scolastique et humanisme. (Rencontres 438) Paris 2020.

auf.⁴⁰ Inhaltlich folgte er dem Muster der humanistischen Programmrede, wie es sich in Italien entwickelte und inzwischen auch nördlich der Alpen praktiziert wurde.⁴¹ Er entfaltete die Eckpunkte des humanistischen Bildungsprogramms, wobei er den eigenen Studienweg als Exempel einsetzte. Ziel war es, die Hörer zu motivieren, ihr Leben den *literae* zu widmen, wie er es selbst getan hatte. Reuchlin betonte dabei die Verdienste seiner Lehrer, insbesondere des Juristen Jakob Hugonis, aber auch andere Basler Professoren wurden namentlich ausgezeichnet. Inhaltlich steht die Bedeutung der Moralphilosophie im Zentrum der Rede. Sie wird als Hilfsmittel vorgestellt, das die Studenten auf dem schmalen Pfad der Tugend leiten und sie vom Laster abhalten solle. Vorbildlich seien dabei die antiken Gelehrten, die sich ganz der Philosophie verschrieben und konsequent auf Gesellschaft, Habgier, Luxus und Maßlosigkeit verzichtet hätten. Nachdem Reuchlin auf die Tübinger Humanistenlektur berufen worden war,⁴² hielt er zu Beginn seiner dortigen Lehrtätigkeit Ende 1481 oder Anfang 1482 wiederum eine Rede, deren Entwurf allerdings nur fragmentarisch überliefert ist.⁴³ Neben den üblichen ausladenden Bescheidenheitsformeln, wie er sie bereits in Basel gebraucht hatte, findet sich ein Rekurs auf den eigenen Bildungs- und Karriereweg: Reuchlin erinnert daran, erst kürzlich aus Frankreich gekommen zu sein. Seine Erfahrungen sollten den Studenten als Vorbild dienen, denn stets stünden Heimkehrer in der Gefahr, dem Müßiggang zu verfallen, ein Verdacht, den der Redner für sich zurückweisen konnte, hatte er doch bereits zu Beginn der Rede den eigenen Arbeitseifer betont.

Während die Tübinger und die Basler Rede allenfalls lokal Aufmerksamkeit erregten, wurde eine dritte Rede Reuchlins rasch im Druck verbreitet. Mehrere Briefe bezeugen die Anerkennung, die sie ihm eintrug.⁴⁴ Im Frühjahr 1498 hatte ihn der Heidelberger Kurfürst Philipp der Aufrichtige nach Rom geschickt, um Papst Alexander VI.

40 Johannes Reuchlin, Briefwechsel. Hg. von Ludwig Geiger. Tübingen 1875, S. 340–345.

41 Vgl. Jan-Hendryk de Boer, *Die Gelehrtenwelt ordnen. Zur Genese des hegemonialen Humanismus*. (Humanismus, Spätmittelalter, Reformation 101) Tübingen 2017, S. 62–120.

42 Vgl. Sönke Lorenz, *Scholastik und Humanismus. Zur Genese der Fachprofessur an der Tübinger Artistenfakultät (1477–1568). Eine Einführung*, in: Ders. et al. (Hgg.), *Die Universität Tübingen zwischen Scholastik und Humanismus*. Ostfildern 2012, S. 11–93, hier S. 21.

43 Martin Sicherl, *Zwei Reuchlin-Funde aus der Pariser Nationalbibliothek*. Mainz/Wiesbaden 1963, S. 774–777.

44 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 91, Z. 10f., S. 300.

darum zu bitten, die Exkommunikation aufzuheben, die über den Pfalzgrafen wegen seiner andauernden Streitigkeiten mit der Abtei Weißenburg verhängt worden war. Zudem benötigte der Hof einen Dispens, um Ruprecht, Philipps Sohn, mit seiner Cousine Elisabeth von Bayern zu verheiraten. Reuchlin wurde die Ehre zuteil, die Sache seines Herrn oratorisch vor dem Papst zu vertreten. Um diesen günstig zu stimmen, wurden seine herrscherlichen Tugenden ausgiebig gelobt. Den Kurfürsten präsentierte er als unschuldiges Opfer Weißenburger Verleumdungen und damit als würdigen Gegenstand päpstlicher Milde und Menschlichkeit. Gedruckt wurde dieses Kabinetstück rhetorischer Fertigkeiten bei keinem Geringeren als dem Venezianer Aldus Manutius.⁴⁵ Im Zuge der römischen Untersuchungen gegen den *Augenspiegel* konnte es Jahrzehnte später nicht schaden, daran zu erinnern, dass der beargwöhnte Gelehrte einst vor Alexander VI. gesprochen hatte und günstig aufgenommen worden war, weshalb die Rede in den *Illustrium virorum epistolae* erneut gedruckt wurde.⁴⁶

Wie viele der erwähnten Gedichte und die römische Rede von 1498 gehören auch Reuchlins zwei lateinische Komödien in den Heidelberger Kontext. Sie „markieren den Anfang der neulateinischen Komödie auf deutschem Boden“.⁴⁷ 1496 verfasste Reuchlin *Sergius vel capitis caput*, ein in Aufbau und Handlung uneinheitliches Stück, das im Prolog sowie im zweiten Akt die *sodalitas Rhenana* porträtiert und zugleich als Abrechnung mit seinem persönlichen Feind Konrad Holzinger zu lesen ist, dessen Einfluss unter dem neuen Herzog Eberhard II. Reuchlin dazu veranlasst hatte, Württemberg zu verlassen.⁴⁸ Im Zentrum des Geschehens steht eine Gruppe von Freunden, die auf den zwielichtigen Buttabatta treffen. Dieser führt einen verhüllten

45 Johannes Reuchlin, Ad Alexandrum VI. pontificem maximum pro Philippo Bavariae duce ... oratio. vii. idus Sextiles Anno. M.IID. Romae. Venedig: Aldus Manutius, 1498 (GW M37878).

46 Reuchlin, *Illustrium virorum epistolae* (wie Anm. 24), fol. n3v–o4r.

47 Matthias Dall'Asta, „Histrionum exercitus et scommata“. Schauspieler, die Sprüche klopfen. Johannes Reuchlins *Sergius* und die Anfänge der neulateinischen Komödie, in: Reinhold F. Glei/Robert Seidel (Hgg.), *Das lateinische Drama der Frühen Neuzeit. Exemplarische Einsichten in Praxis und Theorie*. (Frühe Neuzeit 129) Tübingen 2008, S. 13–29, hier S. 14.

48 Johannes Reuchlin, *Sergius vel Capitis caput*, in: Holstein, *Reuchlins Komödien* (wie Anm. 29), S. 107–126. Zu Holzinger vgl. Dieter Stievermann, *Der Augustinermönch Dr. Conrad Holzinger. Kaplan, Rat und Kanzler des Grafen bzw. Herzogs Eberhard d.J. von Württemberg am Ende des 15. Jahrhunderts*, in: Josef Engel (Hg.), *Mittel und Wege früher Verfassungspolitik*. (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit 9) Stuttgart 1979, S. 356–405.

Gegenstand mit sich und weckt damit die Neugier der Freunde. Nachdem er sie durch allerlei Andeutungen weiter befeuert hat, kommt es zur großen Ernüchterung, als er zeigt, was er unter seinem Mantel verborgen hielt: einen schmutzigen, alten Schädel. Im dritten Akt begegnen wir Buttabatta wieder, der die wunderbare Wirkung des nunmehr gereinigten Schädels rühmt. Dieser könne sich alles Untertan machen, beschränke den Zugang zu Fürsten, erlasse Vorschriften und wende alle Dinge gegen Gott – was als Anspielung auf die Machenschaften Holzingers zu verstehen ist. Dieses wunderbare Haupt, so erklärt der Reisende, habe dem vom Christentum abgefallenen persischen Mönch Sergius gehört, der sich dem Kyrenaiker Mohammed angeschlossen habe. Der Mönch ist in Buttabattas Darstellung das Gegenbild des gelehrten Autors des Stücks: Er habe weder Latein noch Griechisch verstanden und alle Wissenschaften verschmäht. Die Freunde, die sich zunächst erneut durch Buttabattas Reden haben täuschen lassen, besinnen sich endlich und verfluchen den Schädel.

Neben den tagespolitischen Anspielungen und einem derben Humor fällt auf, dass die Kenntnis der Sprachen und die Bedeutung der *studia humanitatis* ein durchlaufendes Thema des Stückes sind. Ohne Rücksicht auf dramaturgische Folgerichtigkeit zu nehmen, lässt Reuchlin im zweiten Akt die Figur Lixa ausführlich den Humanismus gegen einen des Weges kommenden Pharisäer verteidigen. Engagiert tritt Lixa für die Dichtkunst ein, die bereits von den Kirchenvätern geschätzt worden sei. Denn himmlisch sei der Ursprung der Poesie. Nur Barbaren und Schwätzer begegneten den Dichtern mit Verachtung.⁴⁹ Ironisch-kokett flicht Reuchlin im dritten Akt einen Selbstbezug auf sich als *vir trilinguis* ein, wenn er Buttabatta dem sich vor seinem Schädel grausenden Heluo erklären lässt: Wahrhaftig fürchten müsse man sich allein vor solchen Männern, die die drei Sprachen beherrschten.⁵⁰ Sprache ist schließlich auch Thema des kurzen Prologs: Reuchlin erkennt die Vorbildlichkeit der antiken Gattungsbeiträge an, bekundet aber selbstbewusst, nicht wie die Alten sein Stück konsequent im Trimeter und Tetrameter geschrieben zu haben. Viel-

49 Johannes Reuchlin, *Sergius vel Capitis caput*, in: Holstein, Reuchlins Komödien (wie Anm. 29), S. 117, V. 252–263.

50 Ebd., V. 183–189, S. 115.

mehr habe er seinen Stil der geringen Aktzahl angepasst, die von der Kürze der Zeit erzwungen worden sei.⁵¹

Nach einer Intervention Johannis von Dalberg, des Bischofs von Worms, konnte Reuchlins Erstling nicht aufgeführt werden. Der Autor verfasste eilends eine zweite Komödie, deren heute geläufiger Titel *Henno* auf eine deutschsprachige Bearbeitung durch Hans Sachs zurückgeht.⁵² Der ursprüngliche Titel *Scaenica progymnasmata*, also ‚Szenische Vorübungen‘, verweist auf einen wesentlichen Zweck dieser Stücke, nämlich Studenten in der lateinischen Beredsamkeit zu üben. Dem Basler Erstdruck ist ein Verzeichnis jener Darsteller beigegeben, die an der Aufführung im Haus Dalbergs am 31. Januar 1497 beteiligt waren. Viele gehörten der Heidelberger Universität an, die meisten studierten an der Artesfakultät.⁵³ Die edukative Funktion des Stücks unterstrich der von Jakob Spiegel, als Darsteller an der Uraufführung beteiligt, angefertigte und 1512 bei Anshelm gedruckte Kommentar, der sich insbesondere grammatischen und philologischen Fragen widmete.⁵⁴ Eine solche Kommentierung erlaubte, das Stück im universitären Unterricht zu behandeln, eine Praxis, die auch für *Sergius* belegt ist. Zu diesem Stück lag seit 1507 ein Kommentar Georg Simlers, des Leiters der Pforzheimer Lateinschule, vor. Dieser half nicht nur bei inhaltlichen und sprachlichen Problemen, sondern intensivierte auch die Scholastikkritik, die Reuchlin seinem *Lixa* in den Mund gelegt hatte.⁵⁵ Bereits 1504 hatte Wolfgang Schenk das Stück in Erfurt drucken lassen,⁵⁶ wohl durchaus mit Blick auf eine Nutzung im universitären Unterricht. Tatsächlich machte es Hieronymus Emser sogleich zum Gegenstand einer Vorlesung, die auch sein späterer Gegner Martin Luther besuchte.⁵⁷

51 Ebd., V. 11–19, S. 109.

52 Johannes Reuchlin, *Henno*. Lateinisch – deutsch. Übersetzt und hg. von Harry Schnur. Stuttgart 1970.

53 Ebd., S. 40.

54 Johannes Reuchlin, *Scaenica progymnasmata, hoc est ludicra praeexercitamenta, cum explanatione Iacobi Spiegel Selestani*. Tübingen: Thomas Anshelm, 1512 (VD 16 R 1260).

55 Johannes Reuchlin, *Sergius uel Capitis caput cum commentario Georgij Symler*. Pforzheim: Thomas Anshelm, 1507 (VD 16 R 1286).

56 Johannes Reuchlin, *Comoedia cui nomen Sergius*. [Erfurt: Wolfgang Schenk, 1504] (VD 16 R 1283).

57 Vgl. Helmar Junghans, *Der junge Luther und die Humanisten*. Göttingen 1985, S. 40.

Unverkennbar ist der Zweck, ein Lehrwerk für die lateinische Sprache zu sein, bei Reuchlins *Vocabularius breviloquus* von 1478.⁵⁸ Im an seinen Bruder Dionysius gerichteten Widmungsbrief zu den *Rudimenta Hebraica* berichtet der Humanist, er habe jenes kleine Wörterbuch einst in Basel zusammengestellt.⁵⁹ Gegliedert ist es in Nomina, darunter auch Eigennamen, Verba und Indeclinabilia. Zur Vorlage nahm sich Reuchlin überwiegend den im späten 14. Jahrhundert entstandenen anonymen *Vocabularius brevilogus*. Bei der juristischen Terminologie orientierte er sich dagegen an dem weit verbreiteten und seit den frühen 1470er Jahren mehrfach gedruckten Fachwörterbuch des Jodocus von Erfurt. Obwohl kaum originell, war das erstmals bei Amerbach in Basel erschienene Wörterbuch ein großer Erfolg: Bis 1504 wurde es einundzwanzigmal nachgedruckt.⁶⁰

Zwei lateinische Werke Reuchlins werden im Artikel des Verfasserlexikons „Deutscher Humanismus“ unter dem Lemma ‚Theologisches Schrifttum‘ geführt: ein Kommentar zur *Ave virginalis forma* von 1495 sowie die Predigtlehre *De arte praedicandi* von 1502.⁶¹ Den Kommentar zur Mariensequenz des Jakob von Mühllendorf schrieb Reuchlin für die Geistlichen des Stuttgarter Heilig Kreuz Stiftes. Offenbar verstand man dort die griechischen und hebräischen Worte der Sequenz nur unzureichend. Reuchlins Erläuterungen sollten Abhilfe schaffen. Dabei konnte er nicht nur seine gute Kenntnis der Bibel demonstrieren, sondern auch regelmäßig auf antike Autoren und – um *virgo* zu erläutern – auf das römische Recht verweisen. Während dieser Kommentar nur handschriftlich überliefert ist,⁶² wurde die für die Kleriker des Stifts Denkendorf verfasste Predigtlehre in zwei Ausgaben 1504 und 1508 gedruckt.⁶³ Diese Schrift diente ebenfalls der Vermittlung von Wissen und sprachlichen Fertigkeiten, wobei Reuchlin vielleicht auf eigene Erfahrungen zurückgreifen konnte, da er selbst junge Dominikaner unterrichtet zu haben scheint.⁶⁴ Inhaltlich

58 Johannes Reuchlin, *Vocabularius breviloquus*. Basel: Johann Amerbach, 1478 (GW M37896).

59 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 138, Z. 59f., S. 36.

60 Josef Benzing, Bibliographie der Schriften Johannes Reuchlins im 15. und 16. Jahrhundert. (Bibliotheca bibliographica 18) Bad Bocklet [u.a.] 1955, S. 1–5.

61 Dörner, „Reuchlin“ (wie Anm. 23), Sp. 612f.

62 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 3116, fol. 79b–85a.

63 Johannes Reuchlin, *Liber Congestorum de arte praedicandi*. Pforzheim: [Thomas Anshelm], 1504 (VD 16 R 1250).

64 Gillian R. Evans, *The Ars Praedicandi of Johannes Reuchlin (1455–1522)*, in: *Rhetorica* 3 (1985), S. 99–104, hier S. 100.

bietet *De arte praedicandi* eine Verschmelzung von Frömmigkeitstheologie und humanistischem, an der antike geschultem Redeideal. Wichtig waren Reuchlin eine klare Ausdrucksweise und eine korrekte Aussprache. Effekthascherische Mittel verböten sich. Tropologische und allegorische Auslegungen des Bibeltextes empfahl er Predigern besonders, wobei sich erstere vor allem an einzelne Hörer, letztere an die Gemeinschaft richteten. Die Predigt wollte er nach rhetorischen Gesichtspunkten in *principium* mit *captatio benevolentiae*, *lectio*, *divisio* mit der Benennung der Themen, *confirmatio*, *confutatio* und zusammenfassende und die Botschaft noch einmal verdeutlichende *conclusio* gegliedert wissen.⁶⁵ Bei der Vorbereitung der Predigt empfahl er die Orientierung an der rhetorischen Strukturierung in *inventio*, *memoria* und *pronuntiatio*. Daran, dass die Predigtlehre immer wieder Cicero, Quintilian und die *Rhetorica ad Herennium* zitierte, lässt sich ablesen, welch große Bedeutung Reuchlin der antiken Rhetorik für die christliche Predigt beimaß.

Im Zentrum von Reuchlins lateinischem Werk stehen, schon vom Umfang her, die beiden großen philosophischen Dialoge *De verbo mirifico* von 1494 und *De arte cabalistica* von 1517. In ihnen trat Reuchlin in am Vorbild Ciceros geschulter Dialogform als christlicher Kabbalist in Erscheinung.⁶⁶ Sein kabbalistischer Erstling war Johann von Dalberg gewidmet, sein viel reiferer zweiter Dialog Papst Leo X., den er im Kontext des Prozesses um den *Augenspiegel* davon überzeugen wollte, wie lohnend eine Beschäftigung mit dem Wissen der Juden für christliche Gelehrte sein könnte. In der Widmungsvorrede zu *De verbo mirifico* erklärte er, die Dialogform gewählt zu haben, damit das verborgene Wesen der heiligen Namen deutlicher hervortrete und schließlich der im höchsten Grad wundertätige ausgewählt

65 Reuchlin, *De arte praedicandi* (wie Anm. 63), fol. a3r–b3r.

66 Zu Reuchlins kabbalistischen Werken vgl. Charles Zika, *Reuchlin und die okkulte Tradition der Renaissance*. (Pforzheimer Reuchlinschriften 6) Sigmaringen 1998; Saverio Campanini, *Johannes Reuchlin und die Anfänge der christlichen Kabbala*, in: Sönke Lorenz/Dieter Mertens (Hgg.), *Johannes Reuchlin und der „Judenbücherstreit“*. (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 22) Ostfildern 2013, S. 107–117; Karl Erich Grözinger, *Reuchlin und die Kabbala*, in: Arno Herzig/Julius H. Schoeps (Hgg.), *Reuchlin und die Juden*. (Pforzheimer Reuchlinschriften 3) Sigmaringen 1993, S. 175–187; zur christlichen Kabbala und zu Reuchlin als Kabbalist vgl. allgemein Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Geschichte der christlichen Kabbala*, Bd. 1: 15. und 16. Jahrhundert. (Clavis Pansophiae 10,1) Stuttgart-Bad Cannstatt 2012.

werden könne.⁶⁷ Bei diesem Namen handele es sich um den um ‚s‘ erweiterten unaussprechlichen Gottesnamen, das Tetragramm, das, wie Reuchlin glaubte, derart als ‚Ihsuh‘ aussprechbar werde. Dies sei der Name, der Maria vom Engel Gabriel offenbart worden sei. Diese Erkenntnis entwickelte Reuchlin im Dialog schrittweise, wenn er den Epikureer Sidonius und den Juden Baruchias in Pforzheim mit Capnion, Reuchlins literarischer *figura*, zusammentreffen und sie stellvertretend für die Leser von diesem in die kabbalistische Geheimlehre einführen lässt, bis er ihnen das titelgebende wundertätige Wort ins Ohr flüstert. Es soll ihnen erlauben, Natur und Schicksal zu beherrschen und Wunder zu wirken. So werden sie in den esoterischen Zirkel der in die tiefe christlich-kabbalistischer Weisheit Eingeweihten initiiert.⁶⁸

Vom ciceronianischen Dialog übernahm Reuchlin die Technik, Figuren mit unterschiedlichem Wissen aufeinandertreffen zu lassen, um den Leser dabei an die Hand zu nehmen und ihm im Nachvollzug des Gesprächs sukzessive tiefere Kenntnisse zu vermitteln. Gegliedert ist *De verbo mirifico* in drei Bücher, die in der Handlung des Dialogs je einem Tag des Gesprächs entsprechen. Sidonius und Baruchias werden zunächst als Sinnsuchende vorgestellt, die sich von Capnion/Reuchlin Einsicht erhoffen, da sie, wie sie bald erkennen müssen, durch ihren eigenen Vernunftgebrauch nicht zur Weisheit und zum wahren Wissen gelangen. Diese Hoffnung wird von Capnion erfüllt, wie Reuchlin als Autor sie gegenüber seinen orientierungsbedürftigen Lesern zu erfüllen hofft. Dabei bemühte er sich erkennbar, seine – damals noch vergleichsweise geringen – kabbalistischen Kenntnisse, seine hebraistischen Fertigkeiten und seine Vertrautheit mit antiken Weisheitslehren wie dem Pythagoreismus zu demonstrieren und zugleich einen gut lesbaren, argumentativ nachvollziehbaren und stilistisch geschliffenen Text zu verfassen. Dass seine Mühen erfolgreich waren, bekundete der in Anshelms Druck von 1494 vorangestellte Brief des Maulbronner Zisterziensers Konrad Leontorius an Jakob Wimpfeling. Leontorius pries Werk und Autor in den höchsten Tönen: Der Verfasser sei ein sachkundiger Übersetzer im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, und sogar das Französische beherrsche er. Auch die Geheimlehren der Hebräer habe er sich er-

67 Johannes Reuchlin, *De verbo mirifico*. Das wundertätige Wort (1494). Hg. von Widu-Wolfgang Ehlers et al. (Sämtliche Werke 1,1) Stuttgart-Bad Cannstatt 1996, S. 10,21–25.

68 Ebd., S. 408,34–410,7.

schlossen und nun die Frucht seiner Einsichten in dem Dialog niedergelegt. Stilistisch habe er nie etwas Reicherer und Bewundernswerteres gesehen.⁶⁹ Damit wurde Reuchlin für Leontorius zum Aushängeschild der humanistischen Bewegung in Deutschland: „Quem si legeris dialogum, affirmabis nullum, neque philosophum, neque Iudaeum, neque Christianum, Ioanni Reuchlin iure praeferri posse. Hunc talem non omnibus Italis apponere nobis fuerit perpetuus pudor.“⁷⁰

De arte cabalistica wiederholt die Struktur des früheren Dialogs.⁷¹ Wiederum treten zwei Weisheitssucher auf, der pythagoreische Philosoph Philolaus und der Byzantiner Marranus, ein getaufter Jude, der sich später dem Islam zugewandt hat. Sie finden in dem Juden Simon einen Führer auf dem Weg zur wahrhaftigen Erkenntnis. Erneut ist das Werk in drei Bücher geteilt, die einzelne Tage des Gesprächs vorstellen. Simon ist dabei am zweiten Tag nicht anwesend, da er den Sabbat feiert. Das gibt den beiden Reisenden Gelegenheit, selbst nach Weisheit zu suchen, wobei sie verschiedene antike Lehren diskutieren. Philolaus beruft sich ausführlich auf Pythagoras, dessen Lehren Reuchlin für herausragend innerhalb der griechischen Tradition hielt, da er sie als besonders ursprünglich erachtete. Dieser Durchgang durch die pythagoreische Weisheitslehre führt jedoch nicht zum Ziel, wie das dritte Buch beweist. Denn nun initiiert Simon die beiden in die jüdische Kabbala. Reuchlin konnte hier seine im Vergleich zu *De verbo mirifico* viel besseren Kenntnisse dieser Tradition unter Beweis stellen. Allerdings unterzog er sie bei aller erkennbaren Wertschätzung der jüdischen Kabbalisten gleichwohl durchweg einer christlichen Lektüre. Ungeachtet seines eigenen Wissenszuwachses bezog er sich mehrfach positiv auf seinen früheren Dialog, dessen Schlussfolgerungen er nach wie vor für gültig hielt.

Dementsprechend läuft das Gespräch in *De arte cabalistica* wiederum auf den wundertätigen Namen zu. Eine Betrachtung der Gottesnamen und insbesondere des Tetragramms führt zu der Erkennt-

69 Ebd., S. 2,15–4,13.

70 Johannes Reuchlin, *De verbo mirifico* (wie Anm. 67), S. 4,13–17: „Wenn du diesen Dialog liest, wirst du bestätigen, dass keiner, kein Philosoph, kein Jude oder Christ, Johannes Reuchlin zu Recht vorgezogen werden kann. Immerwährende Scham würde es uns bereiten, einen solchen Mann nicht allen Italienern vorzuziehen.“

71 Johannes Reuchlin, *De arte cabalistica libri tres*. Hg. von Widu-Wolfgang Ehlers und Fritz Felgentreu. (Sämtliche Werke II,1) Stuttgart-Bad Cannstatt 2010.

nis, dass Christus und das Kreuz die mächtigsten Zeichen seien. Nachdem Simon den Weg gewiesen hat, legt Reuchlin Baruchias die an *De verbo mirifico* anschließende Einsicht vom wunderwirkenden Namen Jesu in den Mund. Dabei fasst der Autor als Resultat besserer hebraistischer Kenntnisse den wundertätigen Namen stillschweigend allerdings anders als im früheren Dialog. Wenn nämlich der Name Jesu gemäß den messianischen Prophetien ‚Retter‘ bedeuten sollte, musste er hebräisch ישוע lauten, entsprach also nicht dem erweiterten Tetragramm יהוה. Daher verkündete Baruchias, der neuen Erkenntnis eines Schöpfers folgend: „Quodque cabalistae possunt in nomine ineffabili cum nuper a te monstratis sigillis et charagmatis, id multo validiore modo possunt fideles Christiani per nomen IESU effabile cum proprio signaculo crucis, cum se arbitrentur nomen tetragrammaton longe rectius pronunciare in nomine יהוה veri Messihae.“⁷²

Zwischen den beiden Dialogen lag der Ausbruch des sogenannten Judenbücherstreits.⁷³ Anlass war ein Gutachten, das Reuchlin Anfang Oktober 1510 auf Ersuchen des Mainzer Erzbischofs Uriel von Gemmingen verfasst hatte. Dieser wiederum war von Kaiser Maximilian I. beauftragt worden, Einschätzungen von Universitäten und Fachleuten einzuholen, wie mit Büchern im Besitz von Juden umzugehen sei. Zum Thema geworden war dies durch die Agitation des Konvertiten Johannes Pfefferkorn, der davon überzeugt war, dass die Juden unter anderem durch ihre Bücher daran gehindert würden, sich zum Christentum zu bekehren. Außerdem glaubte er, jüdische Bücher enthielten schlimme Schimpfreden gegen Christen und Herabwürdigungen von Christus, Maria und den Aposteln. In seinem *Juden Spiegel* hatte er deshalb gefordert, die Obrigkeit solle

„solche bucher auß den augen thon/ nemet sie vonn in vnnd lasset sie allesamet in ein feuer werffen/ damit yr verdinen vnd sie zum rechten wege brengen möcht/ wan sie den weg der bücher verlorren hetten/ alßdan so wurdenn sye sich dester eer zu der heyligen

72 Reuchlin, *De arte cabalistica* (wie Anm. 71), S. 542,21–26: „Und was die Kabbalisten im unsagbaren Namen mit den gerade von dir aufgewiesenen Zeichen und Piktogrammen vermögen, dies vermögen die Christgläubigen in viel göltigerer Weise durch den aussprechbaren Namen Jesu mit dem eigentümlichen Zeichen des Kreuzes, weil sie meinen, den Namen Tetragrammaton bei weitem richtiger im Namen Jeschuh, dem Namen des wahren Messias, auszusprechen.“

73 Vgl. zum Folgenden David Price, *Johannes Reuchlin and the Campaign to Destroy Jewish Books*. Oxford [u.a.] 2011.

schriefft und rechten weg der warheyte keren/ vnd erkennen/ das
in manchen iaren verporgen gewest vnd noch ist.“⁷⁴

Durch geschicktes Agieren war es Pfefferkorn gelungen, vom Kaiser im Sommer 1509 den Auftrag zu erhalten, jüdische Bücher einzuziehen, zu prüfen und zu vernichten, wenn sie zu beanstanden waren. Er hatte in mehreren Städten die Bücher der jüdischen Gemeinden beschlagnahmt. Insbesondere in Frankfurt am Main stieß er jedoch auf unerwarteten Widerstand. Durch Kooperation mit dem Stadtrat und geschicktes diplomatisches Agieren war es der jüdischen Gemeinde tatsächlich gelungen, im Mai 1510 die beschlagnahmten Bücher zurückzuerhalten. Der Kaiser wollte es dabei jedoch nicht belassen, sondern durch das Einholen von Gutachten klären, wie in der Sache künftig zu verfahren sei. Als angesehenster Hebraist des Heiligen Römischen Reiches war es nahezu zwingend, dass auch Reuchlin um eine Stellungnahme ersucht wurde. Im Unterschied zu den Universitäten Köln, Heidelberg, Erfurt und Mainz plädierte er in seinem volkssprachlichen *Ratschlag* dafür, den Juden alle Bücher zu belassen, es sei denn, sie seien durchweg polemisch und christenfeindlich.

Durch sein abweichendes Votum erregte Reuchlin den Zorn Pfefferkorns und der ihn unterstützenden Kölner Dominikaner sowie der Kölner theologischen Fakultät. Alle Versuche, die Auseinandersetzung einzuhegen, scheiterten an der mangelnden Bereitschaft der Beteiligten, Kompromisse einzugehen. Eskalierend wirkte Pfefferkorns Entscheidung, den Inhalt von Reuchlins Gutachten im Frühjahr 1511 in seinem *Handt-Spiegel* allgemein bekannt zu machen.⁷⁵ Nun sah sein Kontrahent sich gezwungen, seinerseits den Weg in die Öffentlichkeit zu beschreiten. Er verteidigte sich im Herbst 1511 mit dem *Augenspiegel*.⁷⁶ Darin veröffentlichte er sein deutschsprachiges Gutachten,⁷⁷ um in einem zweiten Schritt mögliche Argumente zu entkräften, die gegen seine Thesen vorgebracht werden könnten. Während sich Pfefferkorn im *Handt-Spiegel* – wohl auch in Ermangelung von Lateinkenntnissen – auf Deutsch an seine Leser gewandt hatte, führte

74 Johannes Pfefferkorn, *Der Juden Spiegel*. Nürnberg: [Wolfgang Huber] 1507 (VD 16 P 2300), fol. e2r.

75 Johannes Pfefferkorn, *Handt-Spiegel wider vnd gegen die Jüden, vnd Judischen Thalmudischen Schrifftenn*. [Mainz: Johannes Schöffer, 1511] (VD 16 2294).

76 Johannes Reuchlin, *Augenspiegel*, in: Ders., *Schriften zum Bücherstreit*. Reuchlins Schriften. Hg. von Widu-Wolfgang Ehlers et al. (Sämtliche Werke 4,1) Stuttgart-Bad Cannstatt 1999, S. 13–168.

77 Ebd., S. 27–64.

Reuchlin in diesem zweiten Teil des *Augenspiegels* die Diskussion zurück ins Lateinische. Dabei bediente er sich der an den Universitäten gebräuchlichen Form der Disputationsthese. Er formulierte selbst Einwände gegen seinen *Ratschlag*, um diese dann zu widerlegen. Wenn Reuchlin ausdrücklich von Argumenten sprach, die „scholastice“, also schulmäßig gegen seine Thesen angeführt werden könnten, drückte er den Wunsch aus, die Auseinandersetzung als gelehrten Disput gemäß den üblichen universitären Regeln zu führen.⁷⁸ Dementsprechend nüchtern und sachlich kamen seine Ausführungen daher; auf persönliche Angriffe verzichtete er in diesen 52 Widerlegungen der selbst formulierten Gegenargumente möglicher Kritiker. Anders ging er im letzten Teil der Schrift vor, für den er ins Deutsche wechselte. Nun wollte er zeigen, dass Pfefferkorn in seinem *Handt-Spiegel* gegen ihn die Unwahrheit behauptet habe. Dazu zog er 34 Aussagen aus dem *Handt-Spiegel*, um sie darauf in scharfer Form zu widerlegen. Seinem Gegner unterstellte er gleichermaßen Inkompetenz wie niedere Motive.

In Köln war man sehr erzürnt über Reuchlins Veröffentlichung, doch dieser war nicht bereit, sein Werk zurückzuziehen und öffentlich einen Widerruf zu leisten. Die Eskalation nahm ihren Lauf, wobei Reuchlin nun versuchte, den Konflikt in die gelehrte Öffentlichkeit zu überführen. Er baute auf die Unterstützung durch die Humanisten, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen würden, die universitäre Scholastik und deren Vertreter anzugreifen. So geschah es auch, wobei die folgende publizistische Auseinandersetzung überwiegend auf Lateinisch geführt wurde. Dabei standen nicht nur Humanisten gegen universitäre Scholastiker, sondern auch geschliffenes, an der Antike geschultes gegen das universitäre Latein als pragmatische Konversationsform. Mit den *Epistolae obscurorum virorum* karikierte eine Gruppe von humanistischen Unterstützern Reuchlins um Crotus Rubeanus, Hermann von dem Busche und Ulrich von Hutten die Gegner als sprachlich unbedarfte Möchtegerngelehrte, deren wissenschaftliche, literarische und poetische Bemühungen erbärmlich und deren moralisches Betragen abstoßend sei.⁷⁹ Während sich die Humanisten untereinander an ihrem guten lateinischen Stil erkannten,

78 Ebd., S. 66,1–3.

79 *Epistolae obscurorum virorum*. 2 Teilbde.: Einführung, Text. Hg. von Aloys Bömer. Heidelberg 1924, ND Aalen 1978; zur Autorenfrage und zum Werk mit weiterer Literatur vgl. Gerlinde Huber-Rebenich, Art. „*Epistolae obscurorum virorum*“, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520* (wie Amm. 23), Sp. 646–658.

entwarfen sie als Gegenbild das Latein der Dunkelmänner, das eine krude Mischform deutscher Syntax und Wortneuschöpfungen war, was verriet, dass diese Pseudogelehrten deutsch und nicht lateinisch dachten.⁸⁰

Reuchlin selbst benutzte vor allem den lateinischen Brief als Medium, um Unterstützer zu sammeln und Gleichgesinnten sein Leid zu klagen. Zudem brachte er 1513 mit der *Defensio contra calumniatores suos Colonienses* eine großangelegte Verteidigungsschrift in den Druck,⁸¹ die sich nun nicht mehr darauf beschränkte, Pfefferkorn zu bekämpfen, sondern sich ausdrücklich gegen die Kölner Theologen und den dominikanischen Inquisitor Jakob Hoogstraeten wandte, der als einer der Gutachter von Beginn an Pfefferkorns Sache unterstützt hatte.⁸² Der scharfe, vor persönlichen Verleumdungen nicht zurückschreckende Ton dieser weitschweifigen Schrift irritierte selbst wohlmeinende Zeitgenossen.

Selbstverständlich trug die *Defensio* nicht zur Beruhigung der Lage bei. Reuchlins Gegner waren entschlossen, ihm nicht mehr vorrangig publizistisch zu begegnen, sondern die üblichen Instrumentarien einzusetzen, mit denen man unbotmäßige Gelehrte ruhigstellen konnte, nämlich Lehrverurteilungen und Häresieprozesse. So eröffnete Hoogstraeten wegen des *Augenspiegels* im Herbst 1513 in Mainz einen Prozess gegen Reuchlin. Allerdings übertrug Leo X. bald die weitere Prüfung des Falls den Bischöfen von Speyer und Worms, so dass die geplante Verurteilung des *Augenspiegels* zunächst nicht erfolgte. Für den Prozess in Speyer legte Hoogstraeten eine lateinische Anklageschrift vor, die Reuchlin mit einer ebenfalls lateinischen Verteidigungsschrift beantwortete. Der Prozess endete mit einer Niederlage des Dominikaners, der daraufhin an den Papst appellierte. Damit lag der Fall in Rom. Auch wenn Pfefferkorn das Geschehen weiterhin mit volkssprachlichen Pamphleten zu beeinflussen suchte, war damit entschieden, dass die Angelegenheit auf Latein zu Ende geführt wer-

80 Sari Kivistö, *Creating Anti-Eloquence. Epistolae obscurorum virorum and the Humanist Polemics on Style*. Helsinki 2002.

81 Johannes Reuchlin, *Defensio*, in: Ders., *Schriften zum Bücherstreit* (wie Anm. 76), S. 197–443.

82 Zu Hoogstraeten und seiner Rolle im Konflikt vgl. Hans Peterse, *Jacobus Hoogstraeten gegen Johannes Reuchlin. Ein Beitrag zur Geschichte des Antijudaismus im 16. Jahrhundert*. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung abendländische Religionsgeschichte 165) Mainz 1995.

den würde. Dies geschah mit der Verurteilung des *Augenspiegels* im Juni 1520.

II. Griechischkenntnisse als nützliches Wissen

Wie wichtig für Reuchlin die griechische Literatur war, zeigt sich bereits daran, dass seine etwa 350 Bände zählende Bibliothek laut einem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstandenen Verzeichnis 55 griechische Kodizes mit mehr als 100 Werken umfasste.⁸³ Unter den Graeca dominierten Drucke gegenüber Handschriften, wobei sich insbesondere die 1498 geschlossene Freundschaft mit Aldus Manutius als wichtig für den Deutschen erwies, um in den Besitz verlässlicher Ausgaben zu kommen.⁸⁴ Obwohl sein Interesse am Griechischen nie nachließ, sind Reuchlins gräzistische Arbeiten in seiner Karriere ungleich verteilt. Die meisten fallen in die Phase des Studiums und des Hofdienstes, so auch seine drei gräzistischen Lehrwerke. In dieser Zeit sind auch jene griechischen Briefe entstanden, die später in den *Clarorum virorum epistolae* gedruckt wurden. Einem Brief an Jacques Lefèvre d'Étaples zufolge war Reuchlin während seines Parisaufenthaltes im Jahre 1473 erstmals durch Schüler des Gregorius Tifernas im Griechischen unterwiesen worden.⁸⁵ Seine Studien setzte er in Basel bei Andronikos Kontoblakes und wiederum in Paris bei dem in Melanchthons Rede erwähnten Georgius Hermonymus fort. Kontoblakes äußerte sich 1477 anerkennend über die Griechischkenntnisse seines Schülers und ermunterte ihn, andere im Griechischen zu unterrichten⁸⁶ – ein Rat, den Reuchlin befolgte. Von Georgius Hermonymus sind zwei Briefe an Reuchlin erhalten. Im ersten, auf Lateinisch verfassten, drückte er die Hoffnung aus, den Adressaten würden seine Griechischkenntnisse dereinst nicht weniger zieren als seine Fertigkeiten im Lateinischen.⁸⁷ Im zweiten wandte er sich auf Griechisch an Reuchlin, nachdem dieser offenbar selbst für das Schreiben an seinen Lehrer jene Sprache gewählt hatte.⁸⁸ Dass Reuchlins Griechischkenntnisse unter anderen Humanisten früh

83 Karl Christ: Die Bibliothek Johannes Reuchlins in Pforzheim. Leipzig 1924, S. 36–51.

84 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 118 u. 119, S. 374–377.

85 Ebd., Bd. 2, Nr. 227, Z. 30–32, S. 421f.

86 Ebd., Bd. 1, Nr. 3, Z. 3–5, S. 14.

87 Ebd., Bd. 1, Nr. 7, Z. 7–9, S. 26.

88 Ebd., Bd. 1, Nr. 8, S. 29.

Aufmerksamkeit erregten, verrät ein Brief Rudolf Agricolas vom 9. November 1484, dessen erste Hälfte in dieser Sprache geschrieben war, bevor er ins Lateinische wechselte.⁸⁹

Wie von Kontoblakes gewünscht, erteilte Reuchlin bald selbst Griechischunterricht. Damit konnte er zumindest einen Teil der Kosten seines Rechtsstudiums in Orléans und Poitiers finanzieren. In diesem Kontext entstand vermutlich das nicht mehr erhaltene Lehrbuch *Mikropaideia*. Wohl während seines Aufenthalts in Paris verfasste er 1478 mit *De quattuor Graecae linguae differentiis* eine Einführung in die Eigenarten der vier wichtigsten griechischen Dialekte: das Ionische, das Äolische, das Dorische und das Attische.⁹⁰ Erhalten hat sich dieses Werk in zwei Abschriften. Wenn Reuchlin seinen ersten Romaufenthalt im Jahre 1482 nutzte, um bei den byzantinischen Gelehrten Johannes Argyropulos und Demetrios Chalkokondyles sein Griechisch zu verbessern, folgte er, ähnlich wie im Fall des Hebräischen, der Maxime, bei ‚Muttersprachlern‘ zu lernen und damit das humanistische Streben *ad fontes* nicht nur im Umgang mit Texten, sondern auch beim Spracherwerb zu beherzigen. Von Chalkokondyles hat sich ein griechisches Schreiben an seinen Schüler von 1491 erhalten, das in den *Clarorum virorum epistolae* und den *Illustrum virorum epistolae* zusammen mit einer lateinischen Übersetzung abgedruckt wurde.⁹¹ Reuchlins drittes gräzistisches Lehrwerk sind die *Cottidiana colloquia Graeca*, die er 1489 Johann von Dalberg schickte. Der Bischof hatte ebenso wie einige Humanisten Griechischstunden bei Reuchlin während dessen Heidelberger Zeit genommen. Es handelt sich um eine Zusammenstellung kleiner Schülergespräche, die in der griechischen Konversation üben sollten. Reuchlins Werk ist nicht originell, sondern eine Kurzfassung der spätantiken *Hermeneumata Pseudodositheana*.⁹²

Zum Griechischunterricht kehrte Reuchlin erst in seinen letzten Lebensjahren zurück, nachdem er in Ingolstadt zum Professor für Griechisch und Hebräisch berufen worden war. Wie viele andere Hu-

89 Ebd., Bd. 1, Nr. 12, Z. 2–16, S. 41.

90 Raf Van Rooy, A First Stumbling Step toward Ancient Greek Dialectology in Western Europe. An Edition and Brief Discussion of Johann Reuchlin's „De quattuor Graecae linguae differentiis libellus“ (1477/1478), in: Bibliothèque d'humanisme et renaissance 76 (2014), S. 501–526.

91 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 44, S. 134–142.

92 Bernhard Wyss, Pseudo-Dositheus bei Reuchlin. Zur Basler Handschrift F VI 54, in: Museum Helveticum 27 (1970), S. 273–287.

manisten gab er in Ermangelung geeigneter Textgrundlagen die Referenztexte für seine Vorlesungen selbst heraus. Als geeigneten Drucker wählte er seinen langjährigen Weggefährten Thomas Anshelm. Es entstanden 1520 und 1522 eine Ausgabe mit Werken Xenophons sowie ein Druck von Reden des Aischines und des Demosthenes.⁹³ In mehreren Hinsichten schloss sich damit der Kreis. So hatte Reuchlin Xenophons *Apologie*, Teil der Ausgabe vom Juli 1520, bereits in den 1470er Jahren ins Lateinische übersetzt.⁹⁴ Diese Arbeit war der Beginn einer Reihe von Übertragungen aus dem Griechischen ins Lateinische. Dass Reuchlin den zweiten Brief des Nestorios an Kyrill von Alexandrien übertrug, lag in seinem Wunsch begründet, griechische Handschriften aus dem Basler Dominikanerkloster entleihen zu dürfen, die diesem einst von Johannes von Ragusa geschenkt worden waren. Den griechischen Text nahm Reuchlin aus einem Kodex des Klosters, seine lateinische Übersetzung widmete er Jakob Sprenger, dem Provinzial der Ordensprovinz Teutonia. Mit seinem Geschenk wollte er diesem nicht nur zu seinem neuen Amt gratulieren, sondern ihm auch die Verführungskünste des als Häretiker verurteilten Nestorios demonstrieren.⁹⁵ Inhaltlich steht dieser Brief des Nestorios, der Maria als Christusgebärerin (χριστοτόχος) vorstellt, in Zusammenhang mit einer Schrift des Proklos von Konstantinopel, der Maria als Gottgebärerin (θεοτόχος) rühmt und damit die Gegenposition bezieht. Konsequenterweise übersetzte Reuchlin 1488 dieses Werk ebenfalls und widmete seine Arbeit dem Dominikanerprior und früheren Basler Universitätsrektor Jakob Lauber (Loubet).⁹⁶ Als Gegengabe bat er darum, eine griechische Handschrift des Neuen Testaments zu erhalten, die sich im Besitz des Dominikanerklosters befand. Um seinem Begehren Nachdruck zu verleihen, schickte Reuchlin alsbald einen zweiten Brief an Lauber, um diesem zu verdeutlichen, über welchen

93 Vgl. die Widmungsbriefe an Johannes Setzer, den Schwiegersohn Anshelms, und Anshelm selbst, Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 4, Nr. 390, S. 352f.; Nr. 401, S. 395–401.

94 Die Datierung dieser Übersetzung ist umstritten; häufig wird angenommen, sie sei kurz nach dem Abschluss von Reuchlins Artesstudium 1477 in Basel entstanden, Sicherl nimmt dagegen eine Entstehung 1473/74 in Paris an; vgl. Dörner, „Reuchlin“ (wie Anm. 23), Sp. 599f.; Sicherl, Reuchlin-Funde (wie Anm. 43). Gewidmet ist die Übersetzung dem Basler Juristen Jakob Hugonis; Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 4, Z. 17–33, S. 16.

95 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 22, S. 71–75.

96 Ebd., Bd. 1, Nr. 25, S. 78–81; 1521 widmete Reuchlin diese Übersetzung Gregor Lamparter, dessen Sohn Hieronymus sie 1529 zum Druck brachte; ebd., Bd. 4, Nr. 399, S. 389–393.

Schatz die Basler Dominikaner verfügten, und mit Nachdruck um eine Sondererlaubnis zu werben, entgegen der testamentarischen Verfügung des Johannes von Ragusa von ihm der Bibliothek überlassene Bücher entleihen zu dürfen.⁹⁷ Dieser Wunsch sollte ihm tatsächlich gewährt werden, so dass Reuchlin langfristig Zugang zu den raren Graeca und den darin beschlossenen Wissensbeständen erhielt.⁹⁸

Zwei weitere lateinische Übersetzungen aus dem Griechischen entstanden in diesen Jahren: Für Johann Heynlin von Stein nahm sich Reuchlin der 41. *Dissertatio* des Maximus von Tyros an,⁹⁹ für den Dominikaner Erhard von Pappenheim der *Batrachomyomachia*, die damals noch fälschlicherweise Homer zugeschrieben wurde.¹⁰⁰ Lateinische Übertragungen griechischer Texte blieben für Reuchlin ein Mittel, um Kontakte zu knüpfen, um Freundschaft zu werben und seine Interessen durchzusetzen. So widmete er 1512 seine bei Anshelm gedruckte Übertragung des pseudohippokratischen Briefs *De praeparatione hominis* dem Ulmer Stadtphysikus Johannes Stocker und nutzte den Widmungsbrief, um gegen Pfefferkorn und dessen Unterstützer zu polemisieren. Zudem umriss er seine Überzeugung, dass das älteste Wissen bei den Juden zu finden sei, von dem sich dasjenige der Griechen – teils vermittelt durch die Ägypter – herleite, bis es schließlich in verwässerter Form bei den Lateinern angekommen sei. Dies gelte auch für die Medizin, immerhin sei diese vom jüdischen Engel Raphael begründet worden. So lasse sich für jeden Wissensbereich sagen: „Nos igitur Latini paludem bibimus, Graeci rivos, Iudaei fontes.“¹⁰¹ Im folgenden Jahr eignete Reuchlin seine wiederum bei Anshelm veröffentlichte Übersetzung einer anonymen Konstantinsvita, die schon 1496 in Heidelberg entstanden war, Kurfürst Friedrich dem Weisen zu, um sich für dessen Unterstützung im Konflikt um die jüdischen Bücher zu bedanken.¹⁰² 1515 schließlich war Jakob Questenberg, der Reuchlin im römischen Prozess gegen den *Augenspiegel* vor Ort unterstützte, Widmungsträger einer lateinischen Übersetzung eines griechischen Briefes des Athanasios über

97 Ebd., Bd. 1, Nr. 26, S. 81–89.

98 Ebd., Bd. 1, Nr. 27, S. 89–91.

99 Martin Schierl, Neue Reuchliniana, in: Hans Eideneier (Hg.), *Graeca recentiora in Germania. Deutsch-griechische Kulturbeziehungen vom 15. bis 19. Jahrhundert*. (Wolfenbütteler Forschungen 59) Wiesbaden 1994, S. 65–92, hier S. 77f.

100 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 73a, S. 7–10.

101 Ebd., Bd. 2, Nr. 192, Z. 69f., S. 250: „Wir Lateiner trinken also aus den Sümpfen, die Griechen aus den Flüssen, die Juden aus den Quellen.“

102 Ebd., Bd. 2, Nr. 220, S. 379–396.

den praktischen Nutzen der Psalmen für die christliche Lebensführung und das Gebet.¹⁰³ Um den neuen Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg, Förderer und Dienstherr zahlreicher Humanisten, als Unterstützer zu gewinnen, dedizierte Reuchlin ihm 1519 schließlich eine weitere Athanasiosübersetzung, die bei Anshelm als *De variis quaestionibus* veröffentlicht wurde. In der Vorrede begründete er seine Textauswahl damit, dass auch der Kirchenvater Verfolgungen durch verleumderische ‚Theologen‘ ausgesetzt gewesen sei, wie er sie nun ebenfalls seit Jahren erdulden müsse.¹⁰⁴

In seinen begleitenden Briefen bemühte sich Reuchlin, den Nutzen der jeweiligen griechischen Schrift für die Leser herauszustellen. Als Gräzist sah er seine Aufgabe offenkundig darin, das in diesen Texten beschlossene Wissen einem lateinischen Publikum zu erschließen, dem es in ganz unterschiedlichen Kontexten nützlich sein könnte. Mal betonte er die stilistischen und rhetorischen Qualitäten der übersetzten Texte, mal die gebotenen Inhalte. So hielt er Friedrich den Weisen für einen geeigneten Widmungsträger der Übersetzung der Konstantinsvita, weil jener sich ebenso wie der Kaiser militärischen Ruhm erworben und die Künste gefördert habe. Zudem sei er bekannt für seine große Frömmigkeit, die seine Reliquiensammlung verrate.¹⁰⁵ Den praktischen Nutzen des in griechischen Texten überlieferten Wissens hob Reuchlin in seinen deutschsprachigen Übertragungen hervor, von denen allerdings nur zwei erhalten sind, die beide Eberhard im Bart dediziert waren. Der Fürst beherrschte die Gelehrtensprachen nicht, sollte jedoch nicht ohne die Kenntnisse der Griechen auskommen, über welche zu verfügen den Widmungsadressen zufolge für einen Herrscher sehr wichtig war. Der 1495 übersetzten *Ersten Olynthischen Rede* des Demosthenes ließ sich laut Reuchlin die Notwendigkeit entnehmen, dass einer bedrohten Stadt – in diesem Fall Olynth – gegen die Eroberungsgelüste einer äußeren Macht – hier das Makedonien Philipps II. – Hilfe zu gewähren sei.¹⁰⁶ Eberhard im Bart, zu dieser Zeit auf dem Wormser Reichstag, sollte die Rede als Mahnung lesen, dass die deutschen Fürsten vereint gegen Frankreich oder – wahrscheinlicher – das Osmanische Reich vorgehen müssten. Reuchlins Deutsch weist hier einen auffälligen schwäbischen Ein-

103 Ebd., Bd. 3, Nr. 273, S. 241–255.

104 Ebd., Bd. 4, Nr. 354, Z. 157–162, S. 204.

105 Ebd., Bd. 2, Nr. 220, Z. 22–40, S. 382f.

106 Franz Poland, Reuchlins Verdeutschung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes (1495). Berlin 1899.

schlag auf, der dem Adressaten wohl zusätzlich zum rhetorischen Verve des Demosthenes die Ohren öffnen wollte.¹⁰⁷ Im selben Jahr übersetzte er die erste und die zweite *Philippika* des Demosthenes für Hans von Hermansgrün, eine Arbeit, die sich nicht erhalten hat. Und im August dieses Jahres konnte er seinem Landesherrn eine Übertragung von Lukians zwölftem Totengespräch zusenden, um ihm zur frisch verliehenen Herzogswürde zu gratulieren.¹⁰⁸ Dabei arbeitete er den von Lukian in satirischer Absicht entworfenen Wettstreit zwischen Alexander dem Großen, Hannibal und Scipio zu einer Aufforderung zum guten herrschaftlichen Handeln um.¹⁰⁹ Erneut war die Übertragung also zum Zweck der Unterweisung erfolgt. Ihr Ziel war, das im griechischen Original in literarisch und stilistisch ansprechender Form vorliegende gegenwartsrelevante Wissen dem des Griechischen Unkundigen zugänglich zu machen.

Nützlich waren Griechischkenntnisse für Reuchlin selbst nicht nur, um Wissen zu erschließen, sondern auch, um seinen Platz in der Gelehrtenwelt zu sichern. Denn als Gräzist war er ein begehrter Korrespondenzpartner für jene Humanisten, die zwar das Ideal der gelehrten Zwei- oder Dreisprachigkeit anerkannten, es selbst aber nicht oder allenfalls näherungsweise zu erreichen vermochten. So suchten andere Gelehrte regelmäßig Reuchlins Rat in sprachlichen Fragen. Im Januar 1500 etwa wandte sich Jodocus Gallus an Reuchlin, da er wissen wollte, ob ‚venimus‘ in der Übersetzung der Vulgata von Mt 2,2 Präteritum oder Präsens sei, was er ihm am griechischen Text zu klären bat.¹¹⁰ Im folgenden Jahr erkundigte sich der Tübinger Heinrich Bebel, ob man ‚kyrie eleison‘ oder ‚kyrieeleison‘ schreibe, ob ‚eleison‘ drei oder vier Silben habe, ob in ‚euangelion‘ das ‚u‘ nach dem ‚e‘ ein Konsonant sei und wie ‚f‘ klinge oder es mit ‚e‘ einen Doppellaut bilde, wo beim Ausdruck ‚mei metamórphosis‘ der Akzent zu setzen sei, und ob die vorletzte Silbe von ‚sophia‘ gelängt werden müsse.¹¹¹ Er

107 Klaus Graf, *Aus krichsscher sprach in das swebischs teutschs gebracht*. Bemerkungen zu Reuchlins Patriotismus, in: Stefan Rhein (Hg.), *Reuchlin und die politischen Kräfte seiner Zeit*. (Pforzheimer Reuchlinschriften 5) Sigmaringen 1998, S. 205–224.

108 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 73, S. 232–234.

109 Theodor Distel, Die erste Verdeutschung des 12. Lukianischen Totengesprächs nach einer urtextlichen Handschrift von Johannes Reuchlin (1495) und Verwandtes aus der Folgezeit, in: *Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte*, N.F. 8 (1895), S. 408–417.

110 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 103, Z. 2–9, S. 331.

111 Ebd., Bd. 1, Nr. 107, S. 342–344.

bittet um eine rasche Antwort, die er tatsächlich erhält, wobei Reuchlin nicht umhinkonnte, darauf zu verweisen, dass dies doch eher elementare Fragen seien: Bebel wolle ihn offensichtlich zu den Windeln und dem Geschrei kleiner Kinder zurückführen.¹¹² In Reuchlins Verständnis war der reine Spracherwerb insofern nur vorbereitend, um zu den Inhalten fortzuschreiten, dem würdigen Untersuchungsobjekt für einen humanistischen Gelehrten.

III. Hebräisch als Sprache der tiefen Einsicht

Obwohl die Titelblätter der Drucke der *Clarorum virorum epistolae* und der *Illustrium virorum epistolae* ausdrücklich hervorheben, dass hier lateinische, griechische und hebräische Briefe gesammelt seien, finden sich in beiden Zusammenstellungen nur wenige Schreiben in den beiden letztgenannten Sprachen. In der ersten Sammlung stehen die ganz in diesen Sprachen verfassten Texte zusammen am Ende des Bandes. Hier dokumentiert ein hebräischer Brief Reuchlins Bemühungen, diese Sprache besser zu erlernen: Ende 1500 versicherte er Jakob Jehiel Loans, dass er in den Jahren seit seiner Abreise aus Linz weitere Fortschritte im Hebräischen gemacht habe, wobei der Gebrauch dieser Sprache im – allerdings nur wenige Zeilen langen – Brief diese Aussage bekräftigen konnte.¹¹³ Beim ersten Teil der *Illustrium virorum epistolae* handelt es sich um eine Neuauflage der ersten Sammlung, der zweite Teil bietet vorrangig bis dahin ungedruckte Briefe aus dem Kontext des Judenbücherstreits. Als einziger neuer hebräischer Text wurde eine Verteidigung Reuchlins gegen die Vorwürfe seiner Kölner Gegner aufgenommen.¹¹⁴ Es handelt sich um das Konzept eines Briefes, mit dem Reuchlin 1513 den Rabbiner und päpstlichen Leibarzt Bonet de Lattes über das Geschehene unterrichtete, ein Schreiben, welches selbst nicht in die *Illustrium virorum epistolae* aufgenommen wurde.¹¹⁵

Erhalten hat sich ein hebräischer Brief des Jakob Margolioth, des Oberrabbiners der Regensburger Juden, an Reuchlin. Er dokumentiert

112 Ebd., Bd. 1, Nr. 108, Z. 5–8, S. 345.

113 Ebd., Bd. 1, Nr. 105, S. 338f.

114 Ad perpetuam calumniae memoriam à theologis et fratribus Praedicatoribus Coloniensibus, mihi Ioanni Reuchlin Legum Doctori turpiter illatae, in: *Illustrium virorum epistolae* (wie Anm. 24), fol. e1v–e4v = Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 228, S. 434–439.

115 Ebd., Bd. 2, Nr. 228, S. 427–434.

dessen Interesse an hebräischen Schriften und dem darin erhaltenen Wissen wie auch die damit verbundenen praktischen Schwierigkeiten. Denn der wohl zwischen 1493 und 1496 entstandene Brief ist eine zurückhaltende Antwort auf die Versuche des Humanisten, kabbalistische Bücher zu erwerben. Margoloth gibt zu bedenken, dass die kabbalistische Weisheit sich den meisten entziehe und nur wenige ihre Feinheit und Tiefe erfassen könnten. Zwar sei er durchaus bereit, Reuchlin zu unterstützen, die gewünschten Bücher seien jedoch nicht zu kaufen.¹¹⁶ Möglicherweise war der Rabbiner nicht ganz aufrichtig, da es unter jüdischen Gelehrten große Vorbehalte dagegen gab, hebräische und insbesondere kabbalistische Schriften an Christen zu verkaufen. Als Reuchlin 1495 von Dalberg ein Exemplar von Joseph Gikatillas *Ginnat 'Egos* („Nussgarten“) erhielt, notierte er, wie schwierig es für den Bischof gewesen sei, diesen Kodex vom Rabbiner der Wormser Synagoge zu bekommen.¹¹⁷ Dieses Buch sollte später einer der wichtigsten Referenzpunkte von Reuchlins Überlegungen in *De arte cabalistica* werden.¹¹⁸

Das bedeutendste hebraistische Werk Reuchlins ist zweifellos seine 1506 bei Anshelm erschienene Grammatik *De rudimentis hebraicis*.¹¹⁹ Ausweislich der an seinen Bruder Dionysius gerichteten Vorrede schmerzte es den Verfasser, dass die Gelehrten so lange Zeit ohne Kenntnis des Hebräischen hätten auskommen müssen, weshalb er nun das dringend benötigte Lehrbuch vorlege, um diesem Missstand zu begegnen:¹²⁰ „Quod cum ante me inter Latinos nemo fecisse appareat, spero de inde gratiam haud mediocrem et apud posteros laudem absque invidia non intermorituram consequi.“¹²¹ Die großen Erwartungen, die der Verfasser mit seinem Werk verband, motivierten ihn, die hohe Auflage von 1 500 Exemplaren teils aus eigenen Mitteln vorzufinanzieren.¹²² Dass sich der erhoffte Verkaufserfolg nicht einstellen wollte, führte zu jahrelangen Verstimmungen zwi-

116 Ebd., Bd. 1, Nr. 62, S. 192–195.

117 Zitiert in ebd., Bd. 1, Nr. 75, S. 238, Anm. 6; vgl. Wolfgang von Abel/Reimund Leicht, Verzeichnis der Hebraica in der Bibliothek Johannes Reuchlins. (Pforzheimer Reuchlinschriften 9) Ostfildern 2005, S. 145–149.

118 Reuchlin, *De arte cabalistica* (wie Anm. 71), S. 118, 23–35.

119 Reuchlin, *De rudimentis hebraicis* (wie Anm. 32).

120 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 138, Z. 29–40, S. 35f.

121 Ebd., Z. 96–98, S. 37: „Weil dies vor mir keiner unter den Lateinern gemacht zu haben scheint, hoffe ich, daraus nicht geringen Dank und bei der Nachwelt unvergänglichen Ruhm ohne jeden Neid zu erhalten.“

122 Ebd., Einleitung, S. XIIIff.; vgl. auch ebd., Nr. 206, Z. 93–96, S. 324.

schen Autor und Drucker. Wenn Reuchlin das Buch so drucken ließ, dass es von rechts nach links zu lesen war, worauf er einleitend ausdrücklich hinwies, orientierte er sich an der Leserichtung des Hebräischen.¹²³ Die Entscheidung, das Wortverzeichnis in die Mitte zu stellen, so dass es von den beiden Büchern zur Grammatik gerahmt wurde, folgte dagegen der Form gängiger lateinischer Lehrbücher wie der *Institutio de arte grammatica* des Priscian.¹²⁴ Auch die Idee, mit dem Einfachen zu beginnen und zum Schwierigen fortzuschreiten, adaptiert die didaktische Strategie desselben. Am Lateinischen orientieren sich schließlich die grammatischen Erläuterungen selbst. In die Deklinationen der hebräischen Substantive wird nach dem Muster der lateinischen Casus eingeführt.¹²⁵ Die Verben werden anhand von עלה und קם behandelt. Wiederum wird das hebräische Verb in ein lateinisches Schema überführt: Die sieben Stämme werden in Konjugationen sortiert, wobei Nifal als Passiv der ersten Konjugation (Qal), Pual als Passiv der zweiten (Piel) und Hofal als Passiv der dritten (Hifil) begriffen werden.¹²⁶

Obwohl Reuchlin in seiner Vorrede seine jüdischen Lehrer würdigt, betont er, seine Grammatik allein verfasst zu haben.¹²⁷ Das entspricht nicht ganz der Wahrheit: Tatsächlich rekurrierte er auf verschiedene Lehrwerke jüdischer Autoren. Insbesondere die Schriften von Moses und David Kimḥi hatte er intensiv studiert.¹²⁸ Die beiden Brüder, ihren Vater Josef sowie Raschi (Salomo ben Isaak) zog Reuchlin in der 1512 veröffentlichten Ausgabe der sieben Bußpsalmen erneut heran.¹²⁹ Bereits der Titel präsentierte das Werk als Ergänzung zu seiner sechs Jahre vorher erschienenen Grammatik. Der angehende christliche Hebraist sollte das Gelernte nun anwenden. In Anshelms Druck war dem hebräischen Psalmentext deshalb eine wörtliche lateinische Übersetzung gegenübergestellt. Rückverweise auf *De rudimentis hebraicis* sowie eingeschobene grammatikalische Erklärungen

123 Reuchlin, *De rudimentis hebraicis* (wie Anm. 32), Bl. 1.

124 Hermann Greive, Die hebräische Grammatik Johannes Reuchlins *De rudimentis hebraicis*, in: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 90 (1978), S. 395–409, hier S. 395–400.

125 Reuchlin, *De rudimentis hebraicis* (wie Anm. 32), S. 556f.

126 Ebd., S. 591–595.

127 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 138, Z. 88f., S. 37.

128 Greive, Hebräische Grammatik (wie Anm. 124), S. 400–406.

129 Johannes Reuchlin, In septem psalmos poenitentiales hebraicos interpretatio de uerbo ad uerbum, et super eisdem commentarioli sui, ad discendum linguam hebraicam ex rudimentis. Tübingen: Thomas Anshelm, 1512 (VD 16 B 3406).

folgten einer edukativen Absicht. Dass Reuchlin sich entschieden hatte, die Psalmen als Übungstexte einzusetzen, begründete er im Widmungsbrief damit, dass eine wahrhaftige Kenntnis des Hebräischen nur möglich sei, wenn man den Tanach studiere.¹³⁰ Im selben Jahr brachte Reuchlin auch eine Übersetzung eines Hochzeitsgedichts des Joseph ben Chanan Ezobi heraus.¹³¹ Die Vorrede an die ‚Liebhaber fremdartiger Bücher‘ nutzte Reuchlin, um grundsätzlich zu werden: Unter Berufung auf Eusebios erklärte er, die gesamte Philosophie und jegliche literarische Kunst seien bei den Juden entstanden und durch die Vermittlung von Pythagoras und Platon zu den Griechen und von dort zu den Christen gelangt.¹³² Das vorgelegte Werk belegte die Behauptung, alle Kunst und damit auch die Poesie stamme von den Juden, da das Hochzeitscarmen beweise, dass auf Hebräisch, anders als man aufgrund seines Klanges meinen könne, hochrangige Dichtung geschrieben werde. Sechs Jahre später ließ Reuchlin schließlich jenes Lehrwerk folgen, auf das bereits zu Beginn dieses Aufsatzes verwiesen wurde: *De accentibus et orthographia linguae Hebraicae* knüpfte wiederum an die *Rudimenta* an. Nun wurde in den gewöhnlichen Akzent, Dagesch und Metheg, das aus dem Einsatz langer und kurzer Silben entstehende Redemaß sowie in die musikalische Betonung eingeführt.¹³³ Damit schloss Reuchlin Lücken seiner früheren hebraistischen Lehrwerke, die nun insgesamt die besten ihrer Art aus der Feder eines christlichen Autors darstellten.

Die hebraistischen Studien und die intensivere Beschäftigung mit der rabbinischen Tradition im Kontext des Judenbücherstreits führten dazu, dass Reuchlin, als er sich in den späten 1510er Jahren daran machte, seinen zweiten kabbalistischen Dialog zu verfassen, weit besser präpariert war als in den 1490er Jahren. Im Druckbild sind diese vertieften Kenntnisse leicht daran ablesbar, dass in *De arte cabalistica* viel mehr hebräische Worte und Zitate gebraucht werden als in *De verbo mirifico*, wo das Hebräische lediglich in Form einzelner Worte und Buchstaben in Erscheinung tritt. Hatte er 1494 noch keinen Text der jüdischen Kabbala selbst zitiert, schrieb sich Reuchlin in

130 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 206, Z. 97–99, S. 324.

131 Johannes Reuchlin, Rabi Ioseph Hyssopaeus Parpinianensis iudaeorum poeta dulcissimus ex hebraica lingua in latinam traductus. Tübingen: Thomas Anshelm, 1512 (VD 16 J 951).

132 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 194, Z. 3–11, S. 265.

133 Johannes Reuchlin, *De Accentibus, et Orthographia, Linguae Hebraicae*. Hagenu: Thomas Anshelm 1518, (VD 16 R 1234).

De arte cabalistica souverän in die kabbalistische Tradition ein und konnte unterschiedliche Gewährsmänner und Referenztexte anführen. Der erste Dialog hatte sich dagegen vorrangig auf dem sicheren Boden jener antiken und patristischen Werke und Autoren bewegt, die üblicherweise von Humanisten herangezogen wurden. Eine besondere Rolle nahmen die hermetischen Texte ein, für die sich bereits die Italiener Marsilio Ficino und Giovanni Pico della Mirandola begeistert hatten.¹³⁴ Im zweiten Dialog bewies Reuchlin 23 Jahre später eine unter christlichen Autoren nahezu singuläre Vertrautheit mit der hebräischen kabbalistischen Literatur. Ihm gleich kam im Heiligen Römischen Reich allein der Arzt, Philosoph und Kabbalist Paulus Ricius, der 1505 zum Christentum konvertiert war.¹³⁵ Virtuos handhabte Reuchlin nun die spekulative Ausdeutung der hebräischen Buchstaben durch die Techniken der Rekombination, Vertauschung und Ersetzung durch den entsprechenden Zahlenwert.

Die Kabbalistik, so ist *De arte cabalistica* zu entnehmen, sei im Gesetz der Hebräer niedergelegt. Zu ihr gehöre die Lehre von den 50 Toren des Verstehens, die – laut dem Babylonischen Talmud – Moses geoffenbart worden sei. Daran anschließend, habe Nachmanides in seinem Kommentar zur Thora zusammenfassend gezeigt, dass alles Wissen über diese Tore im göttlichen Gesetz der Juden durch Worte, Zahlenwerte und die Relationen, die zwischen den Formen der Schriftzeichen, ihrer verschiedenen Größe, Ausrichtung, Auszeichnung und Fülle entstünden, buchstäblich oder allegorisch beschlossenen sei.¹³⁶ Gematria, Notarikon und Temura führt Reuchlins Simon nun als kabbalistische Methoden ein, um den tieferen Sinn der Buchstaben der Bibel zu erforschen.¹³⁷ Alle Verfahren nehmen ihren Ausgang vom geschriebenen Wort beziehungsweise Buchstaben. Die Schrift und nicht der Laut wird als wahrer Ausdruck des Logos zum Ansatzpunkt, um geheimste, in der Offenbarung des Bibeltextes ange-

134 Pico führte unter seinen Thesen für eine geplante, allerdings nie durchgeführte Disputation auch eine Gruppe auf, die sich ausdrücklich auf Hermes Trismegistos berief; Giovanni Pico della Mirandola, *Syncretism in the West. Pico's 900 Theses* (1486). *The Evolution of Traditional Religious and Philosophical Systems*. Hg. und übersetzt von Stephen Alan Farmer. (Medieval and Renaissance Texts and Studies 167) Tempe, Arz. 1998, Th. 1,27.1–10, S. 340–342.

135 Vgl. Bernd Roling, *Aristotelische Naturphilosophie und christliche Kabbala im Werk des Paulus Ricius*. (Frühe Neuzeit 121) Tübingen 2007.

136 Reuchlin, *De arte cabalistica* (wie Anm. 71), S. 370,33–372,39.

137 Ebd., S. 448,15–26.

legte Sinnschichten freizulegen.¹³⁸ Die Gematria geht davon aus, dass jedem Buchstaben des hebräischen Alphabets ein Zahlenwert zugewiesen ist. Ziel ist es nun, ein hebräisches Wort durch ein anderes zu ersetzen, das den gleichen Zahlenwert besitzt und damit kombinatorisch gleichsam hinter den Wortlaut des Textes zu gelangen. Simon zufolge unterscheidet sich das Hebräische gerade durch diese Möglichkeit, Zahlen auf vollkommene Weise durch Buchstaben wiederzugeben, von allen übrigen Sprachen. Die Griechen hätten zwar versucht, ähnliche Beziehungen herzustellen, dabei jedoch nicht viel zustande gebracht. Im Lateinischen gebe es nur wenige Buchstaben, die auch als Zahl gelesen werden könnten.¹³⁹ Notarikon ist die Technik, Buchstaben als Stellvertreter für ganze Worte aufzufassen. Als Beispiel führt Simon die Konvention an, mit dem Buchstaben ‚Jod‘, der wie ein unteilbarer Punkt aussehe, das unaussprechliche Tetragramm zu bezeichnen.¹⁴⁰ Die Buchstaben ך bis ם stünden für die Engelschöre, die Buchstaben ם bis ן für die von den Engeln regierten Ränge der Himmel, ן bis ף für die vier Elemente.¹⁴¹ Die Temura leite schließlich dazu an, wie die Buchstaben eines Wortes zu einem neuen umgestellt werden könnten. Im Anschluss an das *Sefer Jezira*¹⁴² entwirft Reuchlin eine Permutationstabelle, die in 22 Zeilen und elf Spalten 242 Buchstabenpaare aufführt. Dazu wird jeder Buchstabe des Alphabets einmal mit jedem anderen (jedoch nicht mit sich selbst) zu einem Zweierpaar verbunden. Um auf die im *Sefer Jezira* genannten 231 Tore der Weisheit zu kommen, fasst Simon die erste Zeile mit ihren elf Buchstabenpaaren als Grundreihe auf, aus der sodann genau 231 Paare durch Buchstabentausch entstehen. Sinnerschließend und keine bloße Spielerei sei dieses kombinatorische Vorgehen, weil alle 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets Geist seien.¹⁴³

Damit ist jene Qualität des Hebräischen benannt, die Reuchlins kabbalistische Spekulation antrieb: Diese Sprache dient nicht einfach

138 Vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann, Topik und Hermeneutik der christlichen Kabbala, in: Günter Frank/Stephan Meier-Oeser (Hgg.), Hermeneutik, Methodenlehre, Exegese. Zur Theorie der Interpretation in der Frühen Neuzeit. (Melancthon-Schriften der Stadt Bretten 11) Stuttgart-Bad Cannstatt 2011, S. 287–303, hier S. 299f.

139 Reuchlin, *De arte cabalistica* (wie Anm. 71), S. 482,38–484,12.

140 Ebd., S. 474,10–31.

141 Ebd., S. 486,20–488,26.

142 *Sefer Jezira*. Buch der Schöpfung. Hg. und übersetzt von Klaus Herrmann. Berlin 2008, § 21, S. 34–37; zur Erläuterung, wie die von Reuchlin übernommene Tabelle gebildet wird, vgl. ebd., S. 246–248.

143 Reuchlin, *De arte cabalistica* (wie Anm. 71), S. 500,13–506,22.

der Kommunikation; Zeichen und Bedeutungen sind nicht rein konventionell. Vielmehr kommt bereits den Buchstaben eine spirituelle Eigenschaft zu, die diese Sprache zum geeigneten Medium der Offenbarung Gottes macht.¹⁴⁴ Dabei sind Sprache und göttliches Sprechen unauflöslich aufeinander bezogen: Hebräisch ist nicht nur kommunikativ wirksam, sondern besitzt eine metaphysische Qualität, die darin begründet ist, dass dies die Sprache der Selbstmitteilung Gottes ist.¹⁴⁵ Die Kabbala begriff Reuchlin als interpretatives Wissen, das erlaubt, die verborgenen Bedeutungsschichten der Bibel aufzuschließen. Zurückgeführt wird es – ganz im Sinne der jüdischen Kabbalisten – auf eine besondere Offenbarung Gottes an Moses, die jüdische Weise zunächst mündlich überliefert, dann schriftlich niedergelegt hätten.¹⁴⁶ Dieses übernatürliche Wissen wollte er für die Christenheit sichern, um die Bibel wahrhaftig verstehen zu können. Der christliche Weisheitssucher ist aus Sicht Reuchlins notwendig auf die Kenntnis des Hebräischen angewiesen, denn nur die Beherrschung dieser Sprache erlaube, den geistigen Gehalt der Schrift zu entbergen.

IV. Deutsch: Sprache des Juristen und des Polemikers

In die Sammlungen *Clarorum virorum epistolae* und *Illustrium virorum epistolae* haben volkssprachliche Briefe keinen Eingang gefunden. Gleichwohl haben sich einige auf Deutsch verfasste Briefe Reuchlins erhalten. Diese fallen in zwei Gruppen: Erstens Briefe an Herrscher und andere Personen, die keine oder unzureichende Lateinkenntnisse besaßen, so dass der Humanist mit ihnen nicht in der Gelehrtensprache kommunizieren konnte, sowie zweitens Schreiben, die Reuchlin in seiner Tätigkeit als Richter auf der Fürstenbank des Gerichtes des Schwäbischen Bundes aufsetzte, ein Amt, das der Jurist seit 1502 innehatte. Zur ersten Kategorie gehören Briefe, die Reuchlin an Graf Eberhard im Bart richtete und die vorrangig politische und diplomatische Themen behandelten. So verfasste Reuchlin 1486 eine Reihe von Berichten vom Frankfurter Reichstag, über Reise und Einzug nach Aachen, über die Krönung Maximilians zum römischen Kö-

144 Zur kabbalistischen Sprachtheorie vgl. Andreas B. Kilcher, *Die Sprachtheorie der Kabbala als ästhetisches Paradigma. Die Konstruktion einer ästhetischen Kabbala seit der Frühen Neuzeit*. Stuttgart/Weimar 1998.

145 Reuchlin, *De verbo mirifico* (wie Anm. 67), S. 176,28–178,16.

146 Ebd., S. 64,10–66,6; Reuchlin, *De arte cabalistica* (wie Anm. 71), S. 100,10–104,16.

nig im dortigen Münster sowie ein Turnier.¹⁴⁷ In seinem in Briefform gehaltenen Bericht über die Krönungsfeierlichkeiten rekapituliert der Augenzeuge das Geschehen und erwähnt dabei auch eine Auseinandersetzung zwischen den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier, die uneins darüber waren, wem das Vortrittsrecht gebühre. Es waren Informationen, die er offenbar für relevant für seinen Herrn und den Württemberger Hof hielt.¹⁴⁸ 1489 und 1490 erörterten Reuchlin und Eberhard brieflich in der Volkssprache, wie mit dem geisteskranken Grafen Heinrich von Württemberg umzugehen sei.¹⁴⁹ Diplomatisch tätig war Reuchlin Anfang 1492 im Konflikt zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Schwäbischen Bund auf der einen und den Herzögen Albrecht IV. von Bayern-München und Georg von Bayern-Landshut auf der anderen Seite. In dieser Funktion richtete er zwei volkssprachliche Briefe an Markgraf Friedrich von Brandenburg.¹⁵⁰ Nach seinem Wechsel nach Heidelberg adressierte Reuchlin auch Kurfürst Philipp den Aufrichtigen auf Deutsch, so im Begleitschreiben zu seiner volkssprachlichen Übersetzung des ersten Buchs von Ciceros *Tusculanae disputationes*.¹⁵¹ Das Buch sollte als Trostschrift fungieren angesichts des Todes von Philipps Gattin Margarete von Bayern-Landshut im Februar 1501. Der Fürst konnte so jenen Dialog lesen, in dem Cicero darlegt, dass man sich vor dem Tod nicht fürchten müsse. Zur zweiten Gruppe volkssprachlicher Briefe gehört Reuchlins als Richter des Schwäbischen Bundes geführter Briefwechsel im Prozess zwischen Graf Wolfgang I. von Oettingen und Herzog Albrecht IV. von Bayern um die Stadt Wemding (bei Nördlingen) sowie Schreiben aus dem Prozess zwischen Wolfgang und Joachim von Oettingen und Friedrich von Brandenburg.¹⁵²

Als Jurist bediente sich Reuchlin überwiegend der Volkssprache. Insofern dürfte es für ihn unproblematisch gewesen sein, das vom

147 Deutsche Reichstagsakten unter Maximilian I., Bd. 1: Reichstag zu Frankfurt 1486, Teil 1. Hg. von Heinz Angermeier. (Deutsche Reichstagsakten, Mittlere Reihe I/1) Göttingen 1989, Nr. 873–882, S. 812–839.

148 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 15, S. 53–58.

149 Ebd., Bd. 1, Nr. 32, 35 u. 36, S. 99–102, 110–116.

150 Ebd., Bd. 1, Nr. 54 u. 55, S. 166–175.

151 Ebd., Bd. 1, Nr. 112, S. 356–358.

152 Ebd., Bd. 2, S. 471–618 (überwiegend Regesten).

Kaiser gewünschte Gutachten zum Umgang mit den jüdischen Büchern auf Deutsch zu verfassen.¹⁵³ Den entsprechenden Auftrag hatte Erzbischof Uriel von Gemmingen im August 1510 ebenfalls auf Deutsch übermittelt, wobei dieses Schreiben außerdem in einer lateinischen Übersetzung überliefert ist. Das entsprechende Blatt im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Signatur A 126) stammt von Reuchlins Hand.¹⁵⁴ Die ausführliche Antwort des Experten, der *Ratschlag*, übertraf hinsichtlich des Umfangs, aber auch hinsichtlich der Gründlichkeit, mit der das Problem behandelt wurde, diejenigen der übrigen Stellungnahmen bei weitem.¹⁵⁵ Reuchlin ging das Problem primär als Jurist an. Er war davon überzeugt, dass die Juden ein Besitzrecht an ihren Büchern hätten und man diese ihnen daher nicht einfach wegnehmen dürfe – ihre Rechte seien hier nicht anders als diejenigen der Christen. Die Juden seien Mitbürger des Reiches und genossen als solche Schutz. Erst nachdem er diese rechtlichen Argumente ausgeführt hatte, setzte er sich mit dem Inhalt der inkriminierten Schriften auseinander. Die von Pfefferkorn beschworenen Gefahren der jüdischen Bücher sah Reuchlin nicht, vielmehr erklärte er, wie nützlich die meisten für christliche Gelehrte seien, da sie ihnen erlaubten, die Bibel besser zu verstehen. Auch um die Juden zu widerlegen und sie zum christlichen Glauben zu führen, bedürfe man der jüdischen Schriften, da diese im Unterschied zu christlichen Texten von den Juden anerkannt würden. Damit zeige sich, dass Jesu Aufforderung, die Schriften zu erforschen (Joh 5,39), zweifellos auf diejenigen der Juden bezogen werden müsse. Sie zu studieren, verheiße mannigfaltigen Nutzen. Reuchlin schickte seinem volkssprachlichen Gutachten Argumente pro und contra voraus, wobei er diejenigen, die für ein Vernichten des jüdischen Schrifttums sprachen, abschließend widerlegte. Damit bediente er sich der an den Universitäten im lateinischen

153 Zum *Ratschlag* vgl. Jan-Hendryk de Boer, Nachwort, in: Johannes Reuchlin, *Ratschlag*, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abtun und verbrennen soll. Stuttgart 2022, S. 145–171.

154 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 170, S. 154–157.

155 Die Stellungnahmen des Inquisitors Jakob Hoogstraeten sowie der Universitäten Köln und Mainz sind gedruckt in Johannes Pfefferkorn, *Defensio contra famosas et criminales obscurorum virorum epistolas*, in: Ulrichi Hutteni equitis operum supplementum, Bd. 1. Hg. von Eduard Böcking. Leipzig 1864, S. 94–101. Eher zurückhaltend urteilte die Universität Heidelberg. Nicht erhalten sind die Gutachten der Universität Erfurt und des Priesters und Konvertiten Victor von Carben, die Pfefferkorn zufolge aber ebenfalls dafür plädierten, die Bücher der Juden einzuziehen und zu verbrennen; ebd., S. 99 u. 101.

Disput üblichen scholastischen Diskussionsform, übertrug sie aber in die Volkssprache.

Der *Ratschlag* war nicht Reuchlins erste volkssprachliche Ausführung zum Umgang mit Juden und jüdischem Wissen. 1505 hatte er die *Tütsch Missive* verfasst, die sich als Antwort auf eine Anfrage eines namentlich nicht genannten Adligen gab.¹⁵⁶ In diesem kurzen Text äußerte er sich weit weniger freundlich gegenüber den Juden. Ziel des Umgangs sei es, die Juden zu bekehren. Anders als in seinem Gutachten zeigte er sich in dem Sendschreiben mit der Mehrheit der christlichen Autoren seiner Zeit überzeugt, dass die Juden sich willentlich gegen die christliche Botschaft verschlossen. Wie später Pfefferkorn dienten ihm die polemische Schrift *Nizzahon* und der sogenannte Ketzersegen aus der *Amida*, dem Achtzehnbittegebet, als Beleg für eine christenfeindliche Gesinnung der Juden.¹⁵⁷ Das gegenwärtige Elend der Juden interpretierte er als Strafe für ihre Verstocktheit. Dass Pfefferkorn und seine Unterstützer es wenige Jahre später für eine gute Idee hielten, Reuchlin als Gutachter ins Spiel zu bringen, um ihren Plan zu unterstützen, die jüdischen Bücher zu vernichten, verwundert angesichts dieses Textes nicht. Der Wechsel vom religiösen in den juristischen Diskurs, den der *Ratschlag* vollzog, bedeutete jedoch eine unerwartete Positionsänderung, die es Reuchlin erlaubte, für die Besitzrechte der Juden einzutreten und zugleich den Wert ihrer Schriften offensiv zu verteidigen. Kein Sprach-, sondern ein Diskurswechsel war hier entscheidend.

Dass sich Reuchlin in der Auseinandersetzung um seinen *Ratschlag* zeitweise der Volkssprache bediente, lag nicht zuletzt darin begründet, dass Pfefferkorn gegen ihn auf Deutsch polemisierte. Mit dem zwischen Latein und Deutsch wechselnden *Augenspiegel* und *Ain clare verstantnus in tütsch*, einer kurzgefassten volkssprachlichen Apologie in eigener Sache, die 1512 herauskam,¹⁵⁸ wollte Reuchlin seinen Antagonisten auf dessen Feld, demjenigen der volkssprachlichen Polemik, schlagen. Seine lateinische Verteidigung gegen Pfefferkorns Angriffe und die Kölner Verdächtigungen im *Augenspiegel* habe manch einer aufgrund unzureichender Lateinkenntnisse nicht verstanden und daher gemeint, er erhebe die Juden und verachte die

156 Johannes Reuchlin, *Tütsch Missive*, warumb die Juden so lange im ellend sind, in: Ders., *Schriften zum Bücherstreit* (wie Anm. 76), S. 1–12.

157 Ebd., S. 11, 11–14.

158 Johannes Reuchlin, *Ain clare verstantnus in tütsch*, in: Ders., *Schriften zum Bücherstreit* (wie Anm. 76), S. 169–196.

Christen, was vollkommen der Wahrheit widerspreche.¹⁵⁹ Davon wollte er das volkssprachliche Publikum nun überzeugen, da er bemerkt hatte, dass Pfefferkorns Agitation Wirkung zeigte. Allerdings nahmen ihm seine Kölner Gegner gerade den Wechsel ins Deutsche besonders übel. Nun konnten sie dem Gelehrten vorhalten, die einfachen Gläubigen zu gefährden, weil er in deren Sprache schrieb.¹⁶⁰ Zudem, so hatten sie bereits gegen die volkssprachlichen Partien des *Augenspiegels* eingewandt, könnten diese die streitenden christlichen Gelehrten vor den Juden, die das Lateinische nicht beherrschten, zum Gespött machen.¹⁶¹ Mit der *Defensio* und vielen um Unterstützung werbenden Briefen entschied sich Reuchlin tatsächlich, zurück in die Gelehrtensprache zu wechseln. Denn nun hatte er in den Humanisten potentielle Unterstützer erkannt, die es in ihrer bevorzugten Sprache – auf Latein – zu adressieren galt.

V. Französisch, die zufällige Kompetenz eines reisenden Gelehrten

Es ist gesichert, dass Reuchlin während seiner verschiedenen Aufenthalte in Frankreich die Landessprache erlernte. Immerhin wurden von Zeitgenossen mehrfach Reuchlins Französischkenntnisse hervorgehoben. So rühmte der Maulbronner Abt Konrad Leontorius 1494 in einem Schreiben an Jakob Wimpfeling Reuchlin nicht nur als *vir trilinguis*, sondern auch wegen seiner Beherrschung des Französischen.¹⁶² Rutger Sycamber hob ausdrücklich hervor, dass Reuchlin neben den Gelehrtensprachen Schwäbisch, Französisch und Italienisch zu Gebote standen.¹⁶³ Letzteres scheint nicht zutreffend zu sein, denn Reuchlin selbst parierte in seiner an Albrecht von Brandenburg gerichteten Vorrede zur Übersetzung von *De variis quaestionibus* des Athanasios den Vorwurf der Doppelzüngigkeit ironisch damit, er beherrsche tatsächlich fünf Zungen, nämlich Deutsch, Französisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, zudem könne er ein wenig

159 Ebd., S. 174,3–13.

160 Arnold von Tongern, *Articuli siue propositiones de iudaico fauore nimis suspecte ex libello theutonico domini Joannis Reuchlin legum doctoris cui speculi ocularis titulus inscriptus est extracte*. [Köln:] Heinrich Quentell, 1512 (VD 16 R 1307), fol. A2r.

161 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 2, Nr. 187, Z. 5–35, S. 222f.

162 Jakob Wimpfeling, Briefwechsel. Hg. von Otto Herding und Dieter Mertens, 2 Bde. (*Opera selecta* III/1–2) München 1990, Bd. 1, Nr. 40, S. 222.

163 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, Nr. 89, Z. 7–13, S. 291.

Chaldäisch (gemeint ist Aramäisch).¹⁶⁴ Wie umfangreich diese Französischkenntnisse waren, muss allerdings offenbleiben, denn französische Texte aus der Feder Reuchlins sind nicht erhalten. Im *Ratschlag* wird an einer Stelle immerhin der französische Ausdruck „fagot“ für ein Büschel oder Bündel gebraucht, in das man Unkraut oder Ähren band.¹⁶⁵ Besonders aussagekräftig ist dieser Befund allerdings nicht.

Relevanter ist, dass Reuchlins bereits oben erwähnte zweite Komödie ein französisches Vorbild hatte: die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sehr beliebte Farce *Maître Pathelin*.¹⁶⁶ Ist die Anlehnung zunächst eher allgemein, übernehmen der vierte und fünfte Akt wesentliche Elemente des französischen Stücks. Statt des verarmten Winkeladvokaten Pathelin und seiner Frau Guillemette stellt Reuchlin den Bauern Henno, seine Frau Elsa und den Knecht Dromo ins Zentrum des Geschehens.¹⁶⁷ Pathelin und Henno sind bestrebt, sich neu einzukleiden, beide greifen dafür zu unlauteren Mitteln. Der Bauer stiehlt die benötigten acht Goldstücke seiner Frau, Pathelin betrügt den Tuchhändler, den er durch Schmeichelei dazu bringt, ihm das begehrte Tuch bereits auf dem Markt zu übergeben mit dem Versprechen, das Geld später im Hause des Advokaten zu erhalten. Doch als er dort eintrifft, stellt sich Pathelin todkrank. Er spricht wie im Wahn, während Guillemette wortreich schildert, wie schlecht es ihrem Mann seit Wochen gehe. Daher sei es unmöglich, dass er wenige Stunden zuvor auf dem Markt Stoff erstanden haben könne. Der zweite Handlungsteil beider Stücke lässt den Betrüger zum Betrogenen werden. Der Tuchhändler im *Maître Pathelin* ist über Jahre von einem Schäfer hintergangen worden, der zahlreiche der ihm anvertrauten Schafe getötet hat, um sie zu verspeisen. Angesichts des anstehenden Prozesses wendet er sich ausgerechnet an Pathelin. Dieser hat einen Einfall: Der Schäfer solle auf jede ihm in der Verhandlung gestellte Frage ‚bée‘ antworten, als habe das lange Beisammensein mit seinen Tieren seinen Geist vernebelt. Da der Tuchhändler sich angesichts des Anblicks des nun wieder gesunden Advokaten und des mähenden

164 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 4, Nr. 354, Z. 202–204, S. 205.

165 Reuchlin, Augenspiegel (wie Anm. 76), S. 47,36.

166 Maître Pathelin. Hg. und kommentiert von André Tissier. (Recueil de fraces (1450–1550) 7) Genf 1993; zu Interpretation und Rezeptionsgeschichte vgl. die Beiträge in Denis Hüe/Darwin Smith (Hgg.), *Maistre Pierre Pathelin. Lectures et contextes*. Rennes 2000; Jean Dufournet/Michel Rousse (Hgg.), *Sur „la Farce de Maître Pierre Pathelin“*. Genf 1986.

167 Reuchlin, Henno (wie Anm. 52).

Schäfers in seiner Verwirrung um Kopf und Kragen redet, schlägt der Richter die Anklage nieder. Als Pathelin die vereinbarte Belohnung für seinen listigen Rat einfordert, muss er seine eigene Medizin kosten: Der Schäfer antwortet weiterhin nur mit ‚bée‘. Der Advokat vermag nicht, an sein Geld zu kommen, und erklärt sich schließlich für besiegt.

Reuchlin übernimmt in seinen *Scaenica progymnasmata* im Wesentlichen diese Konstruktion. Hier begibt sich nicht der Bauer Henno auf den Markt, vielmehr schickt er seinen – merklich an den entsprechenden Figuren des Plautus orientierten – Knecht. Er soll mit dem entwendeten Geld das Tuch kaufen. Tatsächlich gelingt es ihm, das Tuch zu erhalten, wobei er weder das Geld heraus- noch die erstandene Ware seinem Herrn übergibt. Als Henno und der Tuchhändler Danista ihn des Betrugs bezichtigen, klagt er sie der Verleumdung an und zieht vor Gericht. Rat sucht er beim Advokaten Petrucius, der ihm, als hätte er die Farce *Maître Pathelin* gelesen, rät, auf jede Frage mit ‚ble‘ zu antworten. Der Richter hält ihn daraufhin für taub und stumm und spricht ihn frei. Als der Advokat seinen Teil der Beute verlangt, muss er sich ebenfalls jenes ‚ble‘ anhören, das die sinnvolle Konversation beendet und Dromo allen Anschuldigungen entgehen lässt. Der Bäuerin gegenüber gesteht er den Betrug. Als Belohnung für seine List erhält er die Tochter des Hauses zur Frau versprochen und obendrein noch jene Goldstücke, die Henno am Beginn des Stückes gestohlen hat.

Die offenkundigen Ähnlichkeiten zwischen *Maître Pathelin* und den *Scaenica progymnasmata* sprechen dafür, dass sich Reuchlin an dem französischen Stück orientierte. Dieses war 1485 oder 1486 bei Guillaume Le Roy, 1489 bei Pierre Levet und im folgenden Jahr bei Germain Beneaut gedruckt worden. Der Erstdruck ist nur in einem, obendrein unvollständigen Exemplar erhalten.¹⁶⁸ Bereits seit den 1470er Jahren mehren sich die Zeugnisse für Aufführungen und Verbreitung des Stückes, so dass Reuchlin während seines Rechtsstudiums in Orléans und Poitiers, wenn nicht schon vorher in Paris den Stoff hätte kennenlernen können. Oder er hat nach seiner Rückkehr ins Reich 1481 einen der frühen Drucke gelesen. Offenkundig regte

168 Vgl. neben den Erläuterungen in der Ausgabe von Tissier (wie Anm. 166) auch Richard Th. Holbrook, *Étude sur Pathelin. Essai de bibliographie et d'interprétation*. Baltimore/Paris 1917.

den studierten Juristen die französische Justizkomödie an.¹⁶⁹ Zudem fand sich im *Maître Pathelin* ein Problemkomplex behandelt, der ihn schon in seinem Erstling umgetrieben hatte: die Unzuverlässigkeit von (sprachlichen) Zeichen. Im *Sergius* hatte er anhand des Totenschädels gezeigt, wie Wahrnehmung und Deutung eines Gegenstandes manipuliert werden konnten, indem man diesem willkürlich bestimmte Eigenschaften zuschrieb. Worte erwiesen sich dabei als wenig vertrauenswürdig. Ähnlich in den *Scaenica progymnasmata*: Während der einfältige Henno Geld schlicht raubt, setzt der listige Dromo zu einem Betrug an, in dem die Verweigerung sinnhafter Kommunikation zentral wird. Wenn er auf die Fragen des Richters und des Advokaten nur mit einer unverständlichen Silbe antwortet, entzieht er sich den gängigen Kommunikationsregeln, wogegen seine Interaktionspartner machtlos sind. Der Gebrauch der nicht bedeutungstragenden Silbe macht sinnhafte Anschlusskommunikation unmöglich und beraubt die übrigen Figuren der Möglichkeiten, den Knecht zur Rechenschaft zu ziehen. Sprechen erscheint hier wiederum als Mittel der Manipulation und Täuschung – ein Thema, das sich in der französischen Vorlage sogar noch ausführlicher findet. Denn hier betrügt nicht nur der Schäfer Richter, Tuchhändler und Pathelin selbst durch sein schäfisches ‚bée‘, im ersten Teil nutzt auch Pathelin Sprache, um den Tuchhändler zu betrügen. Als Letzterer ihn aufsucht, um sein Geld zu holen, redet der Advokat scheinbar sinnlos vor sich her. Tatsächlich wechselt er zwischen verschiedenen französischen Dialekten, den Sprachen der Picardie, der Normandie und der Bretagne, um schließlich sogar ins Lateinische zu verfallen. Dem Tuchhändler sind all diese Sprachen unverständlich, so dass ihn Pathelin unbemerkt beleidigen kann. Sprechen ist hier – zumindest auf der Bühne – Kommunikationsverweigerung, da der Adressat nicht versteht, was gesagt wird. Die Bedeutung der Zeichen zu erkennen und das Gesprochene zu verstehen, ist Privileg derjenigen, die die Bühnenhandlung verfolgen, also der Zuschauer, die sich einen Reim auf das Geschehen machen können, dabei aber gewahr werden, dass Sprechen weniger verlässlich ist, als sie vielleicht geglaubt hatten.

169 Vgl. Heike Jung, Die Farce des Maître Pathelin, in: Dies./Egon Müller/Heinz Müller-Dietz (Hgg.), Justiz und Komödie. Baden-Baden 2014, S. 17–35.

VI. Elemente einer Sprachtheorie im Werk Reuchlins

Reuchlin setzte seine Sprachen gezielt ein. Leitend für seine Entscheidung, welche Sprache er verwendete, waren bestimmte Eigenschaften, die er ihnen zuschrieb. Bemerkenswert ist, dass sich den vorangegangenen Überlegungen zufolge eine Analogie zwischen Latein und Deutsch einerseits und Griechisch und Französisch andererseits ergibt, wohingegen Hebräisch aufgrund seiner aus Reuchlins Sicht singulären Dignität, Anciennität und Spiritualität für sich steht. Latein und Deutsch waren für den Humanisten primär Kommunikationsmedien: Er bediente sich dieser Sprachen, um einerseits Inhalte und Botschaften zu vermitteln und andererseits Bindungen zu seinen Adressaten herzustellen. Die Mitteilungs- und die Sozialfunktion von Sprache waren im Lateinischen und Deutschen für ihn nicht zu trennen: Aussagen transportierten Inhalte, indem sie auf bestimmte Sachverhalte verwiesen; dabei richteten sie sich an spezifische Adressaten, seien es Einzelpersonen, Gruppen oder weitere Publika. Je nach Inhalt und Adressatenkreis wählte er die Sprache, die der Realisierung seiner kommunikativen Absichten am förderlichsten schien. Lateinisch zu schreiben, bedeutete dabei eine gezielte Verengung des Publikums auf Gelehrte und Studierende, wohingegen Laien wie etwa Johannes Pfefferkorn, aber auch viele Fürsten ausgeschlossen waren. Wollte er sie adressieren, griff er zur Volkssprache.

In einem an seine Basler Schüler gerichteten lateinischen Schreiben von 1477 erklärte der Humanist, was ein Brief leisten soll: Er stelle eine Verbindung zwischen schreibender Person („*persona scribens*“), demjenigen, dem geschrieben werde („*cui scribitur*“), und der Sache, von der die Rede sei („*res ipsa*“), her.¹⁷⁰ Dabei ergäben sich spezifische Verhältnisse zwischen Briefschreiber und Adressat, zwischen Briefschreiber und Inhalt sowie zwischen Inhalt und Adressat. Briefkommunikation begriff der Humanist also als trianguläre Relation. Mit einigem Recht lässt sich sagen, dass Reuchlin diese Überlegungen in der Folge nicht nur dem Austausch per Brief, sondern allen seinen kommunikativen Handlungen in Latein und der Volkssprache zugrunde gelegt hat. Schreibend erzeugte er eine Beziehung zwischen sich selbst als Autor, dem Adressaten und den jeweiligen Inhalten. Über einen Gegenstand in einer bestimmten Sprache zu schreiben, bedeutet für ihn, eine Verbindung zu spezifischen Publika aufzuneh-

170 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), Bd. 1, S. 20.

men. Dies gilt gleichermaßen für seine Gedichte, die er als Mitglied der *sodalitas Rhenana* verfasste, für seine zahlreichen Lehrwerke, die Komödien und natürlich die Briefe. Da er Inhalt und Autor für nicht trennbar hielt, verstand er Angriffe auf seine Aussagen fast zwingend als Attacken auf sich selbst – wie im Judenbücherstreit erkennbar, wo er Kritik an *Ratschlag* und *Augenspiegel* als gegen seine Ehre gerichtet begriff und entsprechend heftig und kompromisslos replizierte. Die volkssprachlichen Briefe hatten eine analoge kommunikative Funktion zu den lateinischen, und auch die volkssprachlichen Übersetzungen antiker Werke dienten dazu, Inhalte bestimmten Personen und Publika zu vermitteln und darüber zu diesen eine Beziehung zu gestalten.

Weil Reuchlin Lateinisch zu schreiben und zu sprechen vorrangig als kommunikative Leistung verstand, konnte er bei aller Bedeutung, die auch er einem gefälligen lateinischen Stil zuschreibt, diesbezüglich doch deutlich pragmatischer vorgehen als etwa ein Erasmus von Rotterdam oder jene Humanisten, die allein ein antikisierendes Latein im Stile Ciceros gelten lassen wollten. Reuchlins Vorstellung von einem guten lateinischen Stil scheint am Beginn des zweiten Buchs von *De arte cabalistica* auf, als sich Philolaus und Marranus begeistert über das bisherige Gespräch äußern. Sie rühmen Simons Scharfsinn, seine gewichtigen und gelehrten Darlegungen, die ohne Schminke und Färbung daherkämen und gerade deshalb reiche Frucht brächten.¹⁷¹ Marranus bekennt, nie einen scharfsinnigeren und sublimeren Lehrer gehört zu haben. Seine Sprache sei einfach und klar, dufte nicht nach dem Parfüm des Demosthenes, sondern entspreche der alltäglichen Redeweise.¹⁷² Oratorische Zier, zu der Reuchlin – etwa in seiner Rede vor Alexander VI. – sehr wohl fähig war, war ihm kein Selbstzweck, sondern diente der Vermittlung von Inhalten, der Überzeugung des Adressaten und dem Aufbau sozialer Beziehungen. Wenn es ihm erforderlich schien, konnte Reuchlin sich daher – etwa im zweiten Teil des *Augenspiegels* – zwanglos jenen universitären Aussageweisen annähern, die von vielen anderen Humanisten rigoros verachtet wurden.

Wenn Reuchlin in Teilen des *Augenspiegels* und in der *Defensio* die Auseinandersetzung um seinen *Ratschlag* auf Lateinisch führte, zeigt sich, dass er diese Sprache und nicht die Volkssprache für das geeignete Medium der gelehrten Kontroverse hielt. Während seines

171 Reuchlin, Briefwechsel (wie Anm. 9), S. 170,1–20.

172 Ebd., S. 170–21,39.

Studiums hatte er Latein als Sprache der grüdebasierten Argumentation kennengelernt, ein Wissen, das er insbesondere in der schulmäßigen Widerlegung der Gegenargumente gegen die Position seines Gutachtens aktualisieren konnte. Latein eignete sich zudem für invektive Rhetorik, wie sie die Humanisten gerne praktizierten.¹⁷³ Invektivität statt abgewogener Argumentation war das dominierende Merkmal der *Defensio*, die den Gegner nicht überzeugen, sondern ihn diskursiv aus dem Feld schlagen wollte. Zugleich sollte Einvernehmen mit Gleichgesinnten, nämlich den deutschen Humanisten, hergestellt werden, indem man sich darüber verständigte, wen es gemeinsam als Feind zu bekämpfen gelte. Reuchlin wollte nun nicht mehr argumentieren, sondern polemisch die Leser dazu bringen, sich auf eine Seite zu stellen – entweder auf seine, die er mit derjenigen des Humanismus identifizierte, oder auf diejenige der scholastischen Dunkelmänner.¹⁷⁴

Latein diene Reuchlin zur Kommunikation in einem elementaren Sinne: Er vermochte in dieser Sprache bestimmte Dinge mitzuteilen, vertraute darauf, verstanden zu werden und dadurch die Leser zu erwünschten Handlungen zu motivieren. Im Fall der Polemik wollte er das Publikum dazu bringen, für ihn Partei zu beziehen. Im Fall der vielen edukativen Schriften wollte er Wissen und Fertigkeiten vermitteln und die Leser befähigen, das Gelernte selbstständig anzuwenden. Seine edukativen Texte sollten befähigen, gut zu sprechen und zu schreiben sowie kompliziertere Texte inhaltlich und sprachlich zu verstehen. Ihr kommunikatives Ziel war also, kompetentere Sprecher und Leser heranzubilden. Insofern Deutsch für Reuchlin jene Sprache war, der er sich als Jurist bediente, setzte er sie vergleichbar dem Lateinischen ein. Sie diene für den Einsatz gegenüber bestimmten Publika, vor allem Fürsten und Adligen sowie weiteren Laien, und in spezifischen Kontexten, nämlich Rechtsprechung, höfische Kommunikation und Diplomatie. Ihre Funktion war wiederum, Inhalte mitzu-

173 Vgl. Uwe Israel/Marius Kraus/Ludovica Sasso (Hgg.), *Agonale Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung im deutschen und italienischen Humanismus*. (Das Mittelalter, Beihefte 17) Heidelberg 2021; Johannes Helmrath, *Streitkultur. Die ‚Invektive‘ bei den italienischen Humanisten*, in: Marc Laureys/Roswitha Simons (Hgg.), *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive*. Göttingen 2010, S. 259–293.

174 Vgl. Jan-Hendryk de Boer, *Wie aus Agon Antagonismus wird. Scholastisch-humanistische Grenzpolitik um 1500*, in: *Historische Zeitschrift* 303 (2016), S. 643–670.

teilen und soziale Beziehungen herzustellen. Wegen dieser Analogie zwischen Latein und Deutsch konnte Reuchlin im Judenbücherstreit zwanglos zwischen beiden Sprachen hin und her wechseln, je nachdem, was ihm opportun erschien, um das anvisierte Publikum zu erreichen.

Griechisch zu verstehen, ermöglichte, bestimmte Wissensbestände zu erschließen. Wie Reuchlin in seinen Übersetzungen ins Lateinische und Deutsche demonstrierte, lag in Texten der Antike wie der Patristik viel nützliches Wissen bereit, das helfen konnte, lebensweltlich-persönliche, politische und religiöse Probleme zu lösen. Um über dieses Wissen zu verfügen, musste man Griechisch beherrschen. Um selbst Inhalte mitzuteilen, setzte Reuchlin das Griechische dagegen nur selten ein. Nützlich waren Griechischkenntnisse zudem, weil sie dem jungen Gelehrten erlaubten, sich als Lehrer zu verdingen und damit nicht nur Geld zu verdienen, sondern auch dadurch soziales Kapital zu akkumulieren, dass er andere Humanisten und höhergestellte Personen unterrichtete. Mit dem Französischen verhält es sich – durchaus überraschend – ähnlich. Diese Sprache, die er eher zufällig gelernt hatte, weil er in Frankreich Jura studierte, nutzte er, um sich Wissensbestände zu erschließen. So konnte er die Handlung des *Maître Pathelin* für seine *Scaenica progymnasmata* adaptieren und sich damit nicht nur Anerkennung in Heidelberg erwerben, sondern auch über die Ambivalenzen von Sprache nachdenken. Der französische Stoff lieferte ihm Anregungen, um seine eigenen Überlegungen weiterzuführen, wonach Sprache manipulativ eingesetzt werden konnte und daher keinen sicheren Grund für Verständigung und Erkenntnisstreben bildete. Weil die Zeichen und Worte im Lateinischen und Deutschen für Reuchlin qua Konvention funktionierten, waren diese Sprachen aus seiner Sicht kommunikativ sehr leistungsfähig. Allerdings erwuchs aus der Konventionalität der Zeichen auch ein epistemisches Problem: Die Verlässlichkeit von Sprache war abhängig von den kommunikativen Absichten des Sprechers, wie Reuchlin an den Figuren Buttabatta und Dromo vorführte. Wer täuschen und betrügen wollte, fand hier ein Mittel, das sich dankbar für die eigenen unlauteren Zwecke einsetzen ließ. Dass die Kölner Theologen später die Argumente seines *Ratschlags* und seines *Augenspiegels* nicht verstehen wollten, sondern ihm problematische Motive wie die Begünstigung der Juden unterstellten, bestätigte ihn in dieser sprachskeptischen Haltung.

Gewissheit gab es allein durch das Hebräische, davon blieb Reuchlin zeitlebens überzeugt. Hebräisch funktionierte aus Sicht des *vir trilinguis* nämlich anders als andere Sprachen: Inhalt und sprachliche Zeichen waren in der Sprache der Offenbarung Gottes unauflösbar miteinander verbunden. Die sprachlichen Zeichen selbst waren mit Sinn aufgeladen. Die in der Sprache beschlossene Weisheit resultierte nicht aus menschlicher, sondern aus göttlicher Einsetzung. Während die Bedeutung der Worte und Aussagen aller übrigen Sprachen rein konventionell war, galt dies Reuchlin zufolge für das Hebräische nicht, denn die sprachlichen Zeichen waren übernatürlich mit Sinn aufgeladen. Daher konnte man aus den Buchstaben und den Eigenschaften der Worte selbst Erkenntnisse ziehen, wenn man über die geeigneten Methoden verfügte. Diese glaubte er in der christlich reinterpretierten Kabbala gefunden zu haben. Sie ermöglichte, tiefe Sinnschichten der Bibel zu erschließen, die den nicht hebräischkundigen Lesern verschlossen bleiben mussten. Schließlich gelangte man zu wunderbar wirksamen Zeichen, an der Spitze der richtig gedeutete und ausgesprochene Name Jesu, mit denen sich aktiv gestaltend in die Welt eingreifen ließ, ohne sich dafür den trügerischen Reizen konventioneller Zeichen anvertrauen zu müssen.

Latein, Griechisch und Hebräisch beherrschte Reuchlin insofern nicht nur gemäß dem humanistischen Ideal des *vir trilinguis*, des wahrhaft beredten und kundigen Gelehrten, der sich die gesamten Schriften der Antike, der Patristik sowie die Bibel erschließen konnte. Die Kenntnis des Hebräischen ermöglichte, aus dem Reich der unsicheren sprachlichen Zeichen herauszutreten, zu sicherem Wissen zu gelangen und damit die trügerische Bewegung sprachlicher Zeichen stillzustellen. In dieser Kompetenz gipfelte daher eine Sprachbeherrschung, die er anders verstand als seine humanistischen Kollegen. Zugleich war Reuchlin in der Praxis bewusst mehr als ein *vir trilinguis*, weil er wusste, dass jedes Publikum in seiner Sprache angesprochen werden musste, wollte man es erreichen. Insofern war es für ihn problemlos möglich, sich gegenüber Fürsten, Höfen oder ungelehrten Publika auf Deutsch verständlich zu machen, wenn er dies für nützlich erachtete. Welche Sprache er in einem bestimmten Kontext einsetzte, hing ab von den Zielen, die er mit seinen kommunikativen Handlungen erreichen wollte, den Inhalten, die er mitzuteilen wünschte, und den Publika, die er adressieren wollte. Reuchlin war aus der skeptischen Einsicht in die mangelnde Verlässlichkeit aller

Entschieden mehr als ein *vir trilinguis*.

sprachlichen Zeichen heraus mehr als ein humanistischer *vir trilinguis* geworden, weil er die Souveränität besaß, Gelehrten- wie Volkssprachen gemäß den eigenen Ideen und Erwartungen zu gebrauchen.

Oxford Boethius als Experiment: ein Vergleich mit der Consolatio-Übersetzung in der Koberger-Inkunabel

Der vorliegende Beitrag basiert auf den Ergebnissen eines interdisziplinären Forschungsprojekts zur Boethianischen Trostschrift aus dem Kodex MS. Hamilton 46 (um 1460 und 1465) der Bodleian Library in Oxford,¹ das in Zusammenarbeit der klassischen Philologie und der germanistischen Mediävistik das lateinisch-deutsche Textensemble des *Oxford Boethius*² untersucht hat. Die daraus resultierende Publikation, die 2020 erschien, umfasst eine Edition und eine Studie.³ Der germanistische Teil der Studie stellt die deutsche Übersetzung und ihre sprachlich-stilistischen Besonderheiten vor. Die nachfolgenden Ausführungen erweitern nun die Analyse um die kontrastive Einbeziehung der deutschen *Consolatio*-Fassung aus der Koberger-Inkunabel von 1473, die ebenfalls sowohl den deutschen als auch den lateinischen Text überliefert.⁴ Die vergleichende Analyse setzt sich

-
- 1 Das Digitalisat dieser Handschrift ist unter der Adresse <https://digital.bodleian.ox.ac.uk/objects/04981b8f-49bb-496d-ba3e-429baedd8f3e/> [7.01.2025] abrufbar.
 - 2 Es handelt sich dabei um den lateinisch glossierten und z.T. kommentierten Originaltext der „Consolatio“, dem nachträglich eine deutsche Übersetzung beigegeben wurde.
 - 3 Daniela Mairhofer/Agata Mazurek, Der ‚Oxford Boethius‘. Studie und lateinisch-deutsche Edition. (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit 58) Berlin 2020. Alle im vorliegenden Beitrag angeführten Zitate folgen der Edition (ebd., S. 301–559).
 - 4 Zu der Koberger Inkunabel (GW 4573; MRFH 20450) vgl. Nigel F. Palmer, The German Boethius Translation Printed in 1473 in Its Historical Context, in: Maarten J.F.M. Hoenen/Lodi Nauta (Hgg.), *Boethius in the Middle Ages. Latin and vernacular traditions of the Consolatio Philosophiae*. (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters 58) Leiden 1997, S. 287–302; Mariken Goris, *Boethius in het Nederlands*. Studie naar en tekstuutgave van de Gentse Boethius (1485), boek II. (Middeleeuwse Studies en Bronnen LXXII) Hilversum 2000, S. 103–117; Bernd Bastert, Boethius unter Druck. Die *Consolatio Philosophiae* in einer Koberger-Inkunabel von 1473, in: Reinhold F. Gleis/Nicola Kaminski/Franz Lebsanft (Hgg.), *Boethius Christianus? Transformationen der Consolatio Philosophiae* in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin/New York 2010, S. 35–69; ders., Kontinuitäten eines »Klassikers«. Zur spätmittelalterlichen deutschen Re-

zum Ziel, neue Erkenntnisse über das Profil der Übersetzung in der Inkunabel zu gewinnen, um auf der kontrastiven Grundlage das Bild der Oxforder Version noch stärker zu konturieren. Der Beitrag gliedert sich in folgende Teile: Zunächst werden einige Grundinformationen bezüglich der beiden Übersetzungen gegeben (1); anschließend wird auf ihre Materialität eingegangen (2) und zuletzt werden einige wichtige sprachliche Merkmale der Oxforder Übersetzung dargelegt und mit der Umsetzung in der Kobergerschen Inkunabel verglichen (3). Der Beitrag schließt mit einem Fazit zum Profil der beiden Übersetzungen (4).

I. Datierung, Lokalisierung, Anlage und Verwendungskontext

Das lateinische Textensemble des *Oxforder Boethius*, bei dessen Niederschrift mehrere Hände beteiligt waren,⁵ lässt sich nach dem Wasserzeichenbefund um 1460 datieren.⁶ Die deutsche Übersetzung stammt von einer weiteren Hand: Nach Angaben des anonymen Schreibers, der zugleich der Translator ist, entstand sie im Jahre 1465 in Buchen. Bei dem Ort handelt es sich um einen Stadtteil der heutigen südwestfälischen Stadt Siegen. Diese Provenienz bestätigen nicht nur weitere in dem Oxforder Band enthaltene Indizien,⁷ sondern auch die Schreibsprache, die eindeutig auf die Entstehung an der Grenze

zeption der ›*Consolatio Philosophiae*‹ des Boethius, in: Manfred Eikelmann/Udo Friedrich (Hgg.), *Praktiken europäischer Traditionsbildung im Mittelalter. Wissen – Literatur – Mythos*. Berlin 2013, S. 117–39, hier S. 125f.; Manfred Eikelmann/Arne Schumacher, *Paratexte in der Klassiker-Rezeption – Zum experimentellen Textstatus der spätmittelalterlichen deutschen Übersetzungen der *Consolatio Philosophiae* des Boethius*, in: Michael Bernsen/Elmar Eggert/Angela Schrott (Hgg.): *Historische Sprachwissenschaft als philologische Kulturwissenschaft. Festschrift für Franz Lebsanft zum 60. Geburtstag*. Göttingen 2015, S. 545–565, hier S. 552 und 560f.; Arne Schumacher, *Die ‚Consolatio Philosophiae‘ in deutschen Druckausgaben des 15. Jahrhunderts*, in: Bernd Bastert/Manfred Eikelmann (Hgg.), *Klassiker im Kontext: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Klassikerverdeutschungen in medialen Übersetzungsprozessen (1470 bis um 1600)*. Tübingen 2026, S. 12, 13, 15–18. Daniel Pachurka danke ich herzlich dafür, dass er mir den Beitrag von Arne Schumacher vorab zur Verfügung gestellt hat.

5 Vgl. Mairhofer/Mazurek, ‚Oxforder Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 36–43.

6 Vgl. ebd., S. 22.

7 Zur Datierung und Lokalisierung vgl. ebd., S. 4f., 147f.

zwischen dem nieder- und hochdeutschen Sprachgebiet hinweist.⁸ Der Text ist anonym erhalten, über seine Autorschaft können anhand von Einträgen im Kodex nur Vermutungen angestellt werden.⁹ Die Oxforder Verdeutschung wurde durchgehend in Prosa verfasst. Die Mitüberlieferung enthält Hinweise darauf, dass der Kodex im Schulkontext verwendet wurde.¹⁰

Die gedruckte Übersetzung ist dagegen Teil einer prominenten Buchausgabe, die am 24. Juli 1473 in Nürnberg in der Offizin Anton Kobergers erschien und außerdem den lateinischen *Consolatio*-Text sowie den berühmten Kommentar des Ps.-Thomas enthält. Es handelt sich um die erste bilinguale Druckausgabe in Deutschland überhaupt sowie um die erste gedruckte volkssprachige Fassung eines antiken Textes.¹¹ Die deutsche Version ist anonym überliefert; in Frage kommt die Autorschaft des Peter von Kastl, der nachweislich 1401 eine *Consolatio*-Übersetzung im Benediktinerkloster Reichenbach bei Regensburg angefertigt hat; es lässt sich jedoch nicht beweisen, dass es sich bei der Übersetzung der Kobergerschen Inkunabel ausgerechnet um sein Werk handelt.¹² Die gesamte Trostschrift ist auch in dieser Verdeutschung in Prosa-Form wiedergegeben. Die bekannten Provenienzen legen die Benutzung dieser Ausgabe als Bibliotheks-exemplar nahe, sie gehörte zum Bestand der Klosterbibliotheken und privater Büchersammlungen.¹³

II. Materialität

Der *Oxforder Boethius* stellt einen Faszikel eines aus vier in vielerlei Hinsicht heterogenen Teilen zusammengesetzten Kodex dar.¹⁴ Wie oben erwähnt, firmiert unter diesem Titel nicht nur die deutschspra-

8 Zu Merkmalen der Schreibsprache vgl. Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 127–146.

9 Vgl. ebd., S. 5–7.

10 Vgl. ebd., S. 18–28 (Beschreibung der Handschrift) und S. 8–17 (Analyse der zur Überlieferungsgemeinschaft gehörenden Texte).

11 Vgl. Palmer, German Boethius Translation (wie Anm. 4), S. 292.

12 Zur Frage der Autorschaft vgl. Palmer, German Boethius Translation (wie Anm. 4), S. 294–297; Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 48–50, und Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 13f.

13 Vgl. Palmer, German Boethius Translation, S. 292. Zu den ehemaligen Provenienzen vgl. MRFH 20450 und Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 25–27.

14 Vgl. Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 18–28 (Beschreibung der Handschrift).

chige *Consolatio*-Fassung des Oxforder Hamilton-Kodex, sondern das gesamte Textensemble, das sich aus der lateinischen Vorlage mit ebensolcher Glossierung, dem lateinischen Kommentar sowie der später am Rand und auf Zusatzblättern nachgetragenen deutschen Übertragung zusammensetzt (Abb. 1). Der zeitliche Abstand zwischen der Niederschrift des Grundtextes samt seiner lateinischen Auslegungsinstrumente und derjenigen der deutschen Übertragung beträgt ca. fünf Jahre.¹⁵

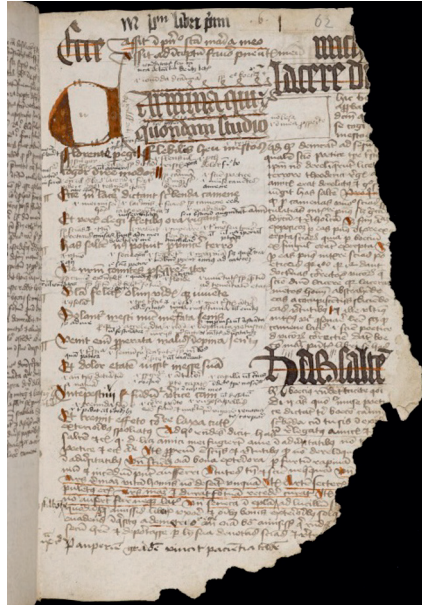


Abb. 1: Oxford, Bodleian Library MS. Hamilton 46, Bl. 62

Der lateinische *Consolatio*-Text wurde, wie auch für andere Schultexte typisch, auf lateinische Glossierung und Kommentierung hin angelegt, wovon der größere Zeilenabstand für den Eintrag der Interlinearglossen sowie ausreichend breite Außenränder für den Eintrag des Kommentartextes zeugen.¹⁶ Im Oxforder Kodex können zwei Kommentare unterschieden werden: „Kommentar I“, an dessen Entstehung mehrere Schreiber beteiligt waren, beginnt auf Bl. 61ra und endet auf Bl. 161r und begleitet die Bücher 1–3 sowie den Anfang von Buch 4 des Boethianischen Werkes. Er wurde entweder am Rand (Bl.

15 Vgl. Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 150.

16 Zum Layout vgl. ebd., S. 56.

62r–70v) oder auf eigens dafür bestimmten, miteingebundenen Doppelblättern aufgezeichnet. „Kommentar II“ wurde durchgängig von einer Hand an den Rändern eingetragen, beginnt auf Bl. 116r und begleitet Buch 3, so dass für einige Stellen des Grundtextes aus diesem Buch doppelte Kommentierung vorliegt.¹⁷

Die deutsche Übersetzung ist unvollständig: Sie wurde für ausgewählte Teile von Buch 3 (3.1,1–3; 3.VIII; 3.9,1–19), für Buch 4 (ohne Abschnitte 4.6,57; 4.VI,1–33; 4.VII,17–35) und für Buch 5 bis zur vierten Prosa (5.4,31) verfasst und meist an den Rändern niedergeschrieben.¹⁸ Weil in Buch 3 der lateinische Kommentar anfangs vorhanden ist, muss der Übersetzer bei der ersten Prosa auf Schaltblätter ausweichen (Bl. 115), erst ab dem achten Metrum kann er die weitere Übersetzung am Rand (auch der für den Kommentar bestimmten Blätter 134 und 137) eintragen (Abb. 2); Schaltblätter (Bl. 132 und 135) sind jedoch notwendig, wenn der Platz auf der zugehörigen Seite fehlt (Abb. 3). In Buch 4 ist lediglich das Ende von „Kommentar I“ (Bl. 160v am Rand; Bl. 161r ganzseitig angelegt; Blatt beschnitten, nur wenig Text vorhanden) sowie ein weiteres geringes Kommentarstück (Bl. 185ra) vorhanden. Hier notiert der Übersetzer seinen Text kontinuierlich auf den frei gebliebenen Rändern bzw. auf den ursprünglich für die lateinische Kommentierung bestimmten und mit eingebundenen Blättern (Bl. 180 und 185); wo der Platz nicht ausreicht, bedient er sich meist kleiner Papierblätter, die er mit in den Kodex einbinden ließ (Abb. 4). Bereits dieser augenfällige Befund legt die Vermutung nahe, dass es sich bei der vorliegenden Übersetzung um ein persönliches Vorhaben handelt. Diesen Eindruck verstärkt die individuelle Auswahl der zu übersetzenden *Consolatio*-Passagen: Der Verfasser beginnt mitten in Buch 3 und wählt daraus nur wenige Abschnitte, in denen „das hohe Gut“, einer der Schwerpunkte der Übertragung, behandelt wird. In Buch 4 nimmt er Kürzungen vor, insbesondere in den Metren, und bricht die Arbeit an Buch 5 mitten im Text ab.¹⁹ Der deutsche Text enthält stellenweise lateinische Lemmata,

17 Ausführlich zu beiden Kommentaren vgl. Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 100–109.

18 Eine tabellarische Übersicht zur Platzierung der lateinischen Kommentare und der deutschen Übersetzung findet sich bei ebd., S. 110–119.

19 Zum Textbestand vgl. ebd., S. 154–156 und 224–226.

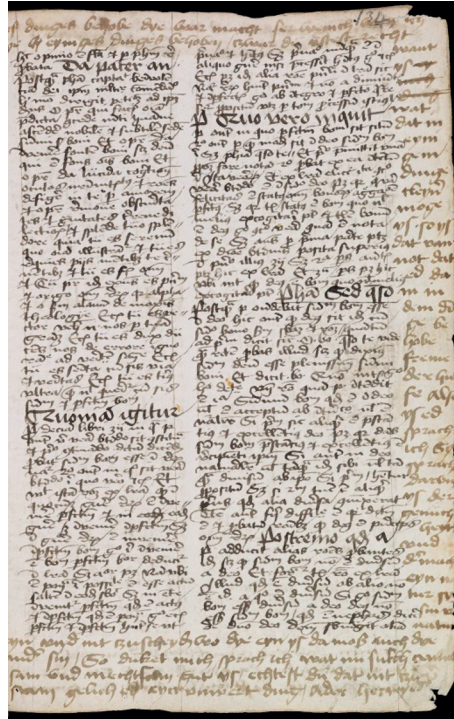


Abb. 2: Oxford, Bodleian Library MS. Hamilton 46, Bl. 134r

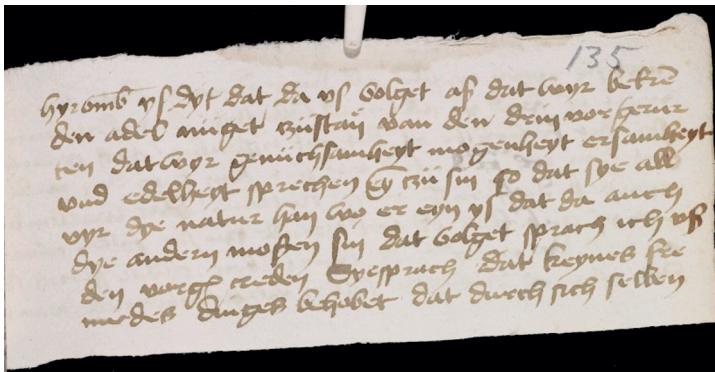


Abb. 3: Oxford, Bodleian Library MS. Hamilton 46, Bl. 135r

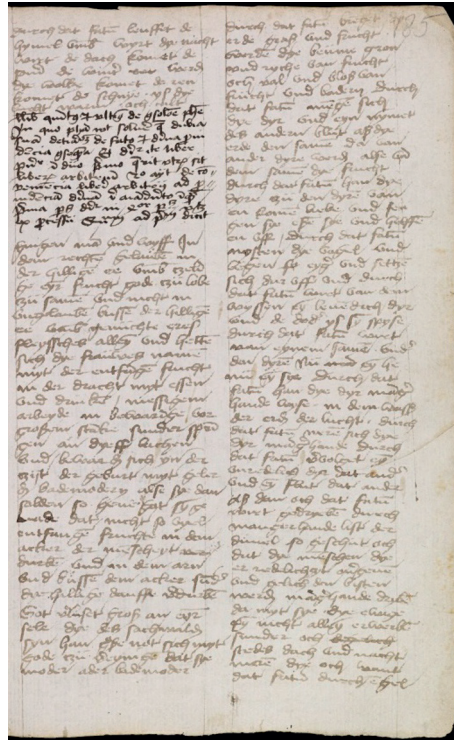


Abb. 4: Oxford, Bodleian Library MS. Hamilton 46, Bl. 185r

welche die Orientierung beim Vergleich mit der lateinischen Vorlage erleichtern sollen, allerdings wurden sie nicht systematisch eingesetzt und an keiner Stelle graphisch hervorgehoben.²⁰

Trotz alledem ermöglicht die räumliche Nähe der Übersetzung zum Originaltext, die sich u.a. durch Verwendung von kleineren Zetteln für die Niederschrift der deutschsprachigen Fassung erreichen ließ, dass der Translator die buchtechnischen Gliederungselemente (rote Initialen, Majuskeln und Paragrafenzeichen) und paratextuellen Beigaben (Kolumnentitel sowie rubrizierte, in größerer Schrift

20 Als Beispiel kann Bl. 133r dienen (Abb. 5), auf dem das in die deutschsprachige Version eingeflochtene lateinische Lemma *Sed quonam* (3.VIII,15), die letzten Wörter auf der Seite, vom übrigen Text gar nicht zu unterscheiden ist, ganz anders als im Falle des lateinischen Kommentars auf demselben Blatt, in dem das Lemma *Hactenus* (Anfangswort der 9. Prosa) in größerer Schrift realisiert wurde. Zu den lateinischen Lemmata (mit einer Auflistung) vgl. Mairhofer/Mazurek, 'Oxford Boethius' (wie Anm. 3), S. 103–105.

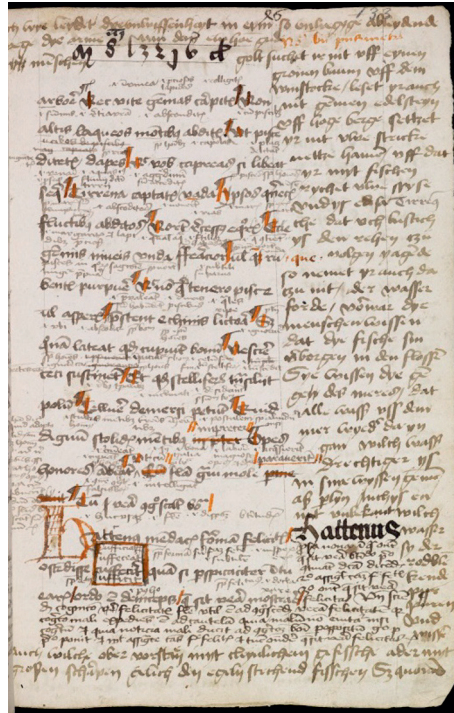


Abb. 5: Oxford, Bodleian Library MS. Hamilton 46, Bl. 133r

ausgeführte Incipits und Explicits vor und nach jedem Buch) des Prätextes dafür nutzte, deren Strukturierungsfunktion auf die deutsche Textaufzeichnung zu übertragen (Abb. 5). Diese Art der Textpräsentation sowie die Verwendung der an die Vorlage rückbindenden lateinischen Lemmata sind ein Indiz dafür, dass die deutschsprachige Fassung dem lateinischen Ausgangstext untergeordnet ist und ihr, genauso wie dem lateinischen Kommentar, der Status eines Erschließungsinstrumentes zugesprochen werden kann. Die im Oxforder Kodex überlieferte Übersetzung macht insgesamt den Eindruck, dass sie nur von dem Schreiber selbst oder von einer Person, die sich in der Anlage des Textes genau auskannte, insbesondere in einer Unterrichtssituation benutzt werden konnte. Diesen Befund bestätigt nicht zuletzt auch die Schrift, die als individuelle Notizenschrift charakterisiert werden kann, sowie die Tatsache, dass der deutsche Text zahlreiche Schreiberkorrekturen enthält.²¹ Das Fehlen einer Vorrede und des

21 Zu den Arten der Korrekturen vgl. Mairhofer/Mazurek, Oxforder Boethius (wie Anm. 3), S. 150–151.

Buchschmucks stützen die Funktionsbestimmung des Kodex als eines Buches für den Eigengebrauch. Für die Benutzung als persönliches Handbuch spricht auch das für diese Zwecke geeignete Quart-Format.

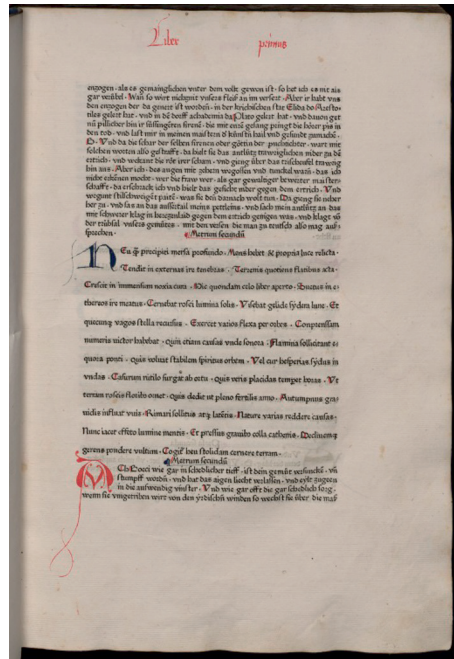


Abb. 6: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 3r

Ein völlig abweichendes materiales Erscheinungsbild bietet die Koberger-Inkunabel (Abb. 6). Die Übersetzung ist hier ein integraler Teil einer vollständig zweisprachig angelegten Druckausgabe. Jedem Prosa-Stück und jedem Metrum folgt jeweils die deutsche Übersetzung, die ihrerseits mit einer Vorrede beginnt. Das lateinisch-deutsche Textensemble ist einspaltig gedruckt. Es handelt sich hier um das Großfolio-Format, der Text ist auf qualitativ sehr gutem italienischen Papier gedruckt und je nach Exemplar mehr oder weniger aufwendig geschmückt, so dass insgesamt der „Eindruck eines Qualitätsprodukts“ entsteht.²² Bei dem Exemplar der Bayerischen Staats-

22 Zur Ausstattung sowie zu diesbezüglichen Unterschieden zwischen einzelnen Exemplaren (Ausstattung seitens der Kobergerschen Offizin und nachträglich ausgeführter Buchschmuck) mit Schlussfolgerungen über die sich daraus ergebenden Gebrauchszusammenhänge vgl. Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 19–24, Zitat S. 19.

bibliothek²³ fällt insbesondere der Buchschmuck auf dem ersten Blatt auf: handgemalte Initialen mit Blattgold und Rankenschmuck (Abb. 7). Im weiteren Text begegnen abwechselnd rote und blaue Lombarden sowie rote und blaue Unterstreichungen der Überschriften (Abb. 8). Der homogene Buchschmuck spricht für die Einheit des Gesamtwerkes; hinzukommen die gemeinsamen Kolumnentitel und gleich gestaltete lateinische Überschriften, die auch vor die deutschen Textstücke gesetzt werden (Abb. 8),²⁴ sowie die Markierung der Redeanteile mit P (Philosophia) und B (Boethius) sowohl in der lateinischen als auch in der deutschen Version.²⁵



Abb. 7: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 1r

- 23 München, BSB-Ink B-593. Das Digitalisat ist unter urn:nbn:de:bvb:12-bsb00035233-6 [6.01.2025] abrufbar. Die Inkunabel enthält keine Folierung. Im vorliegenden Beitrag beziehen sich die in eckige Klammern gesetzten Blattangaben auf die Zählung des Digitalisates.
- 24 Am Anfang des siebten Metrums des vierten Buches findet sich eine falsche Überschrift: *Prosa septima* [Bl. 73v].
- 25 Die Sprecherangaben können allerdings auch ausgeschrieben sein; vgl. dazu Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 45.

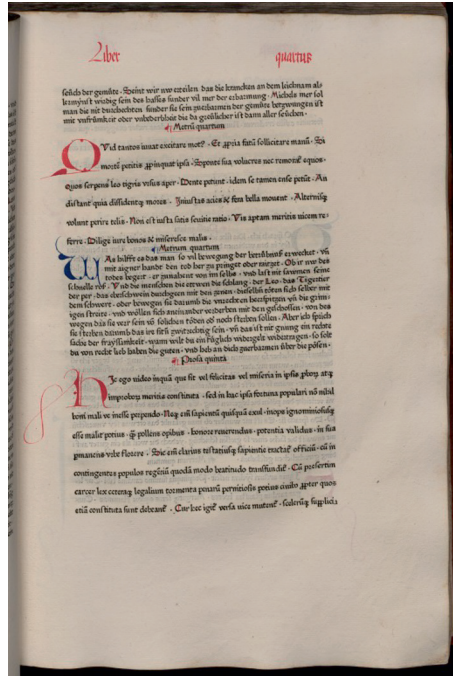


Abb. 8: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 65r

Es ist eigens zu erwähnen, dass die Kobergersche Ausgabe, anders als der Oxforder Kodex, die vollständige *Consolatio*-Übersetzung enthält;²⁶ der lateinische Text gilt jedoch hier nicht als Vorlage für die Verdeutschung.²⁷ Die lateinische Fassung ist mit Hilfe eines vorangestellten alphabetischen Stichwortregisters erschlossen; ein noch bei Weitem wichtigeres Instrument wissenschaftlicher Erschließung ist der als Band 2 erschienene Kommentar des Ps.-Thomas. Beides, Register und Kommentar, sind zweispaltig gedruckt.

Der lateinische Text unterscheidet sich optisch von der deutschen Übersetzung durch den Durchschuss (Abb. 8). Diese Darstellungsform imitiert die gewohnte, auf Glossierung und Kommentierung hin angelegte schulmäßige Darbietung im Medium der Handschrift.²⁸ Das graphische Erscheinungsbild der Übersetzung, die

26 Vgl. Bastert, Kontinuitäten eines »Klassikers« (wie Anm. 4), S. 125.

27 Vgl. Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 48–50.

28 Die Untersuchung zu lateinischen Annotationen zeigt tatsächlich „eine rege Nutzungsgeschichte“ (Schumacher, Druckausgaben [wie Anm. 4], S. 25); weitere Ausführungen dazu ebd., S. 28f., detaillierte exemplarbezogene Beispielanalysen ebd., S. 29–38. Bei den Untersuchungen zur Materialität der Drucke konnte keine

eng gesetzten Zeilen, gleicht dem des Registers und des Kommentars, was auf den ersten Blick auf die texthierarchisch untergeordnete Funktion der deutschen Fassung hinweisen könnte.²⁹ Beim näheren Hinsehen stellt man jedoch fest, dass die Verdeutschung nicht mit der lateinischen Fassung durch Lemmata verknüpft wurde, wodurch sich eine parallele Lektüre der beiden Versionen als äußerst schwierig gestalten kann, zumal man in vielen Fällen die beiden Texte nicht auf der gegenüberliegenden oder gar derselben Seite vor sich hat.³⁰

Auch die Explicit-Formeln, die direkt in der deutschen Sprache jeweils nach dem Buchende folgen, dann noch einmal ganz zum Schluss auf Lateinisch wiederholt werden, könnten ebenfalls einerseits als ein Beweis dafür gelten, dass der lateinische und der deutsche Text als Einheit zu verstehen sind. Andererseits suggeriert ihre Formulierung, dass die deutsche Version zusammenhängend (ohne ‚Unterbrechung‘ durch den lateinischen Text) gelesen werden soll, wie es das Beispiel des Explicit von Buch 2 nahelegt: „Vnd also endet sich hie das ander puch von dem trost der weiszheit vnd hebt sich an das dritt buch vnd vaht an Boecius zereden vnd spricht also“ [Bl. 30v] (Abb. 9).³¹ Es folgt die graphisch abgesetzte lateinische Schlussformel: „Explicit liber secundus de consolatione philosophie“ sowie die Überschriften zu Buch 3: „Incipit Tercius. Prosa prima“ [ebd.]. An dieser Stelle könnte man auch sagen, dass der lateinische Text kein eigenes Explicit besitzt, was wiederum ein Argument für die Gleichwertigkeit beider Versionen wäre. Auch an weiteren Anschlussstellen lässt sich beobachten, dass die einzelnen Teile der deutschen Version bereits auf die nächste volkssprachige Passage Bezug nehmen. Als

„Verbindung zwischen dem Ausstattungsniveau und Benutzungsmodus“ festgestellt werden: „Es existieren sowohl Exemplare mit Vollaussstattung als auch einfache Exemplare, die entweder stark oder aber gar nicht annotiert werden“. (ebd., S. 27).

29 So Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 55; ders., Kontinuitäten eines »Klassikers« (wie Anm. 4), S. 129, und Eikermann/Schumacher, Paratexte (wie Anm. 4), S. 560.

30 Eine Ausnahme stellt z.B. das Blatt 65r (Abb. 8) mit dem vierten Metrum des vierten Buches dar, auf dem sich entsprechende Texte zufällig auf einer Seite befinden.

31 Die Zitate folgen dem Exemplar der BSB München (wie Anm. 23). Die Abkürzungen werden aufgelöst, die verschiedenen „s“-Schreibungen vereinheitlicht; „s3“ wird als „sz“ wiedergegeben. Zum besseren Textverständnis wird eine moderne Interpunktion eingefügt und entsprechend auch die Groß- und Kleinschreibung geregelt. Eigennamen werden großgeschrieben. Druckfehler sind mit [!] markiert.

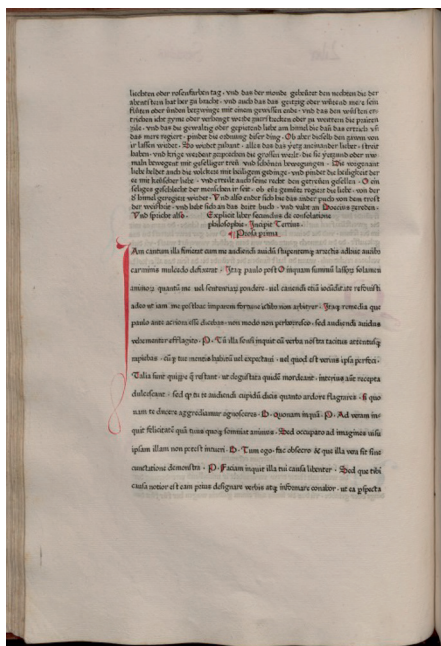


Abb. 9: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 30v

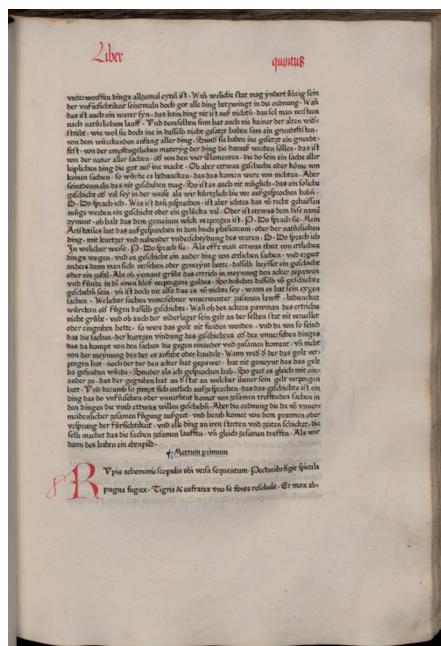


Abb. 10: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 77r

Beispiel kann hier das Ende der ersten Prosa des fünften Buches genannt werden, das auf das erste Metrum des fünften Buches verweist: „die selb machet, das die sachen zesamen lauffen vnd gleich zesamen treffen, als wir dann des haben ein ebenpild“ [Bl. 77r] (Abb. 10) (Hervorhebung von A.M.).

Davon, dass die deutsche Fassung nur in rein optischer Hinsicht untergeordnet ist, textseitig jedoch eine Einheit für sich, ein eigenständiges Werk bildet, das auch ohne das lateinische Original benutzt werden kann bzw. soll, zeugen Einleitungsformeln. In der Verdeutschung vom dritten Metrum des fünften Buches findet sich folgender Anfangstext „Und da von sprich ich“ [Bl. 81v] (Abb. 11), welcher auf das Ende des vorangegangenen deutschen Prosastückes zurückweist („Vnd darumb so wirt es not sein, als du ein wenig hie vor in deinem gedichte ausgesprachen hast, das das menschlich geschlechte zergeen würde, wenn es gesundert vnd abgeschieden wirdet von seinem vrsprung“ [Bl. 81r] (Abb. 12). Dadurch ergibt sich eine Kontinuität und Kohärenz des deutschen Textes trotz der ‚Unterbrechung‘ durch das lateinische dritte Metrum des fünften Buches. Auch die Art und Weise, wie die einzelnen Abschnitte, insbesondere die Metren, übersetzt wurden, macht es möglich, dass der deutsche Text fließend und ohne weitere Hilfen, etwa ohne den Vergleich mit dem lateinischen Text und ohne Recherchen im lateinischen Kommentar gelesen werden konnte.³² Dazu tragen in besonderer Weise Erläuterungen zu „geographische[n], historische[n], mythologische[n] sowie naturwissenschaftliche[n]“ Inhalten bei.³³ Als Beispiel diene der je differente Umgang beider deutschen Versionen mit dem Hydra-Vergleich.³⁴ Der originale Name der Wasserschlange, *hydra*, wird anders als der des Herakles in der Koberger-Fassung nicht erwähnt, sondern umschrieben und näher erläutert, so dass der Vergleich mit der Vernichtung der Zweifel durch Feuer für den Rezipienten klarer wird. Der Oxfordter Übersetzer belässt es bei der Angabe des deutschen Äquivalentes für das Wort *hydra* als Apposition, indem er dabei offensichtlich der Glosse folgt:

32 Zum Übersetzungsstil vgl. Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 48 (mit weiterführender Literatur).

33 Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 51–54, zeigt an mehreren Beispielen, dass der Verfasser der in der Koberger-Inkunabel abgedruckten Übersetzung auch *Consolatio*-Kommentare hinzugezogen und in seine Verdeutschung integriert hat.

34 Zu dieser Stelle im lateinischen Text vgl. Joachim Gruber, Kommentar zu Boethius, *De consolatione philosophiae*. 2., erweiterte Aufl. (Texte und Kommentare 9) Berlin/New York 2006, S. 346.

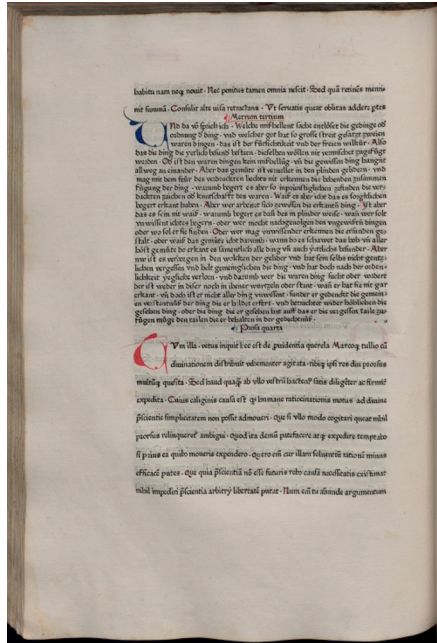


Abb. 11: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 81v

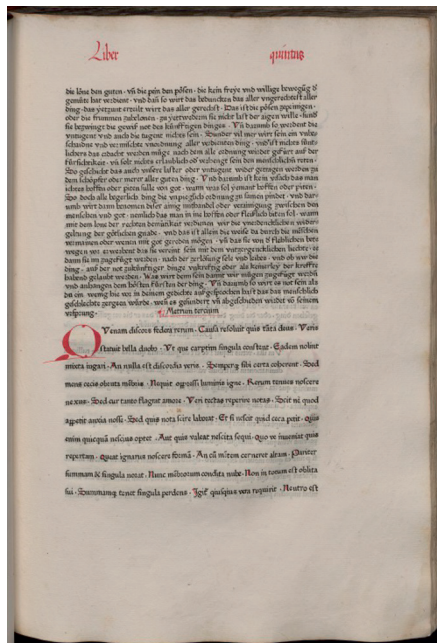


Abb. 12: München, Bayerische Staatsbibliothek, Rar. 289-1/2, Bl. 81r

Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.6,3] Talis namque materia est, uti una dubitatione succisa innumerabiles alie velud ydre capita succrescant	YDRE <i>illius serpentis</i>	Want ed ys sulche materia, dat, wan eyn czwivel ys abegesnidden, abe gelacht, verkurtzet, ander unzeliche czwyvel, vragen widder wassen als ydre, der slangen, dye heubede	Wann es ist ein soliche materig: Wenn man ein zweifelung abschneidet, so wachsen andere vntzelliche herwider gleicherweise als die haubte der schlangen, die Hercules erschlug, die allweg herwider wuchsen, bisz so lang, das er die verprannt [Bl. 69r]

In Hinblick auf die Verständlichkeit und gute Nachvollziehbarkeit interessant scheinen auch diejenigen Passagen zu sein, in denen es um Markierung des Sprachwechsels geht. In der gedruckten Übersetzung sind die Sätze entsprechend ausformuliert und enthalten zusätzliche Informationen, die wiederum die Lesbarkeit ohne weitere Hilfen gewährleisten. Die Oxforder Fassung erinnert dagegen im zweiten Beispiel (4.7,19) an eine mündliche Kommunikationssituation, in welcher sich der Wechsel von Latein zu Deutsch selbstverständlich beim Sprechen vollzieht:

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.6,38] Nam ut quidam ayt me quoque excellencior (sequitur grecum significans): Viri sancti edificavere corpora sua per virtutes.	Want als eyn wyse, als Permenides, spricht, yn wysheyt hoer dan ich, han dye hilligen man er lycham gebuwet vormitz dogeden. ³⁵	wann als einer, der fürtrefflicher ist dann ich, in kriechisch gesprochen hat die meinung zu deütsch: ‚Die weisen manne haben gepawet ire leichnam mit der tugent.‘ [Bl. 70v]
[4.7,19] Ex quo eciam virtus vocatur, quod suis viribus nitens non superetur adversis	Darumb dan och dogent ‚virtus‘ heysset, dat ys crafft, dat sye crefftē blybe und nicht van	vnd da von ist das wörtlein ‚tugent‘, zu latein gesprochen ‚virtus‘, das do kompt von dem wörtlein

35 Zur Umsetzung dieser Passage vgl. Mairhofer/Mazurek, ‚Oxforder Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 253f.

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
	ungelucken, van sunden, dye widder sye syn, oberwun werde	‚vires‘, das zu deütsch haisset ‚kreffte‘. Derselben seiner kreffte er sich also fleissen sol, das er in widerwertigen dingen nit überwunden werde [Bl. 73r]

Vor diesem Hintergrund kann festgestellt werden, dass die deutsche Übersetzung in der Koberger-Inkunabel quasi einen selbstständigen Lesetext darstellt. Manfred Eikermann und Arne Schumacher charakterisieren sie als ein „selbständiges Element einer gelehrten Auslegungspraxis“, das zu der lateinischen *Consolatio* „in räumlichem Kontakt steh[t]“³⁶. Diese „gelehrte[] Auslegungspraxis“, im Sinne von wissenschaftlichem Textstudium unter Einbezug von Originaltext samt seiner Glossierung und Kommentierung, ist jedoch lediglich auf der materiell-visuellen Ebene gegeben, praktisch ist sie etwa wegen „mangelnde[r] Abstimmung beider Texte“³⁷ nicht möglich. Der Translator dürfte dem gelehrten Publikum eine volkssprachige Version der Boethianischen Trostschrift zur Verfügung gestellt haben, die, anders als in der Schulpraxis, losgelöst von dem lateinischen Original rezipiert werden konnte.³⁸ Dadurch, dass eine solche Verdeutschung, die eines Verweissystems entbehrt, formal in einen gelehrten Rahmen von universitärem Niveau gesetzt wurde, kann diese zwar als ein äußerst innovatives Buchprojekt bezeichnet werden,³⁹ im negativen Sinne könnte man jedoch sagen, dass es nicht zu Ende gedacht wurde und als Gesamtunternehmen in seiner ursprünglichen Konzeption wohl deswegen nur eine Auflage erlebte.⁴⁰

36 Eikermann/Schumacher, Paratexte (wie Anm. 4), S. 560.

37 Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 55.

38 Zu diesem Aspekt vgl. Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 29: „Der deutsche Text bleibt dabei zumindest auf der messbaren Ebene der Annotationen gleichsam funktionslos, sodass er die Lektüre nicht um einen zusätzlichen Zugangspunkt zu erweitern scheint.“

39 Vgl. Eikermann/Schumacher, Paratexte (wie Anm. 4), S. 560f. Vgl. dazu auch Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 16 und 39. Schumacher charakterisiert den Druck als „ein breites sowie offenes Lektüreangebot für gelehrte, schulische, repräsentative und volkssprachliche Ansprüche.“ (ebd., S. 39).

40 Zu den möglichen Gründen vgl. Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 68, und Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 16.

III. Oxforder und Koberger Übersetzungen im sprachlichen Vergleich

In die Oxforder Übersetzung sind durchgängig und systematisch als Kontextglossen ins Deutsche übersetzte lateinische Glossen integriert.⁴¹ Damit spiegelt sie einerseits das allgemeine Verständnis der mittelalterlichen Übersetzertätigkeit wider und ist andererseits an die schulische bzw. universitäre Praxis bezüglich des Umgangs mit den Texten gebunden. Durch die konsequente Mitverwendung der Glossen erhält die Übersetzung eine stark christliche Prägung. Charakteristisch sind ebenfalls christlich gefärbte eigene Zusätze des Übersetzers sowie längere Exkurse, die der Übersetzung einen diskursiven Charakter verleihen.⁴²

Der Verfasser benutzt eindeutig christlich konnotierte Begriffe wie *sele*, *sunde*, *sunder*, *helle*, *vegefur*, *got*, *dat hoge gut*, *dat hogeste gut*, *bose*, *bosheit*. An dieser Stelle soll die Wortfamilie um „Sünde“ sowie der Begriff „Seele“ näher betrachtet werden. In der Oxforder Übersetzung (Exkurse werden hier nicht berücksichtigt) finden sich 28 Belege für die Wörter „Sünde“, „Sünder“ und „sündig“ (s. Anhang 1),⁴³ in Kobergers Inkunabel, der von der Forschung „nur eine verhaltene christliche Überformung“ bescheinigt wird,⁴⁴ gibt es an entspre-

41 Als Beispiel diene die oben vorgestellte Passage 4.6,3 mit dem Hydra-Vergleich (s. S. 244 des vorliegenden Beitrages). Zur allgemeinen Charakterisierung und zu Arten der Glossen vgl. Mairhofer/Mazurek, ‚Oxforder Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 58–99; zur Verwendung der Glossen in der Übersetzung vgl. ebd., S. 214–217.

42 Vgl. Eikermann/Schumacher, Paratexte (wie Anm. 4), S. 552.

43 Darunter sind fünf Belege zu verzeichnen, bei denen der Übersetzer der Glosse folgt: 4.III,35–36; 4.4,29 (zwei Belege); 4.6,40 und 4.6,46 sowie ebenfalls fünf Stellen, bei denen es sich um christlich interpretierende Zusätze handelt (4.2,31, 4.3,15, 4.4,8 [zweiter Beleg], 4.6,45 und 4.7,19), daher können insgesamt 18 Passagen verglichen werden. Es fällt auf, dass der Translator den Begriff *viciu* bzw. *viciositas* als *Sünde* wiedergibt. Explizit wird diese Deutung in der Glosse zu 5.2,9: „*Viciis id est peccatis*“ geboten. Als Belege können auch Stellen dienen, in denen *viciu/vicia* bzw. *viciositas* als *sunde* übersetzt werden (4.4,41; 4.6,29; 4.6,40). In den Fällen, in denen die Wörter *facinus*, *scelus*, *sceleratus* und *nephas* neben *viciu* stehen, kann nicht eindeutig entschieden werden, ob der Übersetzer dem Grundtext oder der Glosse folgt, da z.B. der *Vocabularius Ex quo* die genannten Begriffe als Synonyme zu *peccatum* belegt; vgl. ›Vocabularius Ex quo‹. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe. Gemeinsam mit Klaus Grubmüller hg. von Bernhard Schnell, Hans-Jürgen Stahl, Ertraud Auer und Reinhard Pawis. 6 Bände. (Texte und Textgeschichte 22–27) Tübingen 1988–2001; zu den oben genannten Vokabeln vgl. ebd., Bd. 3, S. 978: *Facinus*; ebd., Bd. 4, S. 1724f.: *Nephas*; ebd., Bd. 5, S. 2406: *Sceleratus* und ebd., S. 2407: *Scelus*.

44 Vgl. Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 56–59, Zitat S. 56. Um dieses Phänomen vollständig zu erfassen, müsste die gesamte Übersetzung der Koberger-Inkunabel daraufhin analysiert werden.

chenden Stellen nur drei Belege (4.6,44; 4.5,45; 5.3,32).⁴⁵ Der Übersetzer der letztgenannten Fassung benutzt das Wort „Sünde“ offensichtlich als Äquivalent für das lateinische Nomen *scelus* in 4.6,44 und 4.6,45 bzw. *suntlich* für das substantivierte Adjektiv *sceleratus*, -a, -um in 5.3,32. In 4.4,1 wird in der Kobergerschen Verdeutschung das Beiwort *sceleratus* konsequenterweise auch als *sundig* übersetzt.⁴⁶ An dieser Stelle wählt der Oxforder Übersetzer dagegen das von ihm häufig benutzte, besonders im christlichen Sinne negativ wertende Beiwort *bose*:⁴⁷

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.4,1] quo<d eo>rum atrox scelerata que mens	dye grymme und b o s e selen han	Aber welcher gemüte grýmmig vnd s u n d i g i s t [Bl. 63r]

In der deutschen Übersetzung des Kobergerschen Druckes finden sich darüber hinaus weitere Belege für christlich konnotierte Begriffe. Die unten angeführte Passage inspiriert beide Übersetzer zu interpretatorischen Beigaben. Der Koberger-Translator benutzt die Wörter „Gott“ und „Sünde“, der Siegenger flicht, unter Einfluss der Glos sen,⁴⁸ die Begriffe *helle* und *vegefur* ein sowie fügt eigene erläuternde

45 Für die lateinischen Wörter *viciositas*, *vicium/vicia* und *probrum* (wohl als Synonym zu *vicium* zu verstehen; vgl. ›Vocabularius Ex quo‹ [wie Anm. 43], Bd. 4, S. 2122) benutzt der Verfasser den Begriff *vtugent* bzw. *vtugenden* (4.4,41; 4.6,29; 4.6,46; 4.6,49; 4.7,10; 5.2,9; 5.3,32 [zwei Belege]). Mit Nachdruck sei auf das Desiderat wiederholt aufmerksam gemacht: Für ein abschließendes Urteil über die Verwendung bestimmter Begriffe müsste die gesamte in der Kobergerschen Ausgabe überlieferte Übersetzung untersucht werden.

46 Diese Übersetzung entspricht durchaus dem mittelalterlichen Verständnisspektrum des lateinischen Substantivs *scelus*, das u.a. mit dem Begriff *peccatum* gleichgesetzt wird (vgl. Anm. 43).

47 Zu den lateinischen Qualitativen, für die der Siegenger Übersetzer das deutsche Äquivalent *bose* wählt, vgl. Mairhofer/Mazurek, ›Oxforder Boethius‹ (wie Anm. 3), S. 685 (Glossar). Vgl. auch ebd., S. 586 (Kommentar): ›*viciosus/-a/-um* wird generell mit ›bose‹ wiedergegeben‹. In 4.4,1 könnte die Übersetzung von der Glosse beeinflusst sein (*scelerata[-que] id est viciosa*). Die Wörter *bose/bosheyt* werden auch für das lateinische Adjektiv *scelestus*, -a, -um [4.2,30], wahrscheinlich nach Glosse (*scelesti id est mali*), und das Substantiv *scelus* [4.4,6; 4.4,27], in beiden Fällen unabhängig von der Glossierung, verwendet.

48 ›Penali acerbitate *id est infernali crudelitate*‹ und ›purgatoria vel <purgatori>o‹. Interessanterweise übernimmt er den Begriff ›Gott‹ nicht, obwohl ihn die Glosse ›*clemencia id est ex clemencia die*‹ suggeriert. Diese Stelle legt möglicherweise nahe, dass sich der Verfasser der Kobergerschen Version neben den *Consolatio*-Kommentaren (vgl. dazu S. 242 des vorliegenden Beitrages mit Anm. 33) auch eines Glossenapparates bediente.

Zusätze bezüglich der Dauer der *pyn* an den jeweiligen Orten (*ewychlich, eyn czijt lank*) hinzu:

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.4,23] Et magna quidem, inquit, quorum alia penali acerbitate, alia vero purgatoria clemencia exerceri puto	Vorwar grosze pyn, sprach sye, der eyn deyl pynigen myt pynlicher bitterhey, verstant: ewychlich yn der helle, und eyn deyl pynigen in dem vegefur genetlich, dat ys: eyn czijt lank.	Do sprach sie: Ich wene, das sie grosse pein angelegt werden vnd das ettliche derselben pein ine zugeen von peinlicher grÿmmikeit vnd ettliche werden an inen geÛbt von der gutwillikeit gotes, die sie raynigt von iren sunden. [Bl. 64r]

Der Verfasser der Oxforder Verdeutschung benutzt zweiundzwanzigmal das Nomen „Seele“ (nicht gezählt sind wiederum die Belege in den Exkursen) für die lateinischen Begriffe *anima*, *animus* und *mens* (s. Anhang 2);⁴⁹ in der Inkunabel findet sich dieses Wort an entsprechenden Stellen nur zweimal (4.4,22 und 4.6,13) für das lateinische Substantiv *anima* bzw. *animus*; an anderen Stellen begegnet stets der verwandte, aber etwas ‚neutralere‘ bzw. offenere Begriff *gemÛte*.⁵⁰ Der Siegerner Übersetzer führt offensichtlich in didaktischer Absicht die dezidiert christlichen Begriffe ein, benutzt sie konsequent und verwendet sie auch ausgiebig in längeren Exkursen.

Weitere Beispiele zeigen wiederum die Tendenz zur christlichen Lesart der Boethianischen Trostschrift in der Oxforder Übersetzung, die, was aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich ist, im einzelnen Wortlaut von den Glossen beeinflusst sein kann (4.1,6 und 4.1,7⁵¹); der Koberger-Translator wählt an diesen Stellen neutrale, z.T. originalnähere Begriffe:

49 Da es sich in den Passagen 4.III,29–32, 5.III,11–12 und 5.III,26 um präzisierende bzw. interpretierende Zusätze nach Glossen und in 4.6,46 um eine eigenständige Ergänzung des Übersetzers handelt, können insgesamt 18 Textstellen verglichen werden.

50 Zum gesamten Bedeutungsspektrum vgl. FWB [gemÛt], Bd. 6, Sp. 880–885.

51 Hier ist die Übernahme der Glosse sehr wahrscheinlich; für das lateinische Substantiv *Abieccio* werden allerdings die Bedeutungen *ein abewerfung* uel *ein versmehung* belegt (›Vocabularius Ex quo‹ [wie Anm. 43], Bd. 2, S. 10).

Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.1,6] in tanti [...] patrisfamilias dispositissima domo	PATRISFAMILIAS <i>id est tam magni et boni reitoris</i>	in sulches guden, allwyssende, allmechtigen heren dieger wol geschickedem huse	in dem allergeschicksten hause eines so grossen hauszuaters [Bl. 55r]
[4.1,7] malos [...] abiectos <i>esse</i> semper atque imbecilles	ABIECTOS <i>id est despectos</i>	dy bosen versmat und unmechtich	die pösen allweg verworfen vnd vnmechtig [Bl. 55r]
[4.3,10] nullius fuscet improbitas	FUSCET <i>id est obscuret</i>	[mach] keynes bosen bosheyt beflecken	keines vnwederbikeit sie nit vngestalt macht [!] [Bl. 60r]
[4.6,46] fedatam probris conscientiam	CONSCIENTIAM <i>supple suam</i>	syn consciencie, syn sele myt swaren sunden beflecket	sein gewissen mit vntugenden verunraýnigt [Bl. 70v]

Der Verfasser der Oxforder Version ist, nach seinem Übersetzungsstil zu beurteilen, höchstwahrscheinlich als Geistlicher zu charakterisieren; so kann es sich um einen Weltgeistlichen handeln, der als Lehrer bzw. Schulmeister tätig ist. Er benutzt Wörter, die laut einschlägigen Wörterbüchern besonders häufig in religiösen, auch mystischen, und didaktischen Texten belegt sind.⁵² Dem religiös-mystischen Bereich zuzuordnen sind Vokabeln wie *geduldicheyt*, *fruntlich*, *gutlich*, *andechtlich*, *gelassenheyt*, (*ynwendige*) *bedroff(en)isse*, *besynninge der sunde*, *stillicheyt*, *friddesamheyt*, *gesellschaft*, *fruntschaft*. Die Kontexte sowie die vergleichende Umsetzung in beiden deutschen Fassungen zeigt folgende Tabelle:

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzer (Koberger)
[3.1,2] O, inquam, sumum lassorum solamen animorum, quantum me vel sententiarum pondere vel canendi eciam iocunditate refovisti, adeo ut iam me post hec imparem fortune	O du allerhogeste trost der moden synne, wye ser hayst du mych erquicket myt der burden, der vyelheyt dyner heylsam rede [...] und auch myt der sussicheyt dynes gesenges [...], also ser	O du hôte kurtzweil des müenden gemütes, wie gar sere hast du mich widerbracht oder erquicket mit der gemessen oder kostparn aussprechung der sinne unnd auch mit der wunnsamkeýt deines gedichtes der massen, das

52 Vgl. dazu Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 160–167.

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzer (Koberger)
ictibus esse non arbitrer!	hayst du mych erquicket, dat ich nu vort na dyeser underwysinge den slegen des geluckes nit enwenen ungelich czu syn, sunder ingeduldicheyt fruntlich und gutlich.	ich ietz, nach dem ich mich nit vngemesz achte den slegen des gelückes [Bl. 31r]
[3.1,3] Tum illa: Sensi, inquit, cum nostra verba tacitus attentusque rapiebas, eumque tue mentis habitum expectavi vel, quod est verius, ipsa perfecti	Do sprach sye: Daz vernarn ich wol, asz du unser wort swigende und andechtlich czu dyr nemest, und sulcher dynes gemudes gelassenheyt beyte ich begerlich und, dat warer ys, ich han sye dyr gemachet.	Do sprach die weiszheit: Ich verstund wol, do du vnser wort stille, fleissigklichen vnd mit begerung aufnamst, do han ich eýntweder gepaitet die volkomenheit deines gemutes oder, das do werlicher zereden ist, han ich dich selber darzu volkomen gemacht. [Bl. 31r]
[3.9,1] quam si perspicaciter intue[a]ris, ordo est deinceps que sit vera monstrare.	Und ys ed, dat du dye durchsiende ansust, so ys de orde, de wech, dye wyse, geburchlicheyt, bequemelicheyt czu wysen, wilche dye ware selicheyt ys, sy.	vnd ob du die dursichtiglichen ansihest, so ist darnach die ordnung zubeweisen oder an zu zaigen, was die war selikeit sey. [Bl. 42r]
[3.9,14] Sed unde huic, inquam, tali meror ullus obrepit, nec cogitare quidem possum	Ich sprach: Nit kann ich czwar gedenken, wo her dem susgedan gude eynige bedroffenisse moge czukomen	Do sprach ich: Wa von aber disem ding yendert ein laid einfall, das mag ich nit erdencken. [Bl. 42v]
[4.1,1] tum ego, nondum penitus insiti meroris oblitus	und ich, nicht aller dinge myner ynwendigen bedroffenisse vergessen	Do hette ich dannoch nicht gantzlich vergessen meines anligenden hertzenlaides [Bl. 54v]
[4.1,9] ut perturbacione depulsa sospes in patriam meo ductu, mea semita, meis eciam vehiculis revertaris.	uff dat du, asz verdryben ys dyn bedroffenisse, gesunt widder heym varest durch myn geleyde, myn wech und myn wegen.	das du nach vertribner trußsal mit meinem geleite auff meinem steige vnd auff meinen füren wider haym in das vtaerlant [!] gesunt gefürt werdest. [Bl. 55r]

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzer (Koberger)
[4.4,8] Quorum magna spes et excelsa facinorum machina repentino atque insperato sepe fine destruitur.	Und der bosen grosze hoffe und hoge besynninge der sunde wirt dicke myt eym snellen, unvorsien ende czubrochen	Wann ir grosse hoffnung vnd ir hohes vestes getzymmer oder werckgetzeug der poszheit wirt offt mit gehem vnd ungehofftem ende zerstört. [Bl. 63v]
[4.6,26] Sed concedamus ut aliquis possit bonos malosque discernere: Num igitur poterit intueri illam intimam temperiem, velut in corporibus dici solet, animorum?	Aver wyr wyllen czulaszen, dat ymand moge erken, bescheyden dye guden und dye bosen: Mach de och ansien dye ynnersten stillicheyt, friddesamheyt der syn, asz he sye van enbussen ansut?	Aber lassen wir das zugeen, das ymant müge vnderscheiden die guten vnd die pösen: Mag er darumb icht angesehen die allernidersten so getanheit oder die masz der ertikeit des gemüts? [Bl. 70r]
[5.2,11] providencie [...] intuitus	dat auge der vorsichticheyt	das angesicht der fürsichtikeit [Bl. 78r]
[5.3,34] unicum illud inter homines deumque commercium	tusschen gode und den menschen dye eynige gesellschaft, fruntschaft	diser ainig mithandel oder verainigung zwischen den menschen vnd got [Bl. 81r]

Auffällig sind auch Änderungen gegenüber der Vorlage, welche die Rezipienten auf die eingeflochtenen Exkurse vorbereiten sollen. Dass der Siegerner Übersetzer eigene Ziele verfolgt, zeigen deutlich die ‚Anpassungen‘ in der dritten Prosa des vierten Buches (4.3,1–6), in der *dye ewyge selicheyt* und *dat hoge gut* genannt werden. Der Koberger-Translator benutzt an dieser Stelle die originalgetreuen Äquivalente *selikeit* (für *beatitudo*) und *das gut* (für *bonum*).

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.3,3] Sed beatitudinem esse id ipsum bonum propter quod omnia geruntur ostendimus; est igitur humanis actibus ipsum bonum veluti premium commune propositum. [3,4] Atqui hoc a bonis non potest separari:	Sunder wyr han bewyst, dat dye ewyge selicheyt sye dat gut, darumbe alle ding geschien, wyssentlich und unwyssentlich ; darumbe ys den menschlichen werken dat hoge gud even als eyn gemeyn lon gesat. [3,4] Und dat	Aber wir haben beweist, das die selikeit sey das-selb gut, durch des willen alle ding verbracht werden; vnd dauon ist das-selb gut den menschlichen getetten fürgesetzt sam ein gemeiner lon. [3,4] Vnd gewiszlichen

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
Neque enim bonus ultra iure vocabitur, qui careat bono; quare probos mores sua premia non relinquunt. [4.3,6] Quodsi extrinsecus accepto letaretur, poterat hoc vel alius quispiam vel ipse eciam qui contulisset auferre; sed quoniam id sua cuique probitas confert, tum suo premio carebit cum probus esse desierit.	hoge gut mach nicht van den guden gescheyden syn: Want de enmochte nicht mer myt rechte gud werden geheysen, de dat hoge gut nicht enhette; darumbe ensyn dye guden nummer an lôn erer dogentlichen werke. Frauwede sich der gude wo van, dat he nicht van em selven hette, sunder van enbussen kriegen, dat mochte eyn ander, we he wer, ader och de ed em gegeben hette, van em nemen und en so der freude quyt machen. Want dan eynem itzlichen guden menschen syn rechtverdicheyt dat ewige gud, gude lon, giff, so ys dat clar, dat he dan des lons mosz enbern, asz he uffhoret rechtverdich czu syn.	mag das von den guten nicht abgeschieden werden, wann der wûrt billich fürbas nit geheissen gut, der des guten darbet oder mangelt vnd dauon die frummen siten verlassen nit ire lône. [Bl. 60r] Wann ob es sich freûet, das es dasselb auszwendig empfangen oder genomen hette, so mochte im auch dasselb genomen der, der im das gegeben hette, oder yemant anders, der im des nit gegeben hette. Wann aber einem yeglichem das verleicht sein frûmkeit, so wirt er denn one seinen lon sein, wenn er nymmer frum ist. [Bl. 60r]

Während der Verfasser der Koberger-Version den Sinn des Ausgangstextes, nämlich dass die Rechtschaffenheit an sich den Lohn darstelle,⁵³ adäquat wiedergibt, wird in der Oxforder Übersetzung die Aussage des Originals im entscheidenden Punkt geändert. Der Siegener Translator sagt an dieser Stelle (4.3,6), dass einem guten Menschen seine Rechtschaffenheit „das ewige Gut“ als einen guten Lohn gebe und dass derjenige, der nicht rechtschaffen sei, des Lohnes entbehren müsse. Durch diesen nicht unerheblichen Eingriff schafft der Translator eine Überleitung zum eigenen Exkurs, der die lateinische Vorlage

53 Die moderne Übersetzung von 4.3,6 lautet: „Wenn er sich aber über äußere Zier freuen sollte, so könnte diese ein anderer oder sogar der Geber selbst wieder fortnehmen. Aber seine Redlichkeit bringt einem jeden seine Zier, und so wird er seines Lohnes nur entbehren, wenn er aufhört, redlich zu sein.“ (Boethius: *Trost der Philosophie*. Lateinisch und deutsch. Hg. und übers. von Ernst Gegen-schatz und Olof Gigon. Eingeleitet und erläutert von Olof Gigon. Darmstadt 1984, S. 181).

kommentierend und diskursivierend erweitert. In seinem Textzusatz spielt er auf das biblische Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–16) an, in welchem es ebenfalls um die Belohnung für die erbrachte Leistung geht, und nimmt im weiteren Verlauf seiner Argumentation wieder die für ihn relevanten Begriffe *lon*, *dat hoge gut*, *dat ewige leven*, *der dugentliche werke lon* auf.⁵⁴

Neben der deutlichen Christianisierung sowie der religiösen bzw. katechetischen Ausrichtung ist der Oxforder Übersetzung schließlich eine stark ausgeprägte didaktische Absicht abzulesen. Dies lässt sich an folgenden Merkmalen festmachen:

III.1 Gebrauch der Übersetzungsvarianten und Synonyme

Der Verfasser der Oxforder Verdeutschung beschränkt sich häufig nicht auf die Angabe eines volkssprachigen Äquivalents, sondern teilt mehrere Übersetzungsvarianten bzw. Synonyme mit und bietet darunter zuweilen auch Fremdwörter (genauer dazu s.u.). Das regelmäßige Auftreten von Synonymen kennt er sicherlich aus Vokabularen sowie aus der mittelalterlichen Glossierungspraxis, worauf die immer wieder verwendete Einleitungsformel *dat ys* als volkssprachige Variante des lateinischen *id est* hinweist.⁵⁵ Der Text macht durch dieses Verfahren den Eindruck eines im Entstehungsprozess begriffenen Arbeitsmaterials und nicht einer endgültig ausformulierten Leseübersetzung. Das wohl angestrebte Ziel dieses variantenreichen Verfahrens ist es, einerseits den Schülern möglichst viel differenzierten Wortschatz zu vermitteln sowie verschiedene grammatische Übersetzungsmöglichkeiten aufzuzeigen (die Unterschiede betreffen zum Teil den Gebrauch des Indikativs und Konjunktivs, wie das Beispiel 3.9,1 der unten stehenden Tabelle demonstriert), andererseits die Rezeption in eine bestimmte – hier christliche – Richtung zu lenken. In der Ko-

54 Vgl. dazu Mairhofer/Mazurek, 'Oxford Boethius' (wie Anm. 3), S. 169–172.

55 Diese Formel tritt sowohl in der Übersetzung als auch in einem Exkurs auf; vgl. ebd., S. 215 (mit einer Auflistung der Belege in Anm. 95). Es begegnen darüber hinaus deutsche Äquivalente für *vel* (*oder/eder*) und *scilicet* (*als*) sowie eine nur deutschsprachige Einleitungsformel *verstant*. Dreimal findet sich in der Verdeutschung die unübersetzte Konjunktion *vel*; vgl. dazu ebd. mit Anm. 96. Es handelt sich um einen in der Vokabularentradition etablierten Duktus, bei dem lateinische metasprachliche Elemente lateinische oder volkssprachige Interpretamente einem lateinischen Grundwort zuordnen, was nicht selten gemischt-sprachige Phrasen ergibt; vgl. z.B. »Vocabularius Ex quo« (wie Anm. 43), Bd. 2, S. 212f., Lemma *Aries*. Die Selbstverständlichkeit, mit welcher der Siegener Translator die lateinischen Elemente in seinem deutschen Text benutzt, zeugt davon, dass er mit ebendiesem Duktus der Vokabulare vertraut war.

berger-Fassung werden die viel sparsamer eingesetzten Synonyme immer nach dem gleichen Muster durch die Konjunktion „oder“ angebunden, wie beispielsweise in 3.9,1 zu sehen ist; der Text wirkt dadurch einheitlich und nicht überladen. Es folgen drei Beispiele aus Buch 3:⁵⁶

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[3.9,1] ordo est deinceps que sit vera monstrare.	so ys de orde, de wech, dye wyse, geburchlicheyt, bequemelicheyt zu wysen, wilche dye ware selicheyt ys, sy.	so ist darnach die ordnung zubeweisen oder an zu zaigen, was die war selikeit sey. [Bl. 42r]
[3.9,4] Atqui promptissima ratio est.	Czwar, sprach sye, dye allerbereydeste rede, sache, ratio, bewisinge ys	Do sprach sie: Werlichen das ist gar ein beraitte bewerung [Bl. 42v]
[3.9,15] nullomodo vero discrepare substantiam.	er substancie, wesen, natur keyne wyse czu discrepiren, mangerhande czu syn.	aber in dem wesen in kein weise miszhellig [sein]. [Bl. 42v]

III.2 Gebrauch der Fremdwörter

Der Koberger-Übersetzer benutzt Fremdwörter nur punktuell;⁵⁷ anzutreffen sind eher eingängige Fremdwörter wie *gymme*, *forme*⁵⁸, *natur*⁵⁹, *firmament*⁶⁰, *materig*, *element*, *creature*, *planet*, *in veers weise* (4.6,6 [Bl. 69r]), *regiment*, *regierer*, *regiert*, *punct*, *zirckel*. In der Oxforder Fassung begegnen Fremdwörter auch etwas ausgefallener

56 Eine tabellarische Auflistung „alle[r] zwei- bis fünfteiligen deutschen Entsprechungen zu einem lateinischen Wort, Syntagma oder Satzteil“ ohne „mehrteilige Zusätze zu direkten Entsprechungen“ findet sich bei Mairhofer/Mazurek, ‚Oxforder Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 274–288, Zitate S. 274; zur Verwendung von Synonymen und Wortvarianten vgl. auch ebd., S. 208–213.

57 Die gesamte Übersetzung müsste daraufhin systematisch untersucht werden.

58 Beide Übersetzungen bieten für das lateinische Substantiv *forma* die verdeutschte Variante *forme* (3.9,1; 4.6,10; 4.6,12; 4.6,13). Die Textstellen, in denen beide Verdeutschungen nur *forme* ohne weitere Varianten aufweisen (3.9,1; 4.6,10; 4.6,12; 4.6,13), berücksichtigt Anhang 3 nicht.

59 In beiden Übersetzungen begegnet häufiger das Wort *natur* für das lateinische Wort *natura* (3.9,4; 3.9,6; 4.2,25; 4.2,26; 4.2,36; 4.2,43; 4.6,45; 5.1,9; 5.4,24) bzw. *naturaliter* (5.2,4; der Siegerner Übersetzer folgt hier mit *na lauffe der natur* der Glosse *id est cursu nature*, die Koberger-Fassung bietet an dieser Stelle die Variante *von natur* [Bl. 78r]). Die Fälle, in denen beide Übersetzungen übereinstimmen, werden in Anhang 3 nicht erfasst.

60 Dieses Wort kommt alleine in der Inkunabel in Abschnitt 4.1,9 vor (s. Anhang 3) und entstammt möglicherweise einem ergänzend herangezogenen Kommentar oder einer Glossierung.

Art.⁶¹ Sehr häufig, wie die vergleichende Zusammenstellung in Anhang 3 zeigt, bevorzugt die Kobergersche Übersetzung an diesen Stellen deutsche Äquivalente. Bei dem Siegener Translator kann man eine Übernahme der lateinischen Form statt der verdeutschten bzw. deutschen Variante (*purpuren, insule, tigris, materia, summa, poeta*) beobachten.⁶² In der Oxford Fassung fallen die Fremdwörter regelrecht auf, um einige Beispiele zu nennen: *cantilen, gemmen, digniteten, reverentie, glorien, ratio, substancie, discrepiren, Philosophia, probirt, tyrannen, artikel, pur, venyn*,⁶³ *bist*,⁶⁴ *ydre, transformyrt, regiment, eventur, exempel, argument, tractyrende, consciencie, manyre, prophetie, fonten*,⁶⁵ *divinatie, argument, probatien, ymaginatie, intelligencie*.⁶⁶ Der Übersetzer der deutschen Version in der Koberger-Inkunabel benutzt z.B. nie die lateinischen Begriffe *fatum* und *providencia*, dafür aber *ein ordnung zetliches dinges* und *fursichtigkeit*; der Siegener Translator hat die Termini mit Hilfe von Wortdefinitionen eigens eingeführt (Spuren davon finden sich in den Randeinträgen auf Bl. 183v) und benutzt sie in (flektierter) lateinischer Form⁶⁷ in

-
- 61 Zur Verwendung von Fremdwörtern vgl. Mairhofer/Mazurek, 'Oxford Boethius' (wie Anm. 3), S. 157–159.
- 62 Im Text kommen auch die Varianten *purpur* (4.II,1), *summe* (5.III,24; 5.III,28) und *poete* (4.6,33) vor.
- 63 Das Fremdwort *venin* kommt im Mittelniederdeutschen vor. Der Siegener Übersetzer benutzt auch das Verb *venyniget* (4.3,13), das nicht belegt ist (vgl. mnd. *veninen*). Vgl. dazu Mairhofer/Mazurek, 'Oxford Boethius' (wie Anm. 3), S. 206.
- 64 Das Substantiv *die bieste* bzw. *das biest* (aus mnl. *beest*) wurde im Westmitteldeutschen benutzt und „im 16. Jh. über das Wmd. ins Frnhd. übernommen“ (FWB [bieste/biest], Bd. 4, Sp. 353).
- 65 Im Mittelniederdeutschen begegnet das Wort *fonteyn* „vorwiegend in der geistlichen, westlich beeinflussten Literatur, häufig als Vergleich und Bild“ (Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Hg. von Agathe Lasch und Conrad Borchling; fortgeführt von Gerhard Cordes. Ab Bd. 2,2 hg. von Dieter Möhn. Neumünster 1928ff., Bd. 1, Sp. 768), was dem Siegener Übersetzer möglicherweise bekannt war.
- 66 Der Verfasser der Oxford Version richtet sich bei der Verwendung von Fremdwörtern auch nach den Glossen, so im Falle von *planeten* (4.I,9), *contemplyret* (4.I,15), *regirt* (4.I,20; 4.5,5; 5.2,9), *bist/biste* (4.3,21; 4.4,1; vgl. dazu auch Anm. 58), *exempel* (4.V,17), *materie* (4.6,12), *element* (4.6,18), *regiment* (4.6,28; 4.6,55), *poete/poeta* (4.6,33; 5.II,1–2), *circkel* (4.VI,41), *ordine* (5.2,2), *creature/creatur* (5.2,3; 5.II,7–9), *pur, clar* (5.2,7), *prophetie* (5.3,25), *subtilicheyt* (5.4,2), *argumentes* (5.4,7), *ymaginatie* (5.4,29), *ydeam* (5.4,30). Um eigene Zusätze des Verfassers handelt es sich bei *influentien* (4.6,13) und *parthye* (4.IV,9) (s. Anhang 3). Außer der bereits erwähnten Stelle 4.I,9 (s. Anm. 55) gibt es auch in der Koberger-Übersetzung weitere Belege, die möglicherweise die Mitverwendung von Glossen nahelegen, z.B.: 3.VIII,9–14; 4.I,9; 4.I,15; 4.3,21; 4.5,7; 4.6,3; 4.6,4; 4.6,15; 5.2,3; 5.2,7.
- 67 Vgl. dazu Mairhofer/Mazurek, 'Oxford Boethius' (wie Anm. 3), S. 157, Anm. 60.

der Übersetzung sowie im Exkurs zum Thema „Schicksal“ und „Vorsehung“, in dem anschauliche Beispiele für das Wirken des Fatum und der göttlichen Vorsehung geboten werden.⁶⁸ Charakteristisch für den Oxforder Übersetzer ist der Gebrauch der Wörter *orde*⁶⁹, *orden* für das lateinische Substantiv *ordo* bzw. *series*, während in der Koberger-Fassung stets die deutsche Entsprechung *ordnung* begegnet.⁷⁰ Weiterhin fällt auf, dass der Oxforder Translator für die lateinischen Wörter *regere* und *rector* die Fremdwörter *regirn* und *regirer* einsetzt, während die Fassung der Koberger-Inkunabel an diesen Stellen (in einigen Fällen neben den Fremdwörtern) die deutschen Varianten *ausrichten* und *ausrichter* überliefert. Für das lateinische Substantiv *casus* verwendet der Siegener Übersetzer das Fremdwort *eventur*, während der Verfasser der Koberger-Version *das geschichte oder der zu val, das geschichte oder zuval, geschicht oder val* oder einfach *geschicht* wählt. Insgesamt ist die Oxforder Fassung in dieser Hinsicht anspruchsvoller: Sie zielt nicht nur auf die bloße Vermittlung des Inhaltes, sondern fokussiert sich stark auch auf die Arbeit am Wortschatz und mutet seiner Zielgruppe durchaus viele Fremdwörter zu, womit sie ihre Verwendung in Bildungszusammenhängen impliziert und nochmals bestätigt.

III.3 Berücksichtigung der Polysemie

Der Verfasser der Oxforder Version beweist sein Sprachbewusstsein sowie seine didaktische Absicht auch dadurch, dass er ohne Vorgaben durch die Glossen die Polysemie der lateinischen Sprache berücksichtigt, wie in den Beispielen: *sordescere* – *unwert sin, stinken* (4.1,6);⁷¹

68 Vgl. dazu Mairhofer/Mazurek, ‚Oxforder Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 178–180.

69 Die Variante *orde* ist im Mittelniederdeutschen belegt (vgl. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch [wie Anm. 65], Bd. 2,2, Sp. 1156f.).

70 Es handelt sich um entsprechende Belege in 3.9,1; 4.2,36; 4.6,4 (für *series*; Glosse: *id est ordine*); 4.6,53; 4.6,55 (für *series*); 5.1,8; 5.2,2 (für *series*; Glosse: *id est in hoc ordine*). Diese Fälle werden in Anhang 3 nicht erfasst. Der Oxforder Übersetzer benutzt häufig auch die Variante *ordenung/ordenunge/ordenynge* als Äquivalent für die lateinischen Substantive *dispositio*, *ordo* und *ordinatio*; vgl. dazu Mairhofer/Mazurek, ‚Oxforder Boethius‘ (wie Anm. 3), Glossar, S. 703.

71 Vgl. ebd., S. 575. Das Verb *stinken* kann im Frühneuhochdeutschen, genauso wie im Lateinischen, „nichtig, unbedeutend, nichtswürdig, wertlos sein“ bedeuten (FWB [2stinken], Bd. 11, Sp. 518f., hier Sp. 518). Die Übersetzungsvariante *stinken* für die Verben *sordere* bzw. *sordescere* ist in den mittelalterlichen Wörterbüchern belegt; vgl. ›Vocabularius Ex quo‹ (wie Anm. 43), Bd. 5, S. 2547. In der Passage 4.4,29 (s. S. 259–260 des vorliegenden Beitrages) übersetzt der Siegener Translator die lateinische Phrase *sordidam humum* mit *dye stinkede erde*. Der ›Vocabularius Ex quo‹ verweist beim Lemma *Sordidus* auf *immundus* und *fetidus*

acerbus, -a, -um – bitter, scharp (Glosse: „ACERBIS id est amaris“) (4.6,27); *corrigere* – straffen, bessern (4.7,3);⁷² *vox* – lut, wort (5.1,8) (s. die unten stehende Tabelle). Die Schüler sollen auf diese Weise an die Wortbedeutungen herangeführt werden. Der Verweis auf Polysemie erfolgt selbst dann, wenn eine der Bedeutungen im gegebenen Kontext nicht passt, wie das letzte Beispiel (5.III,29) der folgenden Tabelle demonstriert. Es lässt sich letztendlich nicht entscheiden, ob der Übersetzer selbst Schwierigkeiten bei dem Textverständnis hatte – es handelt sich hier wohlgerne um die anspruchsvolle metrische Form – oder seine Schüler unbedingt, unabhängig von der Glosse („ALTE **id est subtiliter**“), auf die gegensätzlichen Bedeutungen des Adjektivs *altus*, -a, -um hinweisen wollte.⁷³

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.1,6] vilia vasa colerentur, preciosa sordescerent.	dye snoden vasse wurden geert und dye edeln unwert weren und stunken.	die schnöden vasz geeret würden vnd die hohschetziges oder kostbaren vnflentlichen gehalten. [Bl. 55r]
[4.6,27] cur egri eciam quidam levibus medicaminibus quidam vero acerbis adiuventur.	warumbe dye cranken, etzliche myt lichter artzedye, etzliche myt bitter, scharpen artzedyen werden geheylt.	warumb etlichen krancken geholfen wirt mit linden vnd etlichen mit scharpfen [dingen]. [Bl. 70r]
[4.7,3] tum puniendi corrigendive improbos	dat dye bosen werden gepyniget ader gestraffet, gebessert	das die pösen ettwen gepeinigt oder gepessert werden. [72v]
[5.1,8] nihil omnino casum esse confirmo et preter subiecte rei significationem inanem prorsus vocem esse discerno.	und achte, dat eventur ys eyn ydel lut, wort, dat allerding nicht enbeczeychent.	so bewere ich, das das geschicht oder zu val gantz oder allzumal nichts ist vnd erteil auch, das die stimm on die bedeutung des empfenglichen oder vnterworffen dings

und gibt auch die deutsche Entsprechung *stinkhund* an; vgl. ›Vocabularius Ex quo‹ (wie Anm. 43), Bd. 5, S. 2548. Zu dieser Verwendungsweise vgl. FWB [›stinken‹], Bd. 11, Sp. 516–518, hier Sp. 516: „dicht belegt mit Bezug auf den Menschen und seinen Körper als eine durch Unreinheit, Sündenverfallenheit, Krankheit, Vergänglichkeit, Tod bestimmte Kreatur, vielfach auf dem Hintergrund der Inhalte der Bibel“.

72 Vgl. Mairhofer/Mazurek, ›Oxforder Boethius‹ (wie Anm. 3), S. 640.

73 Vgl. ebd., S. 669.

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
		allzumal eytel ist. [Bl. 76v–77r]
[5.III,29] consulit alte visa retractans	radfraget sye betrachtende, dye sye ho, dieff beschawget hayt	erfert vnd betrachtet wider höhlichen die gesehen ding oder die ding, die er gesehen hat [Bl. 81v]

III.4 Verweise auf vorangegangene Textstellen

Die Präzisierung der Verweise auf frühere Textstellen, die eine Art ‚Wissenschaftlichkeit‘ impliziert, erfolgt auf Deutsch (3.1,2) oder auf Lateinisch (5.3,36): Sie zeugt davon, dass man in der konkreten Vermittlungssituation tatsächlich auf früher behandelte Textstellen zurückkommt, was wiederum als Hinweis darauf gewertet werden kann, dass es sich um ein Arbeitsexemplar handelt. Der Sprachwechsel von Deutsch zu Latein scheint auch hier selbstverständlich, genauso wie bei den typischen Elementen aus der Glossierung bzw. den Vokabularien, was folgende Tabelle präsentiert:

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[3.1,2] Itaque remedia que paulo ante acriora esse dicebas	arczedye du sprechest eynwenich hye vor, in der vunfften prosen des ersten, scharp und bitter czu syn	ertzneý die du vor einer cleinen weil sprachest scherppfer seinde [Bl. 31r]
[5.3,36] uti paulo ante cantabas	asz du eyn wenich hye vor, metro sexto libri 4 ⁱ , sprechest	als du ein wenig hie vor in deinem gedichte auszgesprochen hast [Bl. 81r]
[5.4,6] quod eciam tu paulo ante fatebare	Dat du och eynwenich hye vor, prosa 3 ^a 5 ^{ti} , czuliessest	das du dann ein wenig hie vor auch bekantest [Bl. 83r–v]

III.5 Festhalten am lateinischen Satzbau

In der Oxfordder Übersetzung handelt es sich möglicherweise nicht um absichtliche Nachahmung des lateinischen Satzbaus, sondern um Hilfskonstruktionen, die mittels wortwörtlicher Wiedergabe durch den Lehrer den Schülern eine schrittweise erfolgende Annäherung an den lateinischen Text ermöglichen; in diesem Fall würde es sich um eine bewusst eingesetzte Unterrichtsmethode handeln. Der Verfasser des in der Koberger Inkunabel gedruckten Textes richtet sich hinge-

gen grundsätzlich nach den Regeln der deutschen Syntax. Die Unterschiede bei der Umsetzung illustriert folgendes Beispiel:⁷⁴

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[5.3,3] <i>Nimium, inquam, adversari et repugnare videtur prenoscere universa deum et esse ullum libertatis arbitrium.</i>	Und <i>ich</i> sprach: Ed schynet czumål widder eyen ander czu syn got vorhien czu wyssen alle ding, genverdich, vergangen und czukunfftich, und czu wesen eynige fryheyt des wyllen in dem menschen.	Do sprach ich: Ich sihe wol, das das gar widerwertig vnd widerstreitend ist, das got alle ding vor erkennt vnd das dannoch ist ettliche wilkür der freiheit. [Bl. 80r]

Abschließend kann man hinzufügen, dass der Oxforder Translator sich zuweilen prägnanter und kräftiger Ausdrücke sowie bildhafter Sprache bedient,⁷⁵ was ebenfalls dem didaktischen Zweck dienlich gewesen sein dürfte. Besonders viele Beispiele sind in seinen eigenen Zusätzen zu beobachten, allerdings können auch zwei Stellen aus der Übersetzung zwecks Vergleichs mit der Fassung in der Koberger-Inkunabel angeführt werden:

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
[4.3,1] <i>Videsne igitur quanto in ceno probra volvantur, qua probitas luce resplendeat?</i>	Sust du nu wol, in wye groszem drecke dye bosen beduffet liegen, wye machtelos sye syn, und wye groszen schyn de gude van sich gifft, wye mechtich he ys dar yn?	Darumb sichst du aber icht, wie gar in grosser vnflétique sich die vntugent verwaltzen vnd in was grossem liechte die frumkeit scheint? [Bl. 60r]
[4.4,29] <i>Extra ne quesieris ultorem, tu te ipse in deteriora trusisti, veluti, si vicibus sordidam humum celumque respicias, cunctis extra cessantibus ipsa</i>	So endarfft du van enbussen keyn wrecher suchen, du hayst dich selven yn dye snodesten sunde gestossen, gelicherwys asz segest du	So darft du ausserhalb des keinen richter suchen, wann du hast dich selber gestossen in erge-re oder wirsere ding, als

74 Weitere Fälle zur Syntax Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 231.

75 Diese stilistischen Eigenheiten der Übersetzung erwähnt bereits Nigel F. Palmer, *Latin and Vernacular in the Northern European Tradition of the De Consolatione Philosophiae*, in: Margaret Gibson (Hg.), *Boethius. His Life, Thought and Influence*. Oxford 1981, S. 362–409, hier S. 389.

Vorlage (Oxford)	Übersetzung (Oxford)	Übersetzung (Koberger)
cernendi ratione nunc ceno nunc sideribus interesse videaris.	czu mangeln stunden dye stinkede erde an und den hymel, all ander sache abe gestalt, so wyrdest du van des siens wegen nu wesen in dem drecke, dan yn dem hymmel, in den stern.	ob du nach einander ansehest das kotig ertrich vnd den himel, so dunckt dich one alle auszwendi- ge ertailer [64v] nach der vnderscheidenheit des gesichtes, das du ýetzunt seyßt in dem kote vnd yetzunt an dem gestirne.

Es fällt darüber hinaus auf, dass der Translator in der Passage 4.3,1 „frei nach Glosse“⁷⁶ stark verdeutlichend und interpretierend verfährt. Es geht ihm um die ausdrückliche Betonung der Machtlosigkeit der Bösen und der Macht der Guten. Dass die Wahl ausgerechnet auf das etwas derb anmutende Wort *dreck*, das Äquivalent für das lateinische Substantiv *caenum* (auch in 4.4,29), fällt, kann vielleicht damit begründet werden, dass es häufig in religiösen und didaktischen Texten belegt ist. In diesem dem Siegener Übersetzer wohl vertrauten Bereich dient es als Metapher für „moralischen Schmutz, gleichsam ‚Ausscheidungen‘ (Sünden, Laster) des Menschen“ und bezeichnet „als Ort metaphorisierte Verhältnisse, in denen sich sowohl Schweine wie lasterhafte Menschen (gerne) aufhalten“.⁷⁷ Somit nuanciert das Substantiv *dreck* den Text anders als der in der Koberger-Übersetzung verwendete Begriff *vnfletikeit*.⁷⁸ Das Phänomen, zuweilen etwas derbe Sprache und einprägsame, z.T. sogar drastische Beispiele zu benutzen, das in der Oxfordter Übersetzung einige Male vorkommt,⁷⁹ stellt sicherlich einen deutlichen Unterschied zu der sprachlich ausgeglichenen Koberger-Version dar.

Den Eindruck eines in hohem Maße didaktisch aufbereiteten Textes runden neben der Verwendung von den bereits besprochenen Querverweisen und anschaulichen Exempeln, die eine Kommunikationssituation evozieren, auch die Reflexe der mündlichen Rede, wie

76 Mairhofer/Mazurek, ‚Oxfordter Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 592.

77 Zu Bedeutungsfeld und Verwendung vgl. FWB [drek], Bd. 5.1, Sp. 1327–1331, Zitate Sp. 1327 und 1330.

78 Beide Übersetzungsmöglichkeiten sind im „Vocabularius Ex quo“ verzeichnet; vgl. ›Vocabularius Ex quo‹ (wie Anm. 43), Bd. 2, S. 482 (u.a. *phul*, *dreg*, *kot*, *vnsauberkait*).

79 Mairhofer/Mazurek, ‚Oxfordter Boethius‘ (wie Anm. 3), S. 175f., 177, 179, 181, 183, 188.

Wendungen an das Publikum, Aufforderungssätze, Anrede in der zweiten Person Singular und Interjektionen ab.⁸⁰ Den „Gesprächston“ verleihen der Übersetzung auch die oben genannten Einleitungsformeln.⁸¹

IV. Fazit: Profil der Übersetzungen

Die Oxforder Übersetzung ist ein Text mit experimentellem Charakter, sowohl in materialer als auch inhaltlicher und sprachlicher Hinsicht, er ist als unfertiger Entwurf zu verstehen, in dem der Arbeitsprozess noch sichtbar ist.⁸² Wenn man den gesamten Inhalt des Bandes sowie die sprachlichen Besonderheiten der Übersetzung betrachtet, gewinnt man den Eindruck, dass es sich um eine Arbeitsübersetzung und zugleich das didaktische Material eines Lehrers handelt; hier sind in erster Linie der didaktische Umgang mit dem Wortschatz (Gebrauch, z.T. extensiv, von Synonymen und Fremdwörtern, Hinweise auf Polysemie), der Syntax (Nachahmung der lateinischen Satzstruktur) und dem Inhalt der Vorlage (gezielte Auswahl der zu übersetzenden Passagen, eingestreute Bibelzitate, liturgische Texte, eigene kurze Kommentare und längere Exkurse, Veränderungen des originalen Wortlauts) zu nennen. Es handelt sich insgesamt um einen Hilfstext, der zusammen mit dem lateinischen Original zu benutzen ist. Die Ziele dieser Übersetzung sind typisch für den Gebrauch der Schullektüre im Mittelalter: Neben der akribischen Arbeit am Wortschatz werden ausgehend vom Inhalt des Boethianischen Trostbuches religiöse Inhalte vermittelt. Diese experimentelle christlich-didaktische Ausrichtung wird noch deutlicher durch den Vergleich einzelner Aspekte mit einer diametral unterschiedlich angelegten Übersetzung, wie eben derjenigen in der Koberger-Inkunabel, die als Leseübersetzung bezeichnet werden kann.

Im Gegensatz zu der Oxforder Version ist dieser Text fließend formuliert und eignet sich für ein interessiertes gebildetes Publikum als selbständige Lektüre. Er ahmt die lateinische Syntax nicht nach,

80 Vgl. dazu mit Beispielen Mairhofer/Mazurek, 'Oxforder Boethius' (wie Anm. 3), S. 188f.

81 Vgl. ebd., S. 215. Vgl. S. 253 des vorliegenden Beitrages.

82 Als „an unfinished draft“ bezeichnet die Oxforder Übersetzung bereits Palmer, *Latin and Vernacular* (wie Anm. 75), S. 386. Auf den experimentellen Status aller deutschsprachigen *Consolatio*-Übersetzungen des 15. Jahrhunderts weisen Bastert: Kontinuitäten eines »Klassikers« (wie Anm. 4), S. 129, und Eikermann/Schumacher, *Paratexte* (wie Anm. 4), S. 551, hin.

operiert sehr sparsam mit Synonymen, setzt nicht viele Fremdwörter ein, bringt für das Verständnis notwendige Ergänzungen und Erläuterungen, insbesondere in den Metren, ein; religiöse Akzente werden nur im geringen Maße gesetzt. Auf den ersten Blick scheint die deutsche Fassung dem lateinischen Original untergeordnet zu sein: Die lateinische Sprache dominiert in der Gesamtausgabe. Alleine der lateinische *Consolatio*-Text nimmt rein optisch durch den größeren Durchschuss mehr Raum ein; die eng gesetzte deutsche Version ist jeweils den Metren und Prosastücken nachgestellt. Darüber hinaus wird der lateinische Text durch das alphabetische Register sowie den Kommentar des Ps.-Thomas begleitet. Hinzu kommen die lateinischen Überschriften, die ebenfalls vor die Verdeutschungen der jeweiligen Passagen positioniert werden sowie die Kolumnentitel am oberen Rand mit Buchangaben, die sowohl für den lateinischen als auch für den deutschen Text gelten.

Trotz alledem entsteht bei der Lektüre der deutschen Fassung der Eindruck, dass es sich um ein in sich geschlossenes Werk mit Eigenwert handelt, das auch unabhängig vom lateinischen Original benutzt werden kann.⁸³ Es ist auch daran zu erinnern, dass nur der Übersetzung eine Vorrede vorangestellt wurde. Die deutsche Fassung ist im Rahmen dieser Ausgabe als gleichwertiges Zusatzangebot einer eigenständigen volkssprachigen Lektüre zu verstehen. Eine genaue Textarbeit im wissenschaftlichen Sinne war hier höchstwahrscheinlich nicht intendiert.

83 Die Übersetzung ohne den lateinischen Text und Kommentar ist als Nachdruck der Kobergerschen Ausgabe 1500 in der Offizin von Johann Schott in Straßburg erschienen (GW 4575; MRFH 20460); es blieb allerdings, genauso wie bei dem Großprojekt Kobergers bei nur einer Auflage; zu dieser Ausgabe vgl. Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 64–69; Eikermann/Schumacher, Paratexte (wie Anm. 4) S. 553; Schumacher, Druckausgaben (wie Anm. 4), S. 14, 40–42. Das Schaffhausener Beispiel zeigt, dass der Text doch auch zum geistlichen Publikum gefunden hat, und wird dort durch die lateinischen Überschriften und Lemmata wieder an die Vorlage gebunden. Der Übersetzung geht eine deutschsprachige Vorrede voraus. Zu der Schaffhausener Handschrift (HSC 17999; MRFH 10920) vgl. Bastert, Boethius unter Druck (wie Anm. 4), S. 63–64.

Anhang 1: Sünde

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁴	Übersetzung Koberger
4.1,4	und [wirt] in stede der sunde gepiniget.	et in locum facinorum supplicia luit.	FACINORUM <i>id est</i> <i>viciorum</i>	vnd an der stat der misseteter erarnet sie die peine. [Bl. 54v–55r]
4.2,31	Ader wyssen sye, wat czu doyn und czu lassen ys, und sye de lust czu den sunden kert van der dogent und wirffet czu der undogent?	An sectanda noverunt, sed transversos eos libido precipitat?		Oder volgen sie der vntugent icht nach darumb, das sie dieselben erkannt haben. Aber der bösz wollust würft sie dernider vnd vmkert sie [Bl. 58v]
4.2,44	dye macht czu began sunde	patrandi sceleris possibilitas	SCELERIS <i>id est</i> <i>vicii</i>	die möglichkeit zu volbringen die missetat [Bl. 58v]
4.3,15	warumbe asz sye sich korten czu bosheyte, undogent, ungerechtigheyt, sunden, ungehorsam, do verlorn sy dye menschliche natur.	Quare versi in maliciam, humanam quoque amiserunt naturam	IN MALICIAM <i>id est in</i> <i>pravitatem</i>	vnd dauon, das sie gekert seind in poszheit, so habent sie auch verloren ir menschlich natur. [Bl. 60v]
4.III,35–36	Dusse venyn, dat ys dye sunde, dy kun crefftlicher den menschen van menschlichem wesen geczien	Hec venena potencius / detrahunt homines sibi	HEC VENENA <i>supple</i> <i>predicta</i> <i>vicia de</i> <i>quibus</i> <i>patuit in</i> <i>prosa</i> <i>precedenti</i>	Aber die gifte, die zihent mechtiglicher den menschen herab [Bl. 61r]
4.4,8	hoge besynninge der sunde	excelsa facinorum machina	FACINORUM <i>id est</i> <i>viciosorum</i>	hohes vestes getzymmer oder werckgetzeug der poszheit [Bl. 63v]

84 Innerhalb der angegebenen Passagen werden lediglich diejenigen Glossen angegeben, die für die deutsche Übersetzung der Wörter „Sünde“, „Sünder“, „sündig“ relevant sind bzw. sein können.

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁴	Übersetzung Koberger
4.4,8	de lenger eyn bosewycht, schalk, s under ys gewest.	diuturnior nequam.	DIUTURNIOR NEQUAM <i>id est aliquis manens diu in nequicia</i>	der lenger pōsz gewest ist [Bl. 63v]
4.4,29	Aver kerst du dyn flysz czu den ergesten, dat ys czu den sunden	sed si studium ad peyora deflexeris	AD PEYORA <i>id est ad vicia</i>	Ist aber, das du deine übung piegen wirstest zu pōsern dingen [Bl. 64r]
4.4,29	du hayst dich selven yn dye snodesten sunde gestossen	tu te <i>ipse</i> in deteriora truisti	DETERIORA <i>supple vicia</i>	wann du hast dich selber gestossen in ergere oder wirsere ding [Bl. 64r]
4.4,41	also ys dye sunde, undoget, ungerechtigeyt crankeyt der sele	ita vici ^s itas quidem est quasi morbus animorum	VICIOSITAS <i>id est malicia</i>	also ist die vntugent sam ein seüch der gemüte [Bl. 64v–65r]
4.5,4	und dye pyn den sundern vor sunde geburlich dye guden oberkomen und verdrucken	scelerumque supplicia bonos premant	SCELERUM(- QUE) <i>id est viciosorum hominum</i>	vnd die pein der missetaten trucken die guten [Bl. 65v]
4.6,29	Wat ys och andersz er crankeyt dan sunde?	quid egritudo quam vicia?		vnd was ir kranckheit dann die vntugent [Bl. 70r]
4.6,40	uff dat sye nicht van dem langen gelucke haben czu grosze lust, czu vyel gemaches, werden hoverdich und vallen in vyel ander sunde.	ne longa felicitate luxurient	LUXURIENT <i>id est in vicio cadant</i>	das sie von langer selikeit icht gail oder vnkeüsch werden [Bl. 70v]
4.6,44	und der bosen pyn ververn ander menschen und czien sye van sunden	quorum quidem supplicia tum ceteros a sceleribus deterrent	A SCELERIBUS <i>id est a viciis</i>	vnd die pein derselben erschreckent etwen die andern von iren sunden [Bl. 70v]
4.6,45	dat en vyl mer mochte czu sunden reÿszzen behoffliches dinges gebroch.	ut eum in scelera potius exacerbare possit rei fami- liaris inopia	SCELERA <i>id est peccata maiora</i>	das in die notdurfft haimlichs dings viel mer mag ergrÿmmen

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁴	Übersetzung Koberger
				oder raytzen zu den sūnden [Bl. 70v]
4.6,45	Dye sūnde vorghet und hindert dye gotliche vorsichticheyt und leszet en ryche.	huius morbo providencia collate pecunie remedio medetur.		vnd die fürsichtikeit ertzneyet sei- nen seūchen das im des mit dem verlihen gelt gepūst wirdet. [Bl. 70v]
4.6,46	Eyn ander bōse sut an syn consciencie, syn sele myt swaren sūnden beflecket	Hic fedatam probris conscientiam spectans	PROBRIS <i>id est viciis</i>	Ettlicher merckt, das sein gewissen mit vntugenden verunraǵnigt ist [Bl. 70v]
4.6,49 (2 Belege)	Warumb nicht, na dem alsz eyn itzlicher van en in em selben unfriddich ist van wegen der sūnde, dye syn consciencie czuryssen, mogen ader byssen, na dem och, dat dye bosen dicke sūnde doyn, dye sye, balde asz sye sye gedan han, rychten, sprechen, nicht syn czu doyn?	Quidni, cum a semetipsis discerpentibus conscientiam viciis quisque dissentiat faciantque sepe que cum gesserint non fuisse gerenda discernant?		Was ist es halt anders dann, wenn ir yēlicher von ine selber von der vntugent wegen mischhellen, die ire gewissen zerreissen. So thun sie oft soliche dinck. Vnd wenn sie dieselben gethan haben, so erkennen sie, das sie der nit gethan soltē haben [Bl. 71r]
4.6,51	so wurden sye entsenget van hasse der sūnde	noxiorum odio flagrantes	NOXIORUM <i>id est ipsorum nocentium</i>	so werden sie in dem hasz der vnschuldung oder verwūrkung entzündt [Bl. 71r]
4.7,10	ader der ghen, dye van sūnden sich neygen und yn den wech der dogede treden.	vel a viciis declinantes virtutis iter arripiunt.	{A} VICIIS DECLINANTES <i>supple cuiusmodi est fortuna que corrigit malos</i>	oder schaiden sich ab von den vntugenden vnd vāhen an den weg der tugent. [Bl. 73r]

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁴	Übersetzung Koberger
4.7,19	dat sye crefften blybe und nicht van ungelucken, van sunden, dye widder sye syn, oberwun werde	quod suis viribus nitens non superetur adversis	ADVERSIS <i>id</i> <i>est ab</i> <i>adversa</i> <i>fortuna</i>	derselben seiner kreffte er sich also fleissen sol, das er in widerwertigen dingen nit überwunden werde [Bl. 73r]
5.2,9	asz sye, sych den sunden gegeben und underdenich geworden, sin gefallen usz der besittzinge der redelicheyt	cum viciis dedite rationis proprie possessione ceciderunt.	VICIIS id est peccatis <i>supple</i> <i>anime</i>	wenn sie mit vntugenden vallen von der gewerde oder besitzung irr aigen vernunfft. [Bl. 78r]
5.3,6	wylch van gode czu geleuben ich sunde achte	quod de deo credere nephas	NEPHAS <i>id</i> <i>est vicium</i>	das ich vrteil vntzýmlichen zugelauben von got. [Bl. 80r]
5.3,23	wylch zu gedenken nit alleyn sunde ys, sunder och czu sprechen.	quod non sentire modo nephas <i>est</i> sed eciam voce proferre.	NEPHAS <i>id</i> <i>est</i> <i>peccatum</i>	vnd das ist nw nicht allein vnzimlich also zu versteen, sunder es zimpt auch nicht das mit worten ausz zesprechen. [Bl. 80v]
5.3,32	und so enweren sunde und dogede in der werlet nicht myt all	Nec vicia igitur nec virtutes fuerint quicquam		Vnd darumb so werdent die vntugent vnd auch die tugent nichts sein [Bl. 81r]
5.3,32	und vor dyt enmach nit suntlichers erdacht werden	quoque nihil sceleracius excogitari potest	SCELERACIUS <i>id est peyus</i>	vnd ist nichts sú ntlichers, das erdacht werden müge [Bl. 81r]
5.3,32	dat all unse sunde werden bracht, gelacht uff den meyster aller gude, got.	ut vicia <i>queque</i> nostra ad bonorum omnium referantur auctorem.		das auch vnserer laster oder vntugent wider getragen werden zu dem schöpfer oder merer aller guten ding. [Bl. 81r]

Anhang 2: Seele

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁵	Übersetzung Koberger
4.1,9	und wyl dyner sele anhefften flogel	Pennas eciam tue menti [...] affigam	TUE MENTI <i>id est tue anime et speculationi</i>	vnd wil auch deinem gemüte anheften federn [Bl. 55r]
4.1,3	eyn wacker, gerade sele	velox mens	VELOX MENS id est subtilis intellectus vel subtilis anima	das schnell gemüte [Bl. 55v]
4.3,5	want den guden selen, den dogenthafftigen menschen, mach ererffeygen czyrheyte vremede undogent, eyne bosen mensche, nicht genemen.	neque enim probis animis proprium decus aliena decrepit improbitas.	PROBIS ANIMIS <i>id est hominibus virtuosus</i>	wann die frömbden vnfrömdheit oder vnbederbheit nymbt nicht abe dem bederben oder frumen gemüte das eigen getzierde. [Bl. 60r]
4.III,27–28	Dye sele waz noch alleyn unwerwandelt	Sola mens stabilis super[est]	SOLA MENS <i>id est sola anima</i>	Aber allein das stet gemüt [Bl. 61r]
4.III,29–32	so enmochten sye doch dye herten, dye selen nicht verwandeln.	corda vertere non valent!	CORDA <i>id est animas</i>	so mügen sie doch nit verwandeln die herten. [Bl. 61r]
4.III,38–39	und verwunden dye sele grymmelich.	mentis vulnerare seuiunt	MENTIS <i>id est anime</i>	sunder sie machent ein übele wütung des gemüts [Bl. 61r]
4.4,1	myt der sele in biste gewandelt werden.	in beluas tamen animorum qualitate mutari	ANIMORUM QUALITATE <i>id est ex vicio anime</i>	so werden si doch mit so gethanheit der gemüte verwandelt in

85 Innerhalb der angegebenen Passagen werden lediglich diejenigen Glossen angegeben, die für die deutsche Übersetzung des Begriffes „Seele“ relevant sind bzw. sein können.

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁵	Übersetzung Koberger
				vnuernunftig e tier. [Bl. 63r]
4.4,1	dye grymme und bose selen haben	quo<d eo>rum atrox sclerata que mens		Aber welcher gemüte grýmmig vnd sundig ist [Bl. 63r]
4.4,7	dye unsterffliche sele	immortalis [...] animus		ein vntötlichs gemüte [Bl. 63v]
4.4,22	aver ich frage dich: Sprichst du och eynige pyn czu blyben den selen na dem doden, begraben lycham?	sed queso, inquam, te, ullane animarum supplicia post defunctum morte corpus relinquis?		aber ich pit dich: Last du icht zugeen, das kein pein der sele sein, wenn der leichnam tod ligt? [Bl. 64r]
4.4,41	also ys dye sunde, undoget, ungerechtige yt crankeyt der sele	ita viciositas quidem est quasi morbus animorum	ANIMORUM <i>id est malorum hominum</i>	also ist die vntugent gleich sam ein seüch der gemüte [Bl. 64v-65r]
4.4,41	noch vyel mer richten wyr; dat sye nicht czu vervolgen, czu hassen syn, sunder dat men sich ober sye erbarmet, der selen ungerechtige yt pyniget	multo magis non insequendi sed miserandi sunt quorum mentes omni la<n>guore atrociurget improbilas.	MENTES <i>id est animas</i>	sunder sie sein zuerbarmen, der gemüte betzwungen ist mit vnfrümkeit oder vnbederbheit [Bl. 65r]
4.6,3	ed ensy dan, dat sye ymand samen yn dat lebendige fur der sele	nisi quis eas vivacissimo mentis igne coerceat.	VIVACISSIMO MENTIS igne <i>id est subtilissimo studio anime</i>	es sey dann, das sie ýemands betzwinge mit dem gar frischen feüre des gemütes. [Bl. 69r]
4.6,13	van der sele	anima	ANIMA <i>id est mediante anima</i>	von der sele [Bl. 69v]

Oxford Boethius als Experiment

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁵	Übersetzung Koberger
4.6,29	der selen, der synne gesuntheit und heyl	animorum salus		das hail der gemûte [Bl. 70r]
4.6,29	heyler, artzet, gesuntmeche r der selen, der synne	medicator mencium	MENCIUM <i>id est</i> <i>animorum</i>	ein artzt [...] der gemûte [Bl. 70r]
4.6,40	dye dogent erer sele	virtutes animi	ANIMI <i>supple</i> <i>sui</i>	die tugent des gemûtes [Bl. 70v]
4.6,46	Eyn ander bose sut an syn consciencie, syn sele myt swaren sunden beflecket	Hic fedatam probris conscientiam spectans		Ettlicher merckt, das sein gewissen mit vntugenden verunraýnigt ist [Bl. 70v]
5.III,8	sunder des menschen sele, vervallen mit den dustern lidden und verblendet	sed mens cecis obruta membris	MENS id est anima nostra	aber das gemûte ist veruellet in den plinden gelidern [Bl. 81v]
5.III,11 –12	Aver warumme hittzet, brut dye sele myt so groszer liebe, czu vinden dye bedeckeden czeychen der warheyt?	Sed cur tanto flagrat amore / veri tectas reperire notas?	CUR id est quare supple mens ipsa	warumb begert es aber so inprúnstiglich en zefinden die verdackten zaichen oder kuntschafft des waren [Bl. 81v]
5.III,20–21	Ader kante dye sele, do sy anesach den hogen sinn, dye summe aller dinge und itzlich ding besunder	An cum mentem cerneret altam pariter summam <et> singula norat	CUM scilicet illa anima	der waiß das gemûte icht darumb, wann do es schawet das hoh vnd aller höst gemûte, do erkant es samentlich alle ding vnd auch ýettlichs besunder [Bl. 81v]

Stelle	Übersetzung Oxford	Vorlage (Oxford)	Glosse (Oxford) ⁸⁵	Übersetzung Koberger
5.III,25	Dye sele hayt keyn gestalt	neutro est habitu	EST supple mens	der ist weder in dieser noch in ihener wurzeln oder stant

Anhang 3: Fremdwörter⁸⁶

Buch 3

Stelle	Vorlage (Oxford) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
3.1,1	cantum (id est dulcem sermonem)	dye susse cantilen, dat lustige gedichte	ir gedichte [Bl. 31r]
3.VIII,4	gemmas (id est preciosos lapides)	gemmen, edelsteyn	das edel gestein [Bl. 40v]
3.VIII,9–14	gemmis niveis (id est margaritis et lapidibus preciosis)	in snyewyssen gemmen, asz perlyn Anchys en nit unbekant	der schneeweissen gýmme, das sein die wasserperlein [Bl. 40v]
3.VIII,9–14	rubentis purpure	der rodblekende purpuren	der roten purpurfarb [Bl. 40v]
3.9,1	formam	dye forme, dye gestalt	die forme oder gestalt [Bl. 42r]
3.9,2	regnis; dignitatibus reverenciam; gloria	usz regimenten; usz digniteten reverentie; us glorien	mit den kônigreichen; die erlôblichkeit mit den wirdikeiten; mit der ere [Bl. 42r]
3.9,4	ratio	rede, sache, ratio, bewisinge	bewerung [Bl. 42v]
3.9,15	substantiam	substancie, wesen, natur	in dem wesen [Bl. 42v]
3.9,15	discrepare (id est diversam esse)	discrepiren, mangerhande [...] syn	miszhellig (sein) [Bl. 42v]
3.9,16	natura	van naturn	an dem wesen [Bl. 42v]

⁸⁶ Ohne Begriffe „fatum“, „providencia“, „eventur“, „natur“, „forme“, „ordo“.

Buch 4

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
4.1,1	Philosophia	Philosophia	weiszeheit [Bl. 54v]
4.1,2	patuerunt	ys [...] probiert	sein [...] kunt oder offembar worden [Bl. 54v]
4.1,3	rerum [...] rector	de furer, leyder, regirer, meyster, schepper allerdinge	der auszrichter der ding [Bl. 54v]
4.1,9	donec in astriferas surgat domos (id est in speras vel orbis astra ferentes seu in speras planetarum)	bis sye komet an dye husze der planeten	bisz es kompt in die sterntragenden heüsere des firmaments [Bl. 55v]
4.1,15	atque ubi iam exhausti fuerit satis (<i>scilicet per contemplationem sufficientis considerationis</i>)	Und wan sye genuch gefaren (verstant: contemplyret) hat	vnd wo dann ýtzunt gnug wirt aufgeschöpft der beschauung [55v]
4.1,19	sceptrum	scepter	zepter [Bl. 55v]
4.1,20	orbisque habenas temperat (id est mitigat vel regit)	und regirt, czut na wyllen dye czogel, da de ring der werlt myt allen dingen an hangen und gan	vnd messigt auch die regiment des vmkraisz [Bl. 55v]
4.1,29–30	tyrannos	tyrannen	wutrich [Bl. 55v]
4.2,4	proposita	dye vorgenommen artikel	die fürgelegten ding [Bl. 57v]
4.2,10	demonstratum	probirt	beweist [Bl. 57v]
4.2,28	sed circa rerum ipsam summam verticemque deficiunt	sunder sye syn machtlosz czu erwerben und behalden dye summa und dye hogede aller dinge	sunder sie zergeen vnd werden vnkreftig beý dem hõsten ding vnd angel [Bl. 58r]
4.2,34	pure	pur	leüterlichen [Bl. 58v]
4.2,35	absolute (<i>id est simpliciter</i>)	slecht, pur	ledigklich [Bl. 58v]
4.2,36	pure	pur	ledigklich [Bl. 58v]
4.II,1	purpura	purpur	in dem purpurgewand [Bl. 59r]
4.II,6	venenis	venyn	giff [Bl. 59r]
4.II,9	tirannos (<i>id est tot passiones tyrannisantes mentes</i>)	tyrannen, tyranliche synne	wũtrich [Bl. 59r]

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
4.3,21	in beluam (<i>id est in bestiam seu in vilem creaturam</i>)	in eyen bist	in ein merwunder oder vnuernünftigs tier [Bl. 60v]
4.III, 1–3	insule	insule	insel [Bl. 61r]
4.III,8–9	in varios modos (<i>id est in varias figuras bestiarum</i>)	in mangerhande forme	in manigerley weise [Bl. 61r]
4.III,15–16	tigris	tigris	tiger [Bl. 61r]
4.III,35–36	Hec venena	Dusse venyn	die giffte [Bl. 61r]
4.4,1	in beluas (<i>id est in bestias</i>)	in biste	in vnuernunfftige tier [Bl. 63r]
4.IV,5–6	tigris	tigris	Tigertier [Bl. 65r]
4.IV,9	----- ---	parthye	-----[Bl. 65r]
4.5,3	in contingentes populos regencium ({IN} CONTINGENTES POPULOS <i>id est in vicinos homines vel proximos</i>)	czu den nesten menschen, den middewonern der regirer	in das volck, das zu den auszrichtern gehört [Bl. 65v]
4.5,5	misceri (<i>id est regi</i>)	wurde regirt	vermischet weren [Bl. 65v]
4.5,5	Deus rector (RECTOR <i>supple existens omnium rerum</i>)	got, de all ding [...] regirt	got, der auszrichter [Bl. 65v]
4.5,7	quoniam bonus mundum rector temperat (RECTOR <i>scilicet deus; TEMPERAT id est regit</i>)	want doch eyen gut regirer, als got, dye welt regirt	die weil als ein guter auszrichter oder regierer die werlt messigt oder regiert [Bl. 65v]
4.V,17	Hic (<i>id est in istis duobus exemplis</i>)	In dieszen czwen exempeln	an disen dingen [Bl. 66r]
4.6,3	materia	materia	materig [Bl. 69r]
4.6,3	ydre (<i>illius serpentis</i>)	ydre, der slangen	der schlangen, die Hercules erschlug [Bl. 69r]
4.6,4	In hac (HAC <i>supple questione et materia</i>)	in dieszer vrage ader materien	in der materig [Bl. 69r]
4.6,8	rebus regendis	den dingen van em solln werden regirt	den dingen, die auszzerichten sein [Bl. 69r]
4.6,8	in ipsa divine intelligencie puritate (<i>id est in ipsa pura essencia</i>)	in dem puren verstenenisse godes	in der lauterheit der gotlichen rainikeit [Bl. 69r]

Oxford Boethius als Experiment

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
4.6,12	simpliciter (<i>id est sine materia</i>)	slecht, sunder materie	einfeltiglichen [Bl. 69v]
4.6,13	seu celestibus siderum motibus	ader van den louffen, der influentien der sterren des hyemels	oder von den himlischen bewegungen der gestirne [Bl. 69v]
4.6,13	gerendarum formam rerum (GERENDARUM <i>id est producendarum</i>)	forme der dinge, dye geschien soln, gedan soln, geregirt, gefurt soln werden	forme der auszrichtenlichen ding [Bl. 69v]
4.6,15	Nam ut orbium circa eundem cardinem sese vertencium (CARDINEM <i>id est axem vel punctum</i>)	Want gan vyel cirkel umb eyne punct	wann als die scheiben oder der zirkel, die sich selber vmbreidt bey demselben angel oder puncten [Bl. 69v]
4.6,18	elementa	dye element	die element [Bl. 70r]
4.6,18	et alterna commutacione transformat (TRANSFORMAT <i>id est transmutat elementa</i>)	und transformyrt, wandelt dye element in der wandelinge	vnd verstellt sie, das sie sich vndereinander verwandeln [Bl. 70r]
4.6,19	fortunasque hominum	und dye gelucke, eventur der menschen	die geschichten oder glückselikeit der menschen [Bl. 70r]
4.6,20	reguntur	werden [...] regirt	werden [...] auszgericht [Bl. 70r]
4.6,21	confusa	an orden	vngeordnet [Bl. 70r]
4.6,22	demonstratum	probirt	beweist [Bl. 70r]
4.6,28	temperamentumque (<i>id est regimen</i>)	und dat regiment	vnd die linden wendung [Bl. 70r]
4.6,29	rektor	de regirer, de furer	ein auszrichter [Bl. 70r]
4.6,33	familiaris noster Lucanus (LUCANUS talis sapiens [?] poeta)	unse Lucanus, de wyse poete	vnsere heymlicher Lucanus [Bl. 70v]
4.6,39	summa rerum regenda	dat meiste ding, dat zu regiren ys	die vollikeit dieser ding auszrichten [Bl. 70v]
4.6,42	exemplum	exempel	ebenpilde [Bl. 70v]
4.6,44	magnum [...] argumentum	eyne grosz argument	ein grosz vrkund [Bl. 70v]
4.6,46	conscientiam	consciencie	gewissen [Bl. 70v]
4.6,47	exercicii	obinge eder probirunge	übung [Bl. 71r]
4.6,49	conscienciam	consciencie	gewissen [Bl. 71r]
4.6,53	regno	regiment	reich [Bl. 71r]
4.6,53	regit	regirt	fürsicht vnd beschawt [Bl. 71r]

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
			71r] (lat. Text: peregit)
4.6,55	disponat	regirt und ordent	regiert oder ausrichtet [Bl. 71r]
4.6,55	reipublice sue (<i>scilicet mundi vel sui regiminis</i>)	synes gemeyn schatzes, synes regimentes, der werlde	seines gemainen nutzes [Bl. 71r]
4.VI,34–35	regens	regirt werden	ausrichtet [Bl. 72r]
4.VI,41	flexos [...] in orbes (id est quosdam circulares motus)	in eym umbgande circkel	in die widergepogen vmbgenge [Bl. 72r]
4.7,1	exercendive	ader dat sye werden geobet, probirt, gelutert	oder zeüben [Bl. 72v]

Buch 5

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
5.1,1	tractanda	dingen, dye czu tractyrende	ding zesagen [Bl. 76v]
5.1,8	temeritati	der unordenunge, der eventur	der vnfürsichtigkeit [Bl. 77r]
5.1,14	fortuitu (id est a casu)	eventurlich ader geluchlich	von geschichte [Bl. 77r]
5.1,19	inevitabili connexione (id est ex infallibili ordine)	usz der unentkomelicher regiringe	von vnuermeidenlicher zesamen fügung [Bl. 77r]
5.1,1–4	uno [...] fonte	usz eym fonten	von einem vrsprung [Bl. 77v]
5.1,7–8	fortuitos [...] modos (id est casuales eventus)	eventurliche wyse	vnuerwenten weise [Bl. 77v]
5.1,9–10	regit	regirt	ausrichte oder regier [Bl. 77v]
5.2,2	fatalis cathena	dye kede des fati	die ketten der zeitlichen ordnung [Bl. 78r]
5.2,3	natura (<i>id est creatura</i>)	creature	creatur [Bl. 78r]
5.2,7	perspicax iudicium (id est purum et clarum iudicium)	eyn pur, clar gerichte	ein durchsichtig oder clares vrteil [Bl. 78r]
5.2,9	rationis proprie (supple quo regi deberent)	der redelicheyt [...], van der sye regirt solden werden	irr aigen vernunft [Bl. 78r]

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
5.2,11	gubernat	schicket ader regiret ⁸⁷	----- [Bl. 78r]
5.II,1-2	Homerus (talīs poeta)	de poeta Homerus	der buchtichter Homerus [Bl. 78v]
5.II,1-2	Puro [...] lumine	van purem lichte	an dem lautern liecht [Bl. 78v]
5.II,7-9	cuncta (id est creata)	alle creatur	alle die ding [Bl. 78v]
5.3,9	quoquo modo	in wat manyre	in welcherley weise [Bl. 80r]
5.3,25	vaticinio ridiculo (id est ab illa prophēcia ridiculosa)	der lechelichen prophetie	warsagung vnd von dem spötlīchen aussprechen [Bl. 80v]
5.3,27	apud illum rerum omnium certissimum fontem	by dem wissen fonten aller dinge	beý dem allergewisten oder waren prunnen oder vrsprung aller ding [Bl. 80v]
5.3,36	disiunctum (id est inordinatum) suo fonte (id est suo principio)	nit regirt van synem fontene, synem anbeginne	abgeschieden [...] von seinem vrsprung [Bl. 81r]
5.III,18-19	formam	forme	gestalt [Bl. 81v]
5.III,20-21	summam	dye summe aller dinge	samentlich alle ding [Bl. 81v]
5.III,24	summamque tenet	heldet, hayt dye summe der dinge	helt gemeinglichen die ding [Bl. 81v]
5.III,28	retinens meminit summam	haldende dye summe, der sye gedenke	er gedenckt die gemeinen verstentnúsz der ding, die er heldet [Bl. 81v]
5.4,1	divinacionem	divination	warsagung [Bl. 83r]
5.4,2	simplicitatem (<i>id est subtilitatem</i>)	eynveldichheyt, subtilicheyt	einfeltikeit [Bl. 83r]
5.4,5	argumentum	dat argument, dat merk, dye sache	bewerung [Bl. 83r]
5.4,7	posicionis gracia (<i>id est ratione argumenti</i>)	umbe eynes argumentes wyllen	darumb des zu einem ebenpild [Bl. 83v]
5.4,13	probationem	dye probatien, dye bewysinge	die bewerung [Bl. 83v]
5.4,13	argumentis	argumenten	sachen [Bl. 83v]
5.4,27	imaginatio	ymaginatie	einpildung [Bl. 84r]
5.4,28	ymaginatio	ymaginatie	einpildung [Bl. 84r]
5.4,28	in [...] materia; sine materia	in der materie; sunder materie	in der [...] materig; one die materig [Bl. 84r]

87 Hier nach Glosse zu „disponit“ („id est ordinat vel regit“), vgl. Mairhofer/Mazurek, „Oxford Boethius“ (wie Anm. 3), S. 657.

Stelle	Vorlage (Ox.) ggf. mit Glosse	Übersetzung Oxford	Übersetzung Koberger
5.4,29	hanc (<i>scilicet ymaginationem</i>)	ymaginationen	einpildung [Bl. 84r]
5.4,30	Intelligencia vero celsior oculus existit	Aver dye intelligencie ys dat hogeste auge	ein hōhers awge der verstentnūsz [Bl. 84r]
5.4,30	pura mentis acie	vormitz eyner puren spitze des synnes	mit einem lauern gesichte des gemûtes [Bl. 84r]
5.4,30	illam simplicem formam (id est ydeam que in mente divina est)	dye eynveldige forme, ydeam	die einfeltigen forme [Bl. 84r]

Text-Bild-Korrelationen in Wilhelm Salsmanns XV. *Metamorphoseon Librorum* und ihre Vorlagen

Obschon der europaweiten Rezeptionsgeschichte von Ovids *Metamorphosen* im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit im Zuge des gesteigerten Interesses seitens der Kultur- und Literaturwissenschaft an der Antikenrezeption umfassend Aufmerksamkeit geschenkt wurde,¹ finden sich in Untersuchungen zu deutschsprachigen Übertra-

-
- 1 Als aktuelle und wegweisende Überblickswerke über deutschsprachige Antikerezeption in der Frühen Neuzeit sind folgende zu nennen: Peter Andersen-Vinilandicus/Barbara Lafond-Kettlitz, Barbara (Hgg.), *Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750)*. Bern u.a. 2015; Johannes Klaus Kipf/Jörg Robert/Regina Toepfer (Hgg.), *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)*. Berlin/Boston 2017 und immer noch grundlegend: Franz Josef Worstbrock, *Deutsche Antikerezeption 1450–1550*. Boppard am Rhein 1976. Wichtige online verfügbare Datenbanken, welche sich zum Ziel gesetzt haben, Überlieferungsträger mit deutschsprachigen Übersetzungen aus der Frühen Neuzeit zu sammeln, sind dabei das Marburger Repertorium zur Übersetzungsliteratur im deutschen Frühhumanismus (<https://mrfh.online.uni-marburg.de/> [30.11.2022]) und das Online-Repertorium Deutsche Antikenübersetzung 1501–1620 (ORDA16) (<https://www.orda16.gwi.uni-muenchen.de/> [30.11.2022]). Zu Ovid und der Überlieferung und Rezeption seiner Werke im Mittelalter siehe vor allem: Ralph Hexter, *Ovid in translation in Medieval Europe*, in: Harald Kittel/Armin Paul Frank/Norbert Greiner u.a. (Hgg.), *Übersetzung. Translation. Traduction*. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Band 2. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 26.2) Berlin/New York 2007, S. 1311–1328 und: Karl Stackmann, *Ovid im deutschen Mittelalter*, in: Karl Stackmann (Hg.), *Mittelalterliche Texte als Aufgabe*. (Kleine Schriften 1) Göttingen 1997, S. 26–50. Die Forschungsschwerpunkte bei der Beschäftigung mit der Ovid-Rezeption in der Frühen Neuzeit liegen vielfach im Bereich der Illustrationen und Text-Bild-Relationen. Als wichtigste Werke sind in dem Kontext zu nennen: Evamarie Blattner, *Holzschnittfolgen zu den Metamorphosen des Ovid*. Venedig 1497 und Mainz 1545. (Beiträge zur Kunstwissenschaft 72) München 1998; Bodo Guthmüller, *Picta poesis ovidiana*, in: Klaus Heitmann/Eckhart Schroeder (Hgg.), *Renatae Litterae*. Studien zum Nachleben der Antike und zur europäischen Renaissance. Frankfurt a.M. 1973, S. 171–193; Max Dietmar Henkel, *Illustrierte Ausgaben von Ovids Metamorphosen im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert*, in: Fritz Saxl (Hg.), *Vorträge der Bibliothek Warburg. Vorträge 1926–1927*, Nendeln 1967, S. 58–144; unter den zahlreichen Publikationen von Huber-Rebenich zu diesem Themenkomplex siehe vor allem: Gerlinde Huber-Rebenich, *Metamor-*

gungen der Verwandlungsgeschichten vom späten 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert in den meisten Fällen nur drei entsprechende „Übersetzungen“² und ihre Überlieferungslage besprochen. Bei diesen handelt es sich um die Arbeiten von Jörg Wickram (um 1500/10–vor 1562), Johannes Posthius (1537–1597) und Johannes Spreng (1524–1601), die sich jedoch in der Art ihrer Übersetzung sowie ihrer Umsetzung im Druck stark voneinander unterscheiden.³

Die Übersetzung Wickrams stellt dabei insofern keine Übersetzung von Ovids *Metamorphosen* im eigentlichen Sinne dar, als Wickram selbst des Lateinischen unkundig war und daher eine mittelhochdeutsche Übersetzung von Albrecht von Halberstadt (ca. 1180–nach 1251) als Ausgangstext für seine Überarbeitung nutzte, die jedoch selbst nur in Teilen überliefert ist.⁴ Die Erstausgabe dieser deutschsprachigen *Metamorphosen*-Übersetzung ging auf den Mainzer Drucker Ivo Schöffler (ca. 1500–1555) zurück und datiert aus dem Jahr 1545.⁵ Dabei werden in dieser Ausgabe die innerhalb der Bücher

phosen der Metamorphosen. Ovids Verwandlungssagen in der textbegleitenden Druckgraphik. Rudolstadt/Jena 1999 und auch aktueller: Daniel Pachurka/Arne Schumacher, *Verenderung der Gestalten*. Das Buchkonzept von Jörg Wickrams Ausgabe der Metamorphosen Ovids (1545) im Spiegel der Götterdarstellung, in: Frühmittelalterliche Studien 53 (2019), S. 383–401.

- 2 Der Begriff „Übersetzung“ meint hier eine Wiedergabe der *Metamorphosen* beziehungsweise ihres Stoffes, die auch von einem deutschsprachigen Publikum verstanden und rezipiert werden kann. Als relevante Kriterien bei der relativ weit gefassten Definition eines Textes als eine Übersetzung soll dabei gelten, dass sich der Textzeuge selbst als Übersetzung eines antiken Werkes durch die Nennung des entsprechenden antiken Autors, des Werktitels im eigenen Titel, im Incipit, im Kolophon oder an einer anderen Stelle identifiziert.
- 3 Diese nennt auch Schmitzer in seinem Überblickswerk über die deutschsprachigen *Metamorphosen*-Übersetzungen vom Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert im entsprechenden Zeitabschnitt. Die im späteren Verlauf der Arbeit thematisierten Übersetzungen führt er dagegen nicht an: Ulrich Schmitzer, Ovids Verwandlungen verteutscht. Übersetzungen der Metamorphosen seit dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, in: Josefine Kitzbichler/Ulrike C.A. Stephan (Hgg.), Studien zur Praxis der Übersetzung antiker Literatur. Geschichte. Analyse. Kritik. (Transformationen der Antike 35) Berlin/Boston 2016, S. 113–245.
- 4 Zu Wickram und Halberstadt siehe: Günther Heinzmann, Albrecht von Halberstadt und Jörg Wickram. Studien zu einer Rekonstruktion von Albrechts *Metamorphosen*. München 1969 und Brigitte Rücker, Die Bearbeitung von Ovids *Metamorphosen* durch Albrecht von Halberstadt und Jörg Wickram und ihre Kommentierung durch Gerhard Lorichius. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 641) Göppingen 1997, hier S. 29–53 u. 97–123.
- 5 P. Ovidij Nasonis deß aller sinnreichsten Poeten Metamorphosis. Das ist von der wunderbarlicher Verenderung der Gestalten der Menschen/ Thier/ vnd anderer Creaturen etc. Jederman lüstlich besonder allen Malern/ Bildthauwern/

in sogenannten ‚figuren‘ geschilderten Episoden der einzelnen Verwandlungsgeschichten durch eine kurze Inhaltszusammenfassung sowie eine Auslegung gerahmt. Zudem ist vor dem Beginn einer jeden Episode jeweils ein Holzschnitt eingefügt, der etwa ein Drittel einer Seite einnimmt und den Inhalt der folgenden Episode darstellt. Am Rand des in zwei Spalten organisierten Haupttextes finden sich entsprechende Kommentare zu einzelnen Formulierungen, Ausdrücken oder Abschnitten im Haupttext.⁶

Während in dieser Ausgabe die Holzschnitte demnach dem Text eher untergeordnet zu sein scheinen, verfolgten die Frankfurter Drucker Georg Rab (–1580) und Sigmund Feyerabend (1528–1590) mit den Erben des Weigand Han (1526/29–1562) bei der Herausgabe der von Johannes Posthius verfassten *Metamorphosen*-Tetrasticha im Jahr 1563 ein gänzlich anderes Konzept der Druckgestaltung.⁷ Diese Ausgabe wird als ein sogenannter Figuren-Band geführt. Für diesen ist unter anderem konstitutiv, dass darin Bildfolgen einer zusammenhängenden antiken Erzählung erscheinen, die jeweils als ganzseitige Abbildungen zentral im Druck platziert sind. Die beigelegten Texte bestehen dabei in der Regel aus Versen, wobei diese zum Teil auf Latein oder in den jeweiligen Volkssprachen verfasst sind.⁸ In diesen

vnd dergleichen allen künstlern nützlich/ Von wegen der ertigen Inuention vnd Tichtung. Etwan durch den Wolgelerten M. Albrechten von Halberstat inn Reime weiß verteutscht/ Jetz erstlich gebessert vnd mit Figuren der Fabeln geziert/ durch Georg Wickram zu Colmar etc., Mainz: Ivo Schöffer, 1545 (VD16 O 1663); fünf Jahre später legt Schöffer die Übersetzung ein weiteres Mal auf (VD16 O 1664), was für den Erfolg der Ausgabe spricht.

- 6 Das mediale Konzept dieser *Metamorphosen*-Ausgabe von Wickram haben erstmals ausführlich Pachurka und Schumacher, Verenderung der Gestalten (wie Anm. 1) in den Blick genommen und anhand einzelner Beispiele dezidiert aufgeschlüsselt. Sie stellen dabei in ihrem Beitrag vor allem die große Bedeutung der Paratexte für ein umfassendes Verständnis der Inhalte heraus.
- 7 Iohann. Posthii Germershemii Tetrasticha in Ouidii Metamor. Lib. XV quibus accesserunt Vergilij Solis figurae elegantiss. & iam primum in lucem editae. Schöne Figuren/ auß dem fürtrefflichen Poeten Ouidio/ allen Malern/ Goldtschmiden/ vnd Bildthauwern/ zů nutz vnd gůtem mit fleiß gerissen durch Vergilium Solis/ vnd mit Teutschen Reimen kůrtzlich erkleret/ dergleichen vormals im truck nie außgangen/ Durch Johan. Posthium von Germerßheim, Frankfurt: Georg Rab, Sigmund Feyerabend und Weigand Hans Erben, 1563 (VD16 P 4496).
- 8 Vgl. Walter Röll, Figuren-Bände (Bilderbücher) des 16. Jahrhunderts als Buchtyp, in: Gutenberg-Jahrbuch 67 (1992), S. 198–235, hier S. 198. Dieses gestalterische Konzept im Querformat findet sich auch noch in einer weiteren Ausgabe, die von der Kumpane gedruckt und verlegt wurde (Neuwe Biblische Figuren/ deß Alten vnd Neuwen Testaments/ geordnet vnd gestellt durch den fürtrefflichen vnd Kunstreichen Johan Bockspersgern von Saltzburg/ den jůngern/ vnd nach gerissen mit sondern fleiß durch den Kunstverständigen vnd wolerfarnen Joß Am-

Ausgaben wurden die Holschnitte dabei von Virgil Solis (1514–1562) angefertigt, der diese wiederum nach Bildern Bernhard Salomons (ca. 1508–1561) aus einer französischen *Metamorphosen*-Ausgabe geschnitten hat.⁹ Die Posthius-Übersetzung selbst wurde in zwei verschiedenen Formaten herausgegeben. So wurde neben einer kleinformatigen Ausgabe im Hochformat, in welcher das Text-Bild-Verhältnis auf einer Seite ungefähr gleichmäßig verteilt ist, wobei jedoch die Illustration zentral platziert ist, auch eine größere im Querformat angefertigt, in welcher die zentral platzierten Holschnitte durch aufwendige Rahmungen noch verziert und dadurch zusätzlich präsenter gemacht wurden, wodurch die ober- und unterhalb beigefügten, von Posthius gedichteten lateinischen und deutschen Verse eher in den Hintergrund rücken.¹⁰

Ebenfalls in der Frankfurter Kumpanei erschien, 1564, ein Jahr nach der Posthius-Ausgabe eine weitere *Metamorphosen*-Übertragung, die wiederum aus der deutschen Übersetzung einer 1563 erschiene-

man von Zürich. Allen Künstlern/ als Malern/ Goltschmidern/ Bildhauwern/ Steinmetzen/ Schreibern/ etc. fast dienstlich vnd nützlich, Frankfurt: Sigmund Feyerabend, Georg Rab und Weigand Hans Erben, 1564 [VD16 B 6067]).

- 9 La metamorphose d'Ovide figuree, Lyon: Jean de Tournes, 1557. Zu dem Bilderzyklus von Bernhard Salomon siehe grundlegend: Gerlinde Huber-Rebenich/ Sabine Lütkemeyer, Beobachtungen zur Rezeption des Metamorphosen-Zyklus von Bernard Salomon, in: Dennis Graen/Mareike Rind/Henning Wabersich (Hgg.), *Otium cum dignitate*. Festschrift für Angelika Geyer zum 65. Geburtstag, Oxford 2004, S. 259–267. Zu den Figuren-Bänden siehe: Walter Röll, *Figuren-Bände* (wie Anm. 8), S. 223. Zu den Metamorphosen-Holzschnitten des Virgil Solis siehe auch: Karl Stahlberg, Virgil Solis und die Holzschnitte zu den Metamorphosen des Ovid, in: *Marginalien*. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie 95 (1984), S. 29–35.

- 10 Die querformatige Ausgabe (Iohan. Posthii Germershemii Tetrasticha in Ovidii Metamor. Lib. XV. quibus accesserunt Vergilij Solis figurae elegantiss. & iam primùm in lucem editae. Schoene Figuren/ auß dem fuertrefflichen Poeten Ouidio/ allen Malern/ Goldtschmidern/ vnd Bildthauwern/ zuo nutz vnnd guotem mit fleiß gerissen durch Vergilium Solis/ vnnd mit Teutschen Reimen kuertzlich erkläeret/ dergleichen vormals im Truck nie außgangen/ Durch Johan. Posthium von Germerßheim, Frankfurt: Sigmund Feyerabend, Georg Rab und Weigand Hans Erben, 1563 [VD16 P 4489]) scheint die erfolgreichere gewesen zu sein, da die Kumpanei im Jahr 1569 diese Ausgabe ein weiteres Mal auflegt, während die hochformatige (Iohan. Posthii Germershemii Tetrasticha in Ovidii Metamor. Lib. XV quibus accesserunt Vergilij Solis figura elegantiss. & iam primùm in lucem editae. Schoene Figuren/ auß dem fuertrefflichen Poeten Ouidio/ allen Malern/ Goldtschmidern/ vnd Bildthauwern/ zuo nutz vnnd guotem mit fleiß gerissen durch Vergilium Solis/ vnd mit Teutschen Reimen kuertzlich erkläeret/ dergleichen vormals im truck nie außgangen/ Durch Johan. Posthium von Germerßheim, Frankfurt: Sigmund Feyerabend, Georg Rab und Weigand Hans Erben, 1563 [VD16 P 4488]) keine weitere Auflage mehr erfährt.

nen lateinischen Ausgabe hervorgeht.¹¹ Diese wiederum wurde von Johannes Spreng erstellt und gliedert sich in eine prosaische Inhaltszusammenfassung der jeweiligen Verwandlung, eine in Versen abgefasste Erzählung der Metamorphose sowie eine ebenfalls gereimte Auslegung. Jeder Episode ist dabei der entsprechende von Solis angefertigte Holzschnitt vorangestellt, der auch in der Posthius-Ausgabe verwendet wurde. Die deutschsprachige Ausgabe übernimmt dieses Konzept und stellt somit eine direkte Übersetzung der lateinischen Ausgabe dar.¹² Dabei wird bereits anhand der Gestaltung des Titelblattes erkennbar, dass diese Ausgabe darauf abzielt, eine originalgetreue Übersetzung des lateinischen Ausgangstextes zu liefern.¹³

Der Erfolg dieser beiden Ausgaben von Wickram und Posthius lässt sich in diesem Zusammenhang vor allem daran erkennen, dass Sigmund Feyerabend zehn Jahre später eine Neuauflage konzipierte, die sich aus Wickrams Text, den Tetrasticha von Posthius auf Latein und Deutsch sowie den Schnitten von Solis zusammensetzte.¹⁴ Die

-
- 11 Metamorphoses Ovidii/ Argumentis quidem soluta oratione/ Enarrationibus autem & Allegorijs Elegiaci uersu accuratissime expositae/ summaque diligentia ac studio illustratae/ per M. Iohan. Sprengivm. Vna cum uiuis singularum transformationum Iconibus/ à Vergilio Solis/ eximio pictore/ delineatis, Frankfurt: Sigmund Feyerabend, Georg Rab und Weigand Hans Erben, 1563 (VD16 S 8376).
 - 12 P. Ouidij Nasonis/ deß Sinnreichen vnd hochverstendigen Poeten/ Metamorphoses oder Verwandlung/ mit schoenen Figuren gezieret/ auch kurtzen Argumenten vnd außlegungen erkläret/ vnd in Teutsche Reymen gebracht/ Durch M. Johan Spreng von Augspurg, Frankfurt: Sigmund Feyerabend, Georg Rab und Weigand Hans Erben, 1564 (VD16 S 8377).
 - 13 Auch hier muss bedacht werden, dass mit Übersetzung keine wörtliche Übersetzung des lateinischen Textes gemeint ist. Vielmehr erzählt Spreng einzelne Episoden in gekürzter Fassung nach, doch folgt er dabei dem Anspruch, eine deutsche Übersetzung der *Metamorphosen* zu liefern. Auch diese Art von Ovid-Übertragung scheint populär gewesen zu sein, da die Ausgabe im Jahr 1571 noch eine Neuauflage erfährt (P. Ovidii Nasonis, Deß sinnreychen vnd hochverstendigen Poeten/ Metamorphoses, oder Verwandlung/ mit schoenen kuenstlichen Figuren gezieret/ auch kurtzen/ doch sehr nuetzlichen Argumenten vnd Außlegungen/ erkläret/ vnd in Teutsche Reymen gebracht/ Durch M. Johan Spreng/ von Augspurg, Frankfurt: Sigmund Feyerabend, Georg Rab und Weigand Hans Erben, 1571 [VD16 S 8378]).
 - 14 P. Ovidii Metamorphosis Oder: Wunderbarliche vnnd seltsame Beschreibung/ von der Menschen/ Thiern/ vnd anderer Creaturen veraenderung/ auch von dem Wandeln/ Leben vnd Thaten der Goetter/ Martis/ Veneris/ Mercurij/ etc. Allen Poeten/ Malern/ Goldschmiden/ Bildhauwern/ vnd Liebhabern der edlen Poesi vnd fuernembsten Kuensten/ Nuetzlich vnd lustig zu lesen. Jetzt widerumb auff ein newes/ dem gemeinen Vatterlandt Teutscher Sprach zu grossem nutz vnd dienst/ auß sonderlichem fleiß mit schoenen Figurñ/ auch deß Hochgelehrten Herrn Gerardi Lorichij der Fabeln Außlegung/ renouiert/ corri-

Schnitte, die in dieser Ausgabe vergleichsweise kleinformatig angelegt sind und somit dem Text auf einer Seite im Verhältnis eins zu zwei gegenüberstehen, sind dabei in manche Kapitel unmittelbar eingefügt. Die Verse von Posthius befinden sich jeweils ober- und unterhalb des Schnittes, gehen jedoch trotz der Absetzung zum Wickram-Text aufgrund ihrer Größe nahezu unter. Zudem erscheinen die Posthius-Verse noch mehr als Beiwerk der Illustrationen, zumal diese auch nur als Zusatz zum Wickram-Text fungieren. Insgesamt wirkt die Anordnung von Text und Bild dabei weniger klar strukturiert, da die Kapitel an einer beliebigen Stelle auf der jeweiligen Seite beginnen, sodass auch die scheinbar wahllos eingefügten Illustrationen an unterschiedlichen Stellen innerhalb der Kapitel zu finden sind, wobei sie noch nicht einmal regelmäßig abgedruckt sind, sondern beliebig manche Kapitel illustrieren und andere nicht.

Im Jahr 1609 erfuhr diese Ausgabe schließlich noch eine Neuauflage durch Johann Saur (1573–1636) und Nikolaus Roth (–1622), in welcher das Layout und die damit verbundene Anordnung von Text und Bild unverändert übernommen ist.¹⁵

Diese vier Ovid-Übersetzungen des 16. Jahrhunderts zeigen sich somit in ganz unterschiedlichen Gestaltungen konzipiert, wobei sich eine jede von ihnen umfassender Popularität erfreute. Dieses in diesem Jahrhundert noch einmal verstärkt aufkeimende Interesse an Ovid und seinen *Metamorphosen* kann dabei als Vorbote für eine noch weitreichendere Rezeption der Verwandlungen in Literatur und Kunst zu Beginn des 17. Jahrhunderts verstanden werden. Die Ausgestaltung der *Metamorphosen*-Drucke in dieser Zeit konstituiert sich letztendlich zu einem gewissen Teil aus den Illustrationen und generell den Text-Bild-Korrelationen der *Metamorphosen*-Drucke des 16. Jahrhunderts. Wie genau dies umgesetzt wurde und welche Intentionen

giert/ vnd an Tag geben/ Durch Sigmund Feyerabendt Buchhaendlern, Frankfurt: Johann Feyerabend, 1581 (VD16 O 1665).

15 P. Ovidii Metamorphosis, Oder: Wunderbarliche vnd seltzame beschreibung/ von der Menschen/ Thiern/ unnd anderer Creaturen veraenderung/ auch von dem Wandeln/ Leben vnd Thaten der Goetter/ Martis/ Veneris/ Mercurij/ etc. Allen Poeten/ Malern/ Goldschmiden/ Bildhauwern/ vnnd Liebhabern der edlen Poesi vnd fuernembsten Kuensten/ Nuetzlich vnd lustig zu lesen. Jetzt widerumb auff ein neuwes/ dem gemeinen Vatterlandt Teutscher Nation zu grossem nutz vnd dienst auß sonderlichem fleiß mit schoenen Figurn/ auch deß Hochgelehrten Herrn Gerardi Lorchij der Fabeln Außlegung/ renouiert/ corrigiert/ vnd an Tag geben, Frankfurt: Johann Saur, 1609 (VD17 23:243111G).

nen damit verbunden waren, soll im Folgenden anhand zweier Drucke des beginnenden 17. Jahrhunderts ausführlich dargestellt werden.

I. *Metamorphosewn Ovidianorum typi* des Crispijn van de Passe (1602/1604)

Im Jahr 1604 gab der niederländische Kupferstecher Crispijn van de Passe (1564–1637) eine Kupferstichfolge der *Metamorphosen* des Ovid heraus, die aus 134 einzelnen Platten sowie einem Frontispiz besteht.¹⁶ Diese Platten erzählen die *Metamorphosen* nicht chronologisch, sondern weichen teils von der ursprünglichen Reihung ab. Die Illustrationen auf den Stichen werden jeweils von lateinischen Tetrasticha begleitet, die von unterschiedlicher Herkunft sind. Einige Tetrasticha wurden dabei von Johann Posthius angefertigt und finden sich bereits in den oben genannten Ausgaben der Tetrasticha (Iohan. Posthii Germershemii Tetrasticha) aus dem Jahre 1563, während wiederum andere auf Franco Estius (1544–ca. 1594) zurückgehen, der diese ursprünglich für die *Metamorphosen*-Stiche von Hendrick Goltzius (1558–1616/1617) anfertigte.¹⁷ Für die übrigen Tetrasticha ließ sich bislang kein Autor ausmachen.¹⁸

Ebenso wie für die Tetrasticha bediente sich van de Passe auch für die Illustrationen bei bereits vorhandenen Vorlagen. Manche Stiche

16 *Metamorphosewn Ovidianorum typi aliquot artificiosissimè delineati, ac in gratiam studiosae iuuentutis editi per Crispianum Passaeum Zeelandum chalcographum*, Köln: Crispijn van de Passe, 1602 (VD17 23:289179W). Da manche der Stiche mit der Jahreszahl 1602 und andere mit der Zahl 1604 versehen sind, ist eine Herausgabe im Jahr 1604 wahrscheinlicher, auch wenn das Frontispiz die Jahreszahl 1602 nennt. Zu Crispijn van de Passes Leben und Wirken hat Ilja Veldman zwei umfängliche Monographien verfasst: Ilja Veldman, *Crispijn de Passe and his Progeny (1564–1670). A Century of Print Production*. (Studies in Prints and Printmaking 3) Rotterdam 2001; Ilja Veldman, *Profit and Pleasure. Print Books by Crispijn de Passe*. (Studies in Print and Printmaking 4) Rotterdam 2001.

17 Franco Estius kam ungefähr um das Jahr 1586 zu Goltzius, um bei diesem bis in die 90er Jahre als Dichter tätig zu sein. Nach seiner Tätigkeit für Goltzius verliert sich seine Spur, siehe dazu auch: Anja Wolkenhauer, *Genese und Funktion von Epigrammen in der Druckgraphik des 16. Jahrhunderts am Beispiel einiger Stiche von Hendrick Goltzius*, in: Bodo Guthmüller/Berndt Hamm/Andreas Tönnemann (Hgg.), *Künstler und Literat. Schrift- und Buchkultur in der europäischen Renaissance*. (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 24) Wiesbaden 2006, S. 327–345, hier S. 329f.

18 Veldman vermutet Matthias Quad hinter den nicht zuweisbaren Versen, da dieser oftmals Dichtungen für van de Passes Stiche beisteuerte. Da jedoch kein Tetrastichon mit seinem Namen oder einem Kürzel signiert ist, muss dies Mutmaßung bleiben, vgl. Veldman, *Crispijn de Passe* (wie Anm. 16), S. 60.

gehen somit auf seinen Schwiegervater Martin de Vos (1532–1603) zurück, wie anhand entsprechender Signaturen auf den Stichen selbst zu erkennen ist, andere auf die bestehenden *Metamorphosen*-Zyklen von dem bereits genannten Hendrick Goltzius und dem Italiener Antonio Tempesta (ca. 1555–1630).¹⁹ Ebenfalls als Vorlage dienten die auf Bernhard Salomon zurückgehenden Holzschnitte von Virgil Solis, die bereits, wie auch die Posthius-Verse, in der Ausgabe von 1563 verwendet wurden.²⁰ Allerdings stellte van de Passe nicht nur durch den Rückgriff auf die Illustrationen und Tetrasticha auf Ausgaben aus dem 16. Jahrhundert einen Rückbezug zu diesen früheren Ausgaben her, sondern vor allem auch dadurch, dass er gleichsam die jeweilige Zielsetzung der *Metamorphosen*-Ausgaben übernahm und dementsprechend durch die Hervorhebung der Illustrationen den moralisch-belehrenden Aspekt der Ausgaben vor allem für Maler, Bildhauer und Künstler aller Art fruchtbar machen wollte. Dementsprechend stehen die Illustrationen auch im Vordergrund dieser Ausgabe, während die Tetrasticha nur eine untergeordnete Rolle spielen, zumal sie sogar nur Teil der Kupferstiche sind, aber dabei wiederum nur einen kleinen Anteil ausmachen.²¹

19 Tempesta's Bilderreihe wurde zwar erst im Jahr 1606 in Gänze veröffentlicht, es ist jedoch wahrscheinlich, dass bereits vorher einzelne Stiche im Umlauf waren (*Metamorphoseon sive transformationvm ovidianarvm libri quindecim, aeneis formis ab Antonio Tempesta Florentino incisi, et in pictorvm antiqvitasque stvdiosorvm gratiam nvnc primvm exquisitissimis svmptibvs a Petro de Iode Antverpiano in lvcem editi*, Antwerpen: Peter de Jode, 1606). Vgl. dazu auch: Veldman, *Profit and Pleasure* (wie Anm. 16), S. 77f. Da Goltzius, der seine Stiche von 1589 bis 1604 publizierte, insgesamt nur 52 Stiche aus den ersten vier Büchern des Sagenkreises der *Metamorphosen* anfertigte, finden sich demnach bei van de Passe auch nur zu Episoden aus diesen vier Büchern Darstellungen, die auf Goltzius zurückgehen. Dementsprechend wurden auch von Estius nur Verse zu den Stichen aus den ersten vier Büchern angefertigt.

20 Vgl. Veldman, *Profit and Pleasure* (wie Anm. 16), S. 73f.

21 Auch wird auf dem Frontispiz nur Crispijn van de Passe als Kupferstecher genannt, während die Verfasser der Verse keinerlei Erwähnung finden. Trotz dieses Befundes muss auch hier beachtet werden, dass die Epigramme keineswegs irrelevant sind. Wolkenhauer deutet darauf hin, dass oftmals in der Überlieferung von Druckgraphiken die Textelemente nicht ediert oder übersetzt und teils sogar gänzlich abgeschnitten wurden, was die Rezeption dieser stark verfälscht, vgl. Wolkenhauer, *Genese und Funktion* (wie Anm. 17), S. 328.

II. XV. *Metamorphoseon Librorum figurae* des Wilhelm Salsmann (1607)

Die Ausgabe von van de Passe bildete zudem wiederum die Vorlage für eine weitere *Metamorphosen*-Übersetzung aus dem Jahr 1607, die zugleich die identischen Stiche beinhaltet.²² Als Drucker und Verleger dieser Ausgabe fungierten dabei Crispijn van de Passe selbst in Köln in Zusammenarbeit mit Jan Janszoon (1588–1664) in Arnheim, wie dem Titelblatt zu entnehmen ist, wobei van de Passe in Köln zunächst die Stiche druckte und die halbfertigen Exemplare anschließend nach Arnheim schickte, damit dort der Text abgedruckt werden konnte.²³ Die Ausgabe enthält demzufolge die Kupferstiche von van de Passe mitsamt den entsprechenden Tetrasticha aus der Ausgabe von 1604, jedoch ist jeder Abbildung eine zweisprachige gereimte Kurzversion der entsprechenden *Metamorphosen*-Episode beigegeben. Das Layout gestaltet sich dabei so, dass der Druck selbst im Hochformat angelegt und auf jeder recto-Seite unter einer zweisprachigen Überschrift und der Angabe des jeweiligen Buches der Stich abgedruckt ist, der ungefähr die Hälfte der Seite einnimmt. Zum Stich gehört auch hier jeweils das Tetrastichon in der gleichen Form wie in der Ausgabe von 1604. Unterhalb des Stiches sind, optisch abgetrennt durch zwei Kästen bildende Linien, die zweisprachigen Neudichtungen abgedruckt, wobei die Länge der beiden Gedichte jeweils stets etwa 15 Verse umfasst. Verfasst wurden sowohl die lateinischen als auch die deutschen Epigramme, wie sie auf dem Titelblatt genannt werden, von dem Kölner Theologen Wilhelm Salsmann (–1620).²⁴

Diese *Metamorphosen*-Übersetzung verdient vor allem dahingehend eine detailliertere Betrachtung, dass sie sich in ihrem Aufbau und ihrer Konzeption mit Blick auf das Bild-Schrift-Verhältnis grund-

22 P. Ovid Nasonis XV. *Metamorphoseon Librorvm figurae elegantissime a Crispiano Passaeo laminis aeneis incisae. Qvibvs svbivncta svnt epigrammata latine ac germanice conscripta fabularum omnium summam breuiter ac erudite comprehendunt* autore Gvilhelmo Salsmanno S. Theologiae Apud Agrppinenses Doctore, ac Poëta Laureato prostant: apud Crisp Passaeum chalcographum coloniensem et Joannem Jansonium typographum Arnheniensem, gedruckt und verlegt von Crispijn van de Passe und Jan Janszoon, Köln/Arnhem 1607 (VD17 23:263857Y).

23 Van de Passe lebte und arbeitete nach einem kurzen Aufenthalt in Aachen ab 1589 in Köln, wo er auch verstärkt begann, selbst zu drucken, vgl. Veldman, Crispijn de Passe (wie Anm. 16), S. 45.

24 Wilhelm Salsmann, der auch als Pfarrer in St. Alban tätig war, war einer der bei van de Passe beschäftigten neulateinischen Dichter, unter diesen jedoch der einzige Katholik, was die gute Zusammenarbeit aber nicht beeinträchtigte, vgl. Veldman, Crispijn de Passe (wie Anm. 16), S. 64f.

legend von den Ovid-Übersetzungen des vorausgegangenen Jahrhunderts unterscheidet und somit eine gänzlich andere Rezeption bedingt.²⁵ Im Folgenden soll demnach untersucht werden, inwieweit dieses Vorhaben bereits in der Konzeption des Titelblattes thematisiert und damit für die Ausgabe postuliert wird.²⁶

Das Titelblatt besteht dabei aus einer breiten Randillustration sowie einem innenliegenden Textfeld. Der vollständige Titel lautet:

P. OVID. NASONIS ||
 XV. METAMORPHOSEON LIBRORVM ||
figurae elegantissime à Crispiano Passaeo ||
laminis aeneis incisae. ||
 QVIBVS SVBIVNCTA SVNT EPIGRAM||
Mata latine ac germanice conscripta, fa||
bularium omnium summam breviter ac ||
erudite comprehendentia autore ||
 GVILHELMO SALSMANNO S. THEOLOGIAE ||
Apud Agrippinenses Doctore, ac Poëta Laureato ||
 PROSTANT: ||
apud Crisp. Passaeum chalcographium coloniensem ||
et Joannem Jansonium typographium Arn||heiniensem. anno ||
 aVrea MeDloCrItas.

Der Titel beginnt somit mit einer Nennung des antiken Autors sowie des antiken Werkes in Versalien. Darauf folgt kursiv mit kleineren Lettern und nicht mehr in Großbuchstaben die Nennung der Kupferstiche und ihres Künstlers Crispijn van de Passe. Mit dem Relativsatz

-
- 25 Während alle anderen *Metamorphosen*-Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts neben ihrer regelmäßigen Erwähnung in Überblickswerken auch, wie bereits eingehend geschildert, viele Einzeluntersuchungen erfahren haben, wird diese Ausgabe teils nur genannt oder aber gar nicht erwähnt. Henkel, *Illustrierte Ausgaben* (wie Anm. 1), S. 117, beispielsweise erwähnt die Ausgabe zwar, jedoch belässt er es bei einer reinen Erwähnung und nennt weder den Namen Salsmanns noch geht er in irgendeiner Weise auf die Gestaltung und die Entstehungsgeschichte des Druckes ein. Die Ausgabe wird nur bei Veldman, *Profit and Pleasure* (wie Anm. 16), S. 82ff. und S. 190–240, etwas ausführlicher thematisiert, der sogar Übersetzungen der Tetrasticha anfertigt. Weder Gerlinde Huber-Rebenich, *Metamorphosen der Metamorphosen* (wie Anm. 1), nennt die Salsmann-Ausgabe noch Bodo Guthmüller, *Picta poesis ovidiana* (wie Anm. 1), noch Ulrich Schmitzer, *Ovids Verwandlungen verteuert* (wie Anm. 3).
- 26 Die Bedeutung der Konzeption des Titelblatts für die mediale Aufmachung einer Ovid-Übersetzung hat bereits Eikermann für die Wickram-Ausgabe aufgezeigt, siehe dazu: Manfred Eikermann, *des aller sinnreichsten Poeten Metamorphosis*. Sprachliche und mediale Adaptationsstrategien in den deutschen Antikenübersetzungen der Frühen Neuzeit, in: *Frühmittelalterliche Studien* 53 (2019), S. 369–382, hier S. 381f.

„quibus subiuncta sunt“ wird zu den zweisprachigen Epigrammen übergeleitet, die kurz und kenntnisreich („breviter ac erudite“) eine Kurzversion einer jeden Verwandlungsgeschichte darlegen sollen. Ihr Verfasser Wilhelm Salsmann wird darunter wiederum in Großbuchstaben genannt, wobei ihm im Gegensatz zu van de Passe noch die Zusätze „Doktor der Theologie“ und „poeta laureatus“ zugeschrieben sind. Darunter folgt ein ausführlicher Kolophon, welcher noch einmal Crispijn van de Passe als Kölner Kupferstecher und Jan Janszoon als Drucker in Arnheim nennt. Der Titel endet mit dem Chronogramm „aVrea MeDioCrItas“, welches 1607 als Druckjahr verrät.²⁷ Den Rand ziert oben mittig ein Porträt von Ovid, das direkt über seinem Namen abgedruckt ist. Links und rechts vom Textfeld befinden sich Darstellungen von Venus und Mars, die sich zur Mitte hinwenden. Im unteren Rand findet sich das Tetrastichon:

Totus in instabilis versatur cardine mundus.
 Scire cupis, quid sit? Lis et amicitia est.
 Quae modo virgo fui, cornuta fronte iuvenca:
 Mox, ego, qui iuvenis, flos hyacinthus ero.
 BP.

*Die ganze Welt dreht sich schwankend an einer Angel.
 Möchtest du wissen, warum das so ist? Es liegt an Streit und Freundschaft.
 Die ich eben noch eine Jungfrau war, bin nun eine Kuh mit gehörnter Stirn:
 Bald werde ich, ein Jüngling, eine Hyazinthe sein.
 BP.*

Dabei weist die Abkürzung „BP“ auf Balthasar Pegand hin, der häufiger Dichtungen für van de Passe anfertigte. Möglicherweise stammen auch die Tetrasticha der Metamorphosen, die weder Posthius noch Estius zugeordnet werden können, von ihm.²⁸

Die Konzeption des Titelblattes²⁹ wirkt dabei auf verschiedenen Ebenen. Einen zentralen Stellenwert nimmt die Struktur einer wie-

27 Weiterführend zum Buchstabenspiel des Chronogramms siehe: Gerhard Grümmer, *Spielformen der Poesie*. Hanau 1985, S. 18–21.

28 Vgl. Veldman, Crispijn de Passe (wie Anm. 16), S. 67f.

29 Vgl. Ursula Rautenberg, *Das Titelblatt. Die Entstehung eines typgraphischen Dispositivs im frühen Buchdruck*. Erlangen-Nürnberg 2004. Rautenberg gibt eine Übersicht zur Entwicklung des Titelblatts von der Inkunabelzeit bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert und verweist dabei auf die Korrelation von zunehmender Gestaltung und wachsender Bedeutung. Zur Syntax auf Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts siehe: Ursula Götz/Anna Gessing/Marco Neumann/Annika Woggan, *Die Syntax von Titelblättern des 16. und 17. Jahrhunderts*. Berlin/Boston 2017.

derkehrenden Parallelstellung von jeweils zwei konträren oder sich aufeinander beziehenden Aspekten ein, die in ihrer Summe und damit einhergehenden Dualität wiederum zu einer Ausgewogenheit führen, die durchaus programmatisch für die Konzeption des gesamten Druckes ist. Als erstes fällt auf, dass der Anteil von Text und Bild auf dem Titelblatt sehr ausgewogen ist. So umrahmen die Illustrationen das Textfeld in Form eines breiten Randes, während das Porträt Ovids sogar ein wenig in das Textfeld hineinragt, wodurch eine Verbindung zu dem darunter im Textfeld stehenden Namen Ovids gezogen wird. Zudem findet sich auch im Rahmen mit dem Tetrastichon Text, sodass die Trennung zwischen Text und Bild aufgelöst wird und eine Art Verschmelzung stattfindet. Innerhalb der Illustrationen zeigt sich eine weitere Gegenüberstellung. Linkerhand ist demnach Venus abgebildet, die sich leicht der Blattmitte und somit dem Text zuwendet, und rechterhand im Rahmen findet sich Mars, der sich ebenfalls zur Mitte hinwendet. Während sie sich somit gleichzeitig zur Mitte und zueinander hinwenden, sind sie doch vom Textfeld räumlich getrennt, wodurch die simultane Gegensätzlichkeit und Zusammengehörigkeit von Venus und Mars, und somit von Liebe und Krieg, auch figürlich deutlich gemacht wird. Zudem zeigt die Hinwendung der Figuren zum Text auch auf konzeptioneller Ebene diese Dualität von Bild und Text auf. Eine weitere Entsprechung des Gegensatzpaares von Venus und Mars findet sich jedoch neben der bildlichen Darstellung auch textuell. So heißt es im Tetrastichon auf der Titelseite „*Lis et amicitia est*“, was einerseits programmatisch als Thema des gesamten folgenden Bandes zu verstehen und andererseits auch auf die beiden Figurendarstellungen zu beziehen ist. Innerhalb des Tetrastichon findet sich dabei auch auf textueller Ebene eine Gegenüberstellung. So thematisieren die beiden unteren Verse jeweils eine Verwandlungsgeschichte, nämlich die von Io und die von Hyazinth. Beide Verse sind so konzipiert, dass jeweils die erste Hälfte („*Quae modo virgo fui*“ bzw. „*Mox, ego, qui iuvenis*“) die entsprechende Figur vor der Verwandlung bezeichnet und jeweils die zweite Hälfte („*cornuta fronte iuvenca*“ bzw. „*flos hyacinthus ero*“) die Gestalt der Figur danach. Weitere Dualitäten auf textueller Ebene finden sich auch im Textfeld des Titelblattes. Im ersten Abschnitt werden die „*figurae*“ genannt, denen im zweiten Abschnitt die „*epigrammata*“ folgen. Zudem ist im zweiten Abschnitt die Verwendung der beiden Sprachen Latein und Deutsch („*latine ac germanice*“) sowie der Zweck der Epi-

gramme, nämlich die Verwandlungserzählungen „breviter ac erudite“ verständlich zu machen, genannt. Im dritten Abschnitt wird Salsmann als Autor mit der Zuschreibung „Doctor et Poëta laureatus“ versehen, während im vierten Abschnitt, der gleichzeitig den Kolophon bildet, die Namen der beiden Drucker symmetrisch eingefügt sind („apud Crisp. Passaeum chalcographium coloniensem / et Joannem Jansonium typographium“). Eine weitere Parallelisierung innerhalb des Textes wird nicht aufgrund der Stellung erkennbar, sondern anhand der Großschreibung einzelner Wörter und Namen. So ist ganz oben im Textfeld der Name Ovids („P. OVID. NASONIS“)³⁰ in Versalien abgedruckt und weiter unten im Textfeld dann auch der Name Salsmanns („GVILHELMO SALSMANNO S. THEOLOGIA“). Da diese beiden Namen die einzigen sind, die in Versalien abgedruckt sind, ergibt sich zwischen den beiden ein Bezug und somit auch eine Form von Parallelisierung, sodass Salsmann und seine Dichtung durch den Vergleich mit dem großen antiken Dichter eine starke Aufwertung erhalten. Diese Verbindung zwischen Ovid und Salsmann wird auch noch auf der Bild-Text-Ebene verstärkt, da Ovid auf dem abgebildeten Porträt einen Lorbeerkranz trägt und Salsmann im Text wiederum mit dem Attribut „Poëta laureatus“ bezeichnet wird. Es ist zu beachten, dass der Name von Crispijn van de Passe, der als Kupferstecher der abgebildeten Illustrationen ebenfalls großen Anteil an diesem Druck hat, zwar zweimal auf dem Titelblatt genannt ist, jedoch beide Male nur kleingedruckt. Dadurch erscheint die Bedeutung Salsmanns für den Druck größer, was jedoch darauf zurückzuführen ist, dass Salsmanns Epigramme das neue und damit bewerbenswerte Element für die Ausgabe der Kupferstiche darstellen, da diese bereits drei Jahre zuvor herausgegeben worden sind. Auffällig ist, dass neben diesen bereits erwähnten Namen die Namen der Verfasser der Tetrasticha weder auf dem Titelblatt noch in der Vorrede oder im Druck selbst Erwähnung finden. Dies mag dahingehend umso mehr verwundern, dass vierzig Jahre zuvor die oben vorgestellte Posthius-Ausgabe der *Metamorphosen* (Iohan. Posthii Germershemii Tetrasticha, Frankfurt 1563) ein Titelblatt aufwies, auf welchem der Name von Posthius, der Verfasser der lateinischen und deutschen Tetrasticha, auffällig mittig platziert ist, während Virgil Solis, welcher die auf den Seiten im Druck

30 Es erscheint auffällig, dass die Genitivform „Ovidii“ hier abgekürzt wird zu „Ovid“. Eine mögliche Erklärung für dieses Vorgehen könnte darin liegen, dass der Name Ovids in seiner bekannten Form so für den Leser vertrauter erscheinen mag.

eigentlich zentral platzierten Holzschnitte anfertigte, wesentlich weniger dominant auf dem Titelblatt zu finden war. In dieser Ausgabe stand somit Posthius als Verfasser der Epigramme im Fokus des Interesses. Im Druck von Salsmann jedoch werden weder Posthius, dessen Epigramme genutzt werden, noch Estius, der als Verfasser der Epigramme für Goltzius' Stiche nicht weniger bekannt war,³¹ noch der oder die unbekannten Verfasser der übrigen Epigramme genannt. Die auf dem Titelblatt gegebene Information, dass van de Passe der Kupferstecher und Salsmann der Verfasser der zweisprachigen Gedichte ist, formt somit den Blick des Rezipienten dahingehend, dass die Tetrasticha im Druck, da sie in keiner Weise angekündigt werden, eine sehr marginale Rolle erhalten und als Teil des Kupferstiches wahrgenommen werden. Das Bimediale, welches den Schnitten und Stichen in Emblembüchern durch die traditionelle Verknüpfung mit zwei Distichen innelag, wird somit in diesem Druck auf eine andere Ebene gehoben.³²

Die auf dem Titelblatt zu findenden Dualitäten deuten demzufolge bereits auf die duale und bimediale Ausrichtung des gesamten Druckes hin. Von programmatischer Wirksamkeit ist das die Jahreszahl enthaltene Chronogramm „aVrea MeDloCrItas“, welches so viel bedeutet wie „die goldene Mitte“. Der zum geflügelten Wort gewordene Ausspruch des Horaz ist insbesondere mit Blick auf die Bimedialität dabei nicht zufällig als Chronogramm für diesen Druck gewählt. Weder van de Passe noch Salsmann noch Janszoon nutzen bei einem anderen Druck, an dem sie in irgendeiner Form Anteil haben, die Technik eines Chronogramms oder gar dieses speziellen, woraus abgeleitet werden kann, dass es an dieser Stelle nicht allein als reiner Kunstgriff gesetzt wurde, sondern vielmehr bewusst eine bestimmte Botschaft transportieren soll. Das Horaz-Zitat dient in diesem Fall dazu, das Programm des auf Bimedialität und Dualität angelegten Druckes in einem kurzen und zentral positionierten Sinnspruch festzuhalten und spielerisch darauf zu verweisen. Eine genauere Analyse des Titelblatts verrät einem aufmerksamen Leser somit bereits die im Druck selbst konsequent durchgeführte Nebeneinanderstellung von Text und Bild und gibt eine bestimmte Perspektive vor, mit welcher

31 Vgl. Uta Schmidt-Clausen, Bildgedichte von Franco Estius (ca. 1544–1594) nach Livius und Ovid in der Druckgraphik von Hendrick Goltzius, in: Neulateinisches Jahrbuch 18 (2016), S. 307–352, hier S. 311.

32 Vgl. ebd., S. 308.

der Rezipient an den Inhalt herangehen soll und die ganz auf das dem Werk zugrundeliegende Konzept mehrerer Rezeptionsmöglichkeiten verweist.

Die damit verknüpfte Zielsetzung der Schaffung einer Ovid-Übersetzung, in welcher das Bild-Text-Verhältnis identisch ist, stellt dabei eine Neuheit dar. Demnach war in den Übersetzungen des 16. Jahrhunderts entweder der Anteil des Bildes dominant, wie bei der Posthius-Ausgabe, oder aber der Text, wobei die Illustrationen nur als Beiwerk fungierten, wie bei der Wickram- und bei der Spreng-Übersetzung sowie auch bei dem Druck, der die Kombination aus Wickram- und Posthius-Text darstellte. Während bei diesen Ausgaben von vornherein eine eindeutige Leserlenkung intendiert war, bietet die Salsmann-Ausgabe zwei mögliche Lesarten für den Rezipienten an, indem entweder eine Fokussierung auf die Kupferstiche oder die Epigramme erfolgt oder aber beide Aspekte kombiniert betrachtet werden.³³ Die unterschiedliche Wirkungsweise der verschiedenen Möglichkeiten einer Auseinandersetzung mit dem Druck lässt sich anhand von zwei Verwandlungen beispielhaft besonders eindrücklich herausstellen.

III. Die Episode der Verwandlung von Io

Die Metamorphose der Io wird bereits auf dem Titelblatt prominent von den Herausgebern platziert und empfiehlt sich somit für eine eingehendere Betrachtung. Im Nachgang der erstmaligen Nennung auf dem Titelblatt rückt Io erst wieder im Zusammenhang mit der Darstellung ihrer Metamorphose in den Blickpunkt des Interesses (Bl. C3r). Dabei zeigt der Kupferstich der Io-Erzählung eine ländliche Gegend. Vorne links im Bild sitzt Jupiter und vor ihm steht die bereits zur Kuh gewordene Io. Im Hintergrund laufen zwei Männer mit erhobenen Händen herum und oben mittig im Bild ist Juno zu sehen, die vom Himmel aus herunterschaut, wobei sich neben ihr der Pfau befindet, der die Augen des von Merkur getöteten Argus in seinen Federn trägt. Die Illustration zeigt damit die Endsituation der Verwandlungsgeschichte. Argus ist bereits tot und Io wurde von Jupiter schon

33 Bild und Text ergänzen sich dahingehend auch, dass der Simultaneität der visuellen Darstellung die Sukzessivität der sprachlichen Darstellung gegenübersteht, vgl. Schmidt-Clausen, Bildgedichte (wie Anm. 31), S. 323. Der visuellen Fülle wird eine sprachliche Kürze entgegengestellt.

in die Kuh verwandelt. Demgegenüber lautet das unter der Illustration stehende Tetrastichon:

Eximia est Io specie decorata: sed ipsam
Jupiter amplexus cogit inire suos:
Postmodo quae vultu induitur formaque juvence
A Ioue, dum coniunx imperiosa venit.

*Io ist geschmückt mit äußerster Schönheit: aber
Jupiter zwingt sie, in seine Umarmung zu kommen:
Später wird sie von Jupiter mit dem Antlitz und der Gestalt
einer Kuh versehen, während seine tyrannische Gattin daherkommt.*

Die ersten beiden Verse erzählen von der Ausgangssituation und der Vorgeschichte der Verwandlung, wonach die schöne Io von Jupiter zum Beischlaf genötigt wurde, während demgegenüber die letzten beiden Verse die Umstände der Verwandlung darstellen. Demnach wurde Io von Jupiter zur Kuh gemacht, um sie vor der zornigen Juno zu verbergen. Das Epigramm liefert eine Kurzversion der im Kupferstich dargestellten Metamorphose und hilft auf diese Weise, die abgebildete Szenerie nachvollziehen zu können. Im Vergleich dieser Kombination aus Stich und Epigramm mit der Darstellung der Verwandlungsgeschichte bei Posthius zeigt sich, dass diese grundsätzlich abweichend konzipiert ist. So liegen von Virgil Solis zwei Holzschnitte zur Io-Episode vor, wobei der erste die vor Jupiter davonlaufende Io zeigt und der zweite die gleiche Motivik wie der van de Passe-Kupferstich beinhaltet (Bl. B4r und Bl. B4v). Die entsprechenden, beide Illustrationen begleitenden Posthius-Epigramme geben die Geschichte somit ausführlicher wieder, da sie insgesamt acht anstatt vier Verse umfassen.³⁴ Der unbekannte Verfasser des bei van de Passe

34 Horn, der fälschlicherweise annimmt, die van de Passe-Ausgabe von 1602 – und entsprechend auch die Salsmann-Ausgabe von 1607 – enthalte nur die Posthius-Verse, schreibt, diese versuchten zumeist den Kern der jeweiligen Episode darzustellen und orientierten sich sprachlich an Ovid, wobei es das Ziel von Posthius sei, eine bestimmte Lehre mit seinen Versen zu transportieren, vgl. Hans-Jürgen Horn, Die Tetrasticha des Johannes Posthius zu Ovids Metamorphosen und ihre Stellung in der Überlieferungsgeschichte, in: Hermann Walter/Hans-Jürgen Horn (Hgg.), Die Rezeption der Metamorphosen des Ovid in der Neuzeit. Der antike Mythos in Text und Bild. (Ikonographische Repertorien zur Rezeption des antiken Mythos in Europa. Beihefte 1) Berlin 1995, S. 214–224. Mit Blick auf die anderen Verse, die bei van de Passe zu finden sind, muss dazu jedoch festgestellt werden, dass auch die anderen Verfasser, Estius und der oder die weiteren Unbekannten, nicht wirklich anders vorgehen und diese von Horn genannten

vorhandenen Epigramms übernimmt zwei Verse aus dem ersten Posthius-Epigramm nahezu unverändert („Eximia est Io specie praelata puellis/.../ Fervidus amplexus cogit inire novos.“) und setzt sie als ersten Teil seines Epigramms ein. Auch übernimmt er die ersten beiden Verse des zweiten Posthius-Epigramms zwar nahezu unverändert („Inachis induitur forma, vultuque; iuvence / A love, dum coniunx imperiosa venit.“), setzt sie in seinem Epigramm jedoch an dessen Ende. Die Forderung Junos, die Kuh als Geschenk haben zu wollen, welche bei Posthius den zweiten Teil seines zweiten Epigramms ausmacht („Furtivi sed enim Iuno bene conscia facti,/ Laudat, et hanc ipsam munus habere cupit.“), entfällt demnach. Dies ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass dieser Teil der Ovid-Episode bereits zu sehr von der eigentlichen Verwandlung wegführt, auf die van de Passe sich auch bei der Darstellung seines Stiches beschränkt. Das Verständnis des Kupferstiches mitsamt dem dazugehörigen Tetrastichon ist entsprechend sowohl für einen Rezipienten möglich, der die Episode aus den *Metamorphosen* bereits kennt, als auch für einen Rezipienten, dem diese vorher noch unbekannt war, wobei dessen Verständnis für die Umstände und Details der Darstellung zwangsläufig an gewisse Grenzen stoßen muss. So bleibt bei der Betrachtung des Stiches und der Lektüre des Vierzeilers unklar, was konkret der Grund für die Verwandlung Ios war und auch das Motiv des Pfaus auf dem Kupferstich bleibt ungeklärt. Diese beiden Motive können von einem vorgebildeten Rezipienten leicht verstanden werden, während sie für einen unwissenden Rezipienten nicht entschlüsselt und auch nicht durch die Betrachtung und Lektüre der späteren Kupferstiche, die noch zur Io-Episode gehören und die Handlungen zwischen Argus und Mercur behandeln, aufgelöst werden.

Anders gestaltet sich dies in der Posthius-Ausgabe. Auch dort ist im Solis-Holzschnitt der Io-Verwandlung der Pfau zu sehen, jedoch findet sich sowohl im Bild als auch im deutschen und im lateinischen Text der Episode „Mercur tötet Argus“ („Argus à Mercurio decollatus“, Bl. C2r) die Erklärung der Illustration, wodurch zugleich auch deutlich wird, dass die Holzschnitte von Solis zusammenhängen.³⁵ Mit

Punkte nicht als Alleinstellungsmerkmale für Posthius' Tetrasticha gelten können.

35 Die Verse des lateinischen und deutschen Epigramms von Posthius zu „Argus à Mercurio decollatus“ lauten: „Amputat ense caput misero Cyllenius Argo,/ Huic dum membra gravi pressa sopore iacent./ Iuno oculis Argi caudant pavoris adornat/ Inde avis haec penna versicolore nitet.“ und „Mercurius hieb ab den

Blick auf van de Passes Kupferstiche zeigt sich demgegenüber, dass diese in ihrer Gesamtheit nicht dafür ausgelegt sind, als chronologische ganzheitliche Darstellung verstanden zu werden. Während zudem bei Posthius eine Einheitlichkeit bezüglich der Holzschnitte und der Tetrasticha besteht, lässt sich eine vergleichbare Stringenz beim Salsmann-Druck vermissen, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass sowohl die Kupferstiche alle unterschiedliche Vorlagen als auch die Epigramme verschiedene Verfasser haben.³⁶ In diesem Fall nutzt van de Passe eindeutig den Solis-Holzschnitt als Vorlage und übernimmt somit auch den Pfau, sticht jedoch die Tötung des Argus als nächste Szene aus der Io-Episode nicht mehr auf Grundlage der Solis-Darstellung und greift auch nicht auf das Posthius-Tetrastichon zurück, sondern nutzt eine Vorlage für den Stich von unbekannter Herkunft und fügt das Estius-Epigramm ein,³⁷ sodass bei diesem Kupferstich der Pfau keine Erwähnung findet, wodurch das Motiv unerklärt bleibt.

Der Kupferstich selbst lässt sich zudem als Sinnbild für die wechselseitige Rückbindung an die unten auf der Seite befindliche lateinische und deutsche Schilderung der *Metamorphosen*-Episoden verstehen. Dies wird anhand des lateinischen Gedichtes zur Io-Episode deutlich erkennbar:

O magne Olympi rector o Divum arbiter
 Et tu suavitate formae ducis,
 quae spirat et rutilat in hac iuvenula?
 Tu regia furis puella, Ius proce?
 Adamo quidem (vox est Iovis) nec praeterit
 me virgo, quamvis proripit sese in nemus.
 Caliginis prehendo captam vinculo,
 preces et admoveo, ne amator sim ferus.
 Sic desiderium explet illico meum.
 O Iupiter compressor es, pellex et est
 Io, inque furias incidet Iunonias.

kopff./ Dem Argo da schlief der tropff/ Juno die augen nam darvon/ Und ziert damit den Pfauwen schon.“

- 36 Die Estius-Epigramme erzählen in korrekter Reihenfolge die Handlung chronologisch, doch auch dies wird bei van de Passe durch die Verwendung verschiedener Epigramme nicht übernommen, vgl. Schmidt-Clausen, Bildgedichte (wie Anm. 31), S. 329.
- 37 Das im Salsmann-Druck abgedruckte Estius-Epigramm zur Episode „Argus occiditur“ (Bl. D2r) lautet demnach: „Eripit e vivis blandos sociata sopori/ Custodem Inachie mors inopina bovis./ Hoc opus, hoc ingens decus est Cyllenidos Harpes,/ Junonem Maia fallere nate potes.“

Praesentio, vitium oderim, facimus amo.
 Iuvenca fiat Inachis, sic conjugii
 Fucum facio, meamque Venerem postulo.
 Io puella Argiva, vacca cerneris,
 Isis pecus Memphiticum post diceris.

*O großer Herrscher des Olymp, o Richter der Götter,
 wirst auch du verführt von der Lieblichkeit der Gestalt,
 die in dieser Kuh atmet und schimmert?
 Du rast wegen der Königstochter, Freier der Io?
 Gewiss bin ich verliebt (so die Stimme des Jupiter) und
 die Jungfrau entgeht mir nicht, auch wenn sie sich in den Wald flüchtet.
 Ich ergreife sie, gefangen in der Fessel der Dunkelheit,
 und ich führe Versprechungen an, dass ich kein wilder Liebhaber bin.
 So erfüllt sie sofort mein Verlangen.
 O Jupiter, du bist ein Unterdrücker, und
 Io ist nun befehlt und fällt den Rasereien der Iuno anheim.
 Ich spüre, ich hasse den Fehler, ich liebe die Tat.
 Die Tochter des Inachus wird zur Kuh, so täusche ich meine Ehefrau
 und fordere meine Liebe ein.
 Io, argivisches Mädchen, du wirst als Kuh wahrgenommen,
 später wirst du als Isis, die Kuh aus Memphis, angerufen werden.*

So fallen mit Blick auf das Gedicht neben vielen kleineren Stilmitteln, welche dem Gedicht eine gewisse Kunstfertigkeit verleihen, vor allem die bewusst platzierten Erzählerwechsel auf, die deutlich machen, dass dieses Gedicht mehr als eine bloße Schilderung in Versen darstellen soll. Während demzufolge in den ersten vier Versen Jupiter zunächst respektvoll von dem Erzähler angesprochen wird, verändert sich diese Perspektive bereits am Ende des vierten Verses ins Gegenteil, wonach Jupiter als „proce“ bezeichnet wird. An dieser Stelle wechselt zudem der Erzähler, sodass im Folgenden Jupiter selbst über seine Tat der Vergewaltigung spricht, wobei er diese jedoch als Handlung eines Verliebten verharmlost. An dieser Stelle tritt sodann erneut der Erzähler auf, betitelt Jupiter als „compressor“ und gibt ihm die Schuld daran, dass Io nun eine Kuh sei und von Juno verfolgt werde. Jupiter rechtfertigt daraufhin erneut sein Vorgehen, indem er die Verwandlung als letzte Möglichkeit bezeichnet, um die Rache seiner Ehefrau Juno zu verhindern. Das Gedicht endet sodann erneut in der Darstellung des Erzählers mit einem Ausblick auf Ios späteres Schicksal, welches in ihrer Verehrung als Göttin Isis besteht. Mit Blick auf diese Form der Darstellung zeigt sich jedoch auch, dass die eigentliche

Schilderung der Handlung eher nebensächlich zu sein scheint, da keine chronologische Erzählung stattfindet. So wird beispielsweise bereits im dritten Vers von Io als „Iuencula“ gesprochen.³⁸ Auch die ständigen Erzählerwechsel verhindern den Eindruck einer chronologischen Erzählung. Stattdessen scheint der Fokus des Gedichtes auf Jupiter zu liegen, wonach dessen Fehlverhalten in dieser Episode omnipräsent zu sein scheint. Auch liegt es wohl eher im Interesse Salsmanns, mit dem lateinischen Text eine stilistisch ansprechende Dichtung darzubieten anstatt die Io-Geschichte stringent und nachvollziehbar zu erzählen. Dieser Eindruck gewinnt auch dahingehend eine besondere Bedeutung, dass es sich bei dem deutschen Gedicht in der rechten Spalte nicht um eine Übersetzung des lateinischen Textes, sondern vielmehr um eine ganz eigenständige Version der Io-Episode handelt:

Der Vatter aller Götter gut
 Umb Jo sich ahnnemen thut
 Des Jnachi schön döchterlein
 Das sie jhm solt lieb freuntlich sein.
 Jo sich auff die flucht verließ
 Mit gwalt jhr Jupiter nachstieß
 Und bulet umb sie hitzig sehr
 Verheisschend jhr Göttinnen ehr.
 Die Bulschafft Juno war verdacht
 Wilche dem werck sehr scharpf nachtracht.
 Der Ehebetrieger Jupiter
 Als er vernommen disse mer
 Der Jo sich gemachtigt hat.
 Und das er verhölt disse that
 Sein Bulerin macht er zur Khu
 Vermeint also zu haben rhu.

Im Gegensatz zur lateinischen Version finden in dem deutschen Gedicht keine Sprecherwechsel statt, da Jupiter selbst nicht zu Wort kommt. Auch wird er eher negativ konnotiert („Ehebetrieger“), jedoch liegt der Fokus weniger auf ihm als vielmehr auf der Handlung selbst, die in der deutschen Version chronologisch wiedergegeben wird. So beginnt das Gedicht mit Jupiter, der Io nachstellt und die Fliehende vergewaltigt. Sodann geht die Erzählung zu Juno über, die

38 Eine zweite mögliche Übersetzung von *Iuencula* ist dabei auch „junges Mädchen“, weshalb sich durch diese Doppeldeutigkeit ein gewisses Spiel mit dem Begriff ergibt.

von seinem Betrug erfährt, woraufhin Jupiter, um diesen zu verbergen, Io in der Hoffnung in eine Kuh verwandelt, dass damit die Angelegenheit beendet sei. Salsmanns deutscher Text ermöglicht somit auch einem Rezipienten, der die *Metamorphosen*-Episode von Io vorab nicht kannte, ein Verständnis zu entwickeln. Dabei erweckt das Ende des Gedichts den Eindruck, dass die Geschichte noch weitergehe („Vermeint also zu haben rhu.“), wonach die deutschen Versionen Salsmanns anders als die Kupferstiche oder die lateinischen Versionen als fortlaufende Geschichte gelesen werden können. Keines der beiden Gedichte Salsmanns ist jedoch eine Beschreibung des Kupferstiches. Auch wenn die Motive auf dem Kupferstich, sofern sie nicht bereits durch das Epigramm darunter erläutert werden, dabei auch in Salsmanns Texten aufgegriffen werden, zumal sie das identische Thema behandeln, sind Salsmanns Texte gleichwohl nicht als Beschreibungen zu verstehen. Dies ist als Hinweis darauf zu deuten, dass die Herausgeber des Drucks die Möglichkeit einer separaten Betrachtung bzw. Lektüre der oberen und der unteren Hälfte eingeschlossen haben.

In diesem Zusammenhang gewinnt jedoch auch der Umstand an Bedeutung, dass auch die beiden Gedichte Salsmanns so konzipiert sind, dass sie zwei unterschiedliche Gruppen von Rezipienten ansprechen können. Unten auf der Seite kann sich der lateinische Text demnach nur an einen Rezipienten richten, welcher der lateinischen Sprache mächtig und zugleich mit den Inhalten der *Metamorphosen*-Episoden vertraut ist, während demgegenüber der deutsche Text weder an sprachliche noch inhaltliche Vorkenntnisse rückgebunden ist. Die obere Hälfte richtet sich folglich an Rezipienten, welche die entsprechende Verwandlungserzählung aus den *Metamorphosen* kennen und somit in erster Linie an der bildlichen Umsetzung dieser interessiert sind. Nicht umsonst werden in der Vorrede auch explizit Goldschmiede und unterschiedliche Künstler angesprochen, für welche die obere Hälfte die interessantere zu sein scheint.³⁹ Auch wenn demgegenüber die beiden Texte Salsmanns keine explizite Erklärung oder Beschreibung des Kupferstiches darstellen, ermöglichen sie einem Rezipienten, der ohne Vorwissen die Illustration mitsamt Epigramm betrachtet und verstehen möchte, trotzdem Anhaltspunkte zu

39 „Die Mahler haben spiegel klar/ Zu sehn/ zu lehren vil furwar/ In dissem stuck mit Ehrenrhum/ Gleichsam die Goldtarbeiter frum/ Die Glaßschreiber vnd Sticker rein/ Finden hie voller kunst ein schrein“, Bl. 2r.

einem Verständnis zu finden. So bezieht Salsmann sich dahingehend auf das Epigramm zum Kupferstich der Episode „Argus occiditur“ in seiner lateinischen Dichtung, dass er die Umschreibung „Cyllenidos Harpes“ aufgreift („Cyllenis harpe“, V. 8) und sie mit „telum erat perscium“ ergänzt. Auch der bereits thematisierte, auf dem Kupferstich „Io in vaccham“ abgebildete Pfau findet bei Salsmann im deutschen Gedicht zu „Argus occiditur“ eine Erklärung für seine Anwesenheit, indem Salsmann es mit den Versen „Und setzt die [die Augen] in den Pfawen schwantz/ Daher fuhr er solchen glantz.“ enden lässt. Somit wird einem Rezipienten, der ohne Vorwissen an die Lektüre des Druckes herangeht, auch eine Rezeption der Kupferstiche ermöglicht. Anders als bei Posthius bietet der Salsmann-Druck, wie anhand der Io-Episode deutlich werden konnte, somit Rezipienten von ganz unterschiedlichem Wissensstand mehrere Möglichkeiten, die Verwandlungsgeschichte der Io nachzuvollziehen, sei es durch die Betrachtung des Stiches, die Lektüre des lateinischen oder aber die des deutschen Textes oder auch eine Kombination aus allen Zugängen.

IV. Die Episode der Verwandlung von Calisto

Dieses Konzept der verschiedenen Rezeptionsmöglichkeiten begegnet auch bei der Darstellung weiterer *Metamorphosen*-Episoden, wofür die Erzählung von Calisto ein eindrückliches Beispiel darstellt, die wiederum in mehreren Stichen wiedergegeben wird. Die besondere Form der Wiedergabe der Calisto-Episode in der Ausgabe von Salsmann zeigt sich dabei auch insbesondere im Vergleich zur Darstellung der Episode in der Posthius-Ausgabe. Demnach setzen Posthius und Solis die Verwandlung in insgesamt drei Kupferstichen und Tetrasticha um, welche die Titel „Calisto a Iove amatur“ (Bl. D1r), „Calisto in Ursam“ (Bl. D1v) und „Calisto et Arcas in sidera“ (Bl. D2r) tragen. Der Holzschnitt zur ersten Szene zeigt Jupiter, der Calisto umgreift, wobei das Tetrastichon dementsprechend Jupiter nennt, der die Jägerin Calisto vergewaltigt.⁴⁰ Die zweite Szene wiederum zeigt in der Illustration Juno, die Calisto misshandelt, und im Hintergrund bereits

40 Die Epigramme zur ersten Calisto-Episode lauten: „Gaudebat Triviae studijs, nemorumque recessu/ Parrhasis, imbelles figere docta feras./ Iuppiter in sylvis hanc luxuriosa coegit/ Basia pugnantem, concubitusque pati.“ und „Calisto war ein Jegerin/ Zuo welcher Juppiter kam hin/ In wald da sie alleine saß/ Under ein baum im gruenen graß.“

die Bärin, in welche Juno sie verwandelt. Das entsprechende Epigramm handelt von Calisto, die von Juno zur Bärin gemacht und geschlagen wird, da sie unkeusch war.⁴¹ Die dritte und letzte Szene der Verwandlung wird schließlich von Solis im Holzschnitt so dargestellt, dass vorne im Bild Arcas zu sehen ist, der seinen Pfeil auf die Bärin richtet, und im Hintergrund abgebildet ist, wie Arcas gemeinsam mit der Bärin in Richtung Himmel emporsteigt. Auch diese Akzentuierung findet sich im begleitenden Epigramm wieder. Dieses beschreibt, wie Arcas unwissend seinen Bogen auf die Bärin richtet, wobei jedoch der tödliche Ausgang dadurch verhindert wird, dass Jupiter einschreitet und Mutter und Sohn als Sterne in den Himmel versetzt.⁴² Das wiederholte Auftauchen von Calisto als Mensch und Bärin auf den Holzschnitten verdeutlicht dabei sehr eindrücklich, dass die Schnitte von Solis aufeinander abgestimmt sind und dementsprechend eine zusammenhängende Geschichte bilden.

Im Vergleich zu dieser Form der Darstellung findet sich im Salsmann-Druck eine auffällig abweichende Konzeption, die sich nicht zuletzt dadurch ergibt, dass die Episode auf zwei Kupferstiche aufgeteilt ist, die zudem nicht die Schnitte Solis' als Vorbild hatten (Bl. E2r und Bl. E3r). Der erste Stich trägt die Überschrift „Calisto et Iuno“ und zeigt Calisto, die von anderen Nymphen festgehalten vor Juno niederkniet. Das hinzugefügte Epigramm ist aus der Posthius-Ausgabe übernommen, in welcher es zum zweiten Schnitt Solis' gehört und die Verwandlung und die Schläge durch Juno thematisiert, was beides nicht auf dem Kupferstich bei van de Passe zu sehen ist. Der zweite Stich trägt den Titel „Calisto in ursam“ und zeigt ebenso wie bei Solis Arcas, der auf die Bärin zielt, während im Hintergrund Jupiter aus den Wolken herabkommt und Arcas und der Bärin entgegenfliegt. Der Stich ähnelt entfernt dem Holzschnitt des Solis, wobei die vordere Szene von van de Passe sehr viel raumgreifender dargestellt wird. Dadurch nähert er sich dem Stich von Goltzius an, dessen beigelegtes

41 Die Epigramme zur zweiten Calisto-Episode lauten: „Parrhasis infelix odio Iunonis in ursam/ Vertitur, innumeris non sine verberibus./ Scilicet est ursae similis, plagasque meretur,/ Laude pudicitiae si qua puella caret.“ und „Calisto in eins Berns gestalt/ Verkehrt wirt durch Iunonis gwalt;/ Solch Bern auch sein und allweg bleiben/ Die Meidlin, welche unzucht treiben.“

42 Die Epigramme zur dritten Calisto-Episode lauten: „Arcas in adversam sua spicula dirigit ursam,/ Nescius hac matris corpora pelle tegi./ Iuppiter id prohibens in nubibus abstulit ambos,/ Fecit et Arctoi sidera clara poli.“ und „Arcas sein Mutter unbekant/ In Berns gestalt will schiessen zhand:/ Iuppiter vorkompt solchem leid/ Vnd macht gestirn auß jnen beid.“

Epigramm von Estius er konsequenterweise auch für seinen Stich übernimmt. Das Tetrastichon von Estius thematisiert die Verwandlung durch Juno, die gerade noch verhinderte Tötung durch Arcas und die von Jupiter initiierte Aufnahme der beiden als Sternbilder in den Himmel.⁴³ Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass van de Passe ungeachtet dieser Anlehnung an Goltzius die anderen beiden von diesem geschaffenen Kupferstiche mitsamt den zugehörigen Epigrammen, welche die Vergewaltigung der Calisto durch Jupiter sowie die Misshandlung und Verwandlung der Calisto durch Juno darstellen, nicht als Vorlage im Rahmen dieser *Metamorphosen*-Episode verwendet.

Die Konzeption der Darstellung der Calisto-Metamorphose in den Stichen von van de Passe und den zugehörigen Tetrasticha stellt sich demnach bei weitem weniger kohärent dar als bei Posthius, wodurch ebenso wie mit Blick auf die Io-Episode der Eindruck erweckt wird, dass es van de Passe nicht um das Erzählen einer chronologischen Handlung geht. Dieser Eindruck bestätigt sich auch mit Blick auf die den Stichen beigegebenen Epigramme. Während der erste Kupferstich der Episode demnach die angedeutete Bestrafung Calistos durch Juno im Beisein der anderen Nymphen zeigt, lautet der darunter abgedruckte und eigentlich zum Solis-Schnitt der Misshandlung und Verwandlung gehörige Posthius-Vers:

Parrhasis infelix odio junonis in ursam
Vertitur innumeris non sine Verberibus.
Scilicet est Ursae similis, plagasque meretur
Laude pudicitiae si qua puella caret.

*Die unglückliche Calisto wird durch den Hass der Juno
unter unzähligen Schlägen zum Bären verwandelt.
Gewiss ist sie einer Bärin gleich, und ein Mädchen verdient die Schläge,
wenn es des Lobes der Keuschheit entbehrt.*

Während diese Beschreibung den Solis-Schnitt offensichtlich passend ergänzt, wirkt sie für den van de Passe-Stich unpassend, da sie die Schläge der Juno sowie die Verwandlung selbst thematisiert, was jedoch nicht auf dem Stich zu sehen ist. Auch der in den beiden letzten Versen angedeutete Grund für diese Bestrafung wird in der Illust-

43 Das Estius-Epigramm, welches sich im Salsmann-Druck beim Kupferstich zur Episode „Calisto in ursam“ befindet, wird nachfolgend genannt und noch eingehender untersucht.

ration nicht aufgegriffen. Die Verwandlung ist selbst nicht auf dem Stich zu sehen, sondern wird ausschließlich aus dem Epigramm ersichtlich, wobei auch in diesem die Verwandlung nicht explizit geschildert, sondern lediglich durch die Worte „Scilicet est Ursae similis“ angedeutet wird. Van de Passe tritt demzufolge mit seinem Stich hinter das hinzugefügte Epigramm zurück, wodurch er auch die Gewichtung der Darstellung nicht auf die Verwandlung, sondern auf die Szenerie im Vorfeld derselben legt. Diese auf den ersten Blick unpassend erscheinende Kombination aus Illustration und Epigramm kann dabei als Mittel der Spannungserzeugung verstanden werden, welches jedoch ein gewisses Vorwissen der Rezipienten voraussetzt. Zugleich fungieren die beiden Gedichte von Salsmann zu diesem Stich bei dieser Episode nicht als Beschreibung der Illustration, sondern beschreiben vielmehr die Vorgeschichte des dargestellten Geschehens, wobei nur die jeweiligen Schlussverse einen Hinweis auf die abgebildete Szenerie geben. Die im Epigramm bereits genannte Verwandlung der Calisto in eine Bärin findet sich dabei in keinem der beiden Salsmann-Gedichte.

Auch zu seinem zweiten Stich der Calisto-Episode, der thematisch und motivisch dem dritten Schnitt von Solis ähnelt, platziert van de Passe nicht den eigentlich zur Illustration passenden Posthius-Vers⁴⁴, sondern entscheidet sich stattdessen für den entsprechenden Estius-Vers:

Dictynne dilecta comes Junonis ob iram
 Vrsa fit, et nati cuspide pene perit.
 Non tulit omnipotens, natamque Lycaone, celso
 Arcade cum nato sydera in axe locat.

*Dianas geliebte Begleiterin wird wegen des Zorns der Juno zum Bären,
 und stirbt beinahe durch den Speer ihres Sohnes.
 Der Allmächtige ertrug dies nicht, und er setzt die Tochter des Lycaon
 mit ihrem Sohn Arcas als Sterne hoch an den Himmel.*

Eine mögliche Begründung für dieses Vorgehen liegt darin, dass der Posthius-Vers eine übermäßig exakte Beschreibung der Illustration bilden würde, während der Estius-Vers einen kurzen Abriss der gesamten Handlung wiedergibt und somit nur indirekt an die Illustration

44 „Arcas in adversam sua spicula dirigit ursam,/ Nescius hac matris corpora pelle tegi./ Iuppiter id prohibens in nubibus abstulit ambos,/ Fecit et Arctoi sidera clara poli.“

anknüpft, was mehr van de Passes generellem Vorgehen entspricht.⁴⁵ Auch die Salsmann-Texte zu diesem Teil der Episode stellen in keiner Weise eine Beschreibung des Stiches dar. Die deutsche Version behandelt in zwölf von sechzehn Versen erneut die Vorgeschichte, wobei sich jedoch eine andere Gewichtung findet, da die List Jupiters, sich für die Vergewaltigung als Diana zu tarnen, thematisiert wird. Er endet mit der Platzierung Calistos und ihres Sohnes Arkas als Sterne am Himmel („Solchs Jupiter doch nit erdult/ Nimpt sie zu Himmel in sein huld [...]“), doch erwähnt er nicht die auf dem Stich dargestellte Bedrohung der Calisto durch ihren unwissenden Sohn Arkas und damit den auslösenden Grund für Jupiter, die beiden als Bären in den Himmel zu heben, sondern deutet nur durch die Verwendung von „solchs“ auf diesen hin. Auf diese Weise schafft Salsmann die Notwendigkeit einer verknüpften Auseinandersetzung von Bild und Text, da es für einen Rezipienten unabwendbar wird, die in Bild und Text dargestellten Ereignisse eigenständig miteinander zu verknüpfen, um die Episode in Gänze erfassen zu können.

Auch die lateinische Version von Salsmann auf der linken unteren Seite stellt dabei zunächst das vergebliche Bitten Jupiters dar, dann seine List, sich als Diana zu verkleiden und so Calisto vergewaltigen zu können, sowie schließlich ihre Verwandlung in einen Bären (V. 1–14). Demzufolge wird lediglich in den letzten beiden Versen ein Bezug zu der Illustration hergestellt, indem beschrieben wird, dass Calisto mit ihrem Sohn Arcas in die Reihe der Sterne aufgenommen wird. Dabei wird jedoch weder der versuchte Angriff auf die Bärin durch Arcas thematisiert noch wird erwähnt, dass Jupiter die beiden aus diesem Grund in den Himmel aufnimmt.⁴⁶

45 Posthius tendiert in seinen Versen dazu, mit dem ersten Verspaar eine ziemlich genaue Beschreibung der zugehörigen Illustration zu liefern, während das zweite Verspaar emblematisch erscheint. Ein solch genau strukturierter Aufbau lässt sich bei Estius dagegen nicht finden und scheint auch bei van de Passe nicht durchgehend erwünscht zu sein, weswegen er die Verse verschiedener Autoren für seine Stiche verwendet.

46 Die Tatsache, dass weder van de Passe die eigentliche Verwandlung Calistos in einen Bären darstellt noch Salsmann diese ausführlicher beschreibt, lässt vermuten, dass in dieser Ausgabe weniger der Fokus auf der Verwandlung Calistos zum Tier liegt als vielmehr auf ihrer Verwandlung in das Sternbild des Bären, da diese Verwandlung sowohl in beiden Gedichten Salsmann ein wenig mehr Raum einnimmt und van de Passe diese Transformation auf seinem zweiten Stich darstellt.

Auch anhand der Darstellung dieser *Metamorphosen*-Episode in der Salsmann-Ausgabe wird deutlich, dass die beiden Teile in Abhängigkeit vom Vorwissen des Rezipienten eine voneinander unabhängige Betrachtung bzw. Lektüre ermöglichen. Dabei stehen die einzelnen Teile jedoch nicht unverbunden nebeneinander, sondern treten an gewissen Punkten in einen Austausch.

Das stets identisch aufgebaute Seitenlayout strukturiert dabei die vom jeweiligen Rezipienten des Drucks abhängige Art der Auseinandersetzung. Die auf dem Titelblatt angekündigte Verbindung zwischen van de Passes Stichen und Salsmanns Epigrammen („subiuncta“) ist dabei scheinbar zunächst nicht wirklich gegeben, da beide Teile unabhängig voneinander funktionieren und auch nicht direkt aufeinander bezogen sind, da die Epigramme Salsmanns keine Beschreibungen der Illustrationen liefern. Erst bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass in einzelnen Details eine Rückbindung der Gedichte an die verwendeten Stiche evoziert ist, die jedoch eine eingehende Auseinandersetzung mit der gesamten Text-Bild-Konstellation voraussetzt. Diese Möglichkeit einer tiefergehenden Auseinandersetzung mit dem Zusammenspiel zwischen den bildlichen Darstellungen und den Texten bedingt jedoch keineswegs die Notwendigkeit einer Betrachtung beider Teile einer Druckseite, sondern bringt zugleich auch die Möglichkeit einer getrennten Betrachtung des oberen oder auch des unteren Teils einer Seite mit sich, was unter anderem bereits im Vorwort mit Blick auf Künstler, welche die bildlichen Darstellungen als Vorlage oder Inspiration für ihre Arbeit nutzen wollen, angeführt ist. Die auf eine vielfältige Rezeption hin ausgelegte Ausgabe Salsmanns unterscheidet sich dementsprechend evident von den vorherigen Ausgaben deutscher Übersetzungen der *Metamorphosen*. Während in diesen die Art der Auseinandersetzung und folglich auch die Gruppe potentieller Rezipienten aufgrund der festgefügt Priorisierung von Text oder Bild von vornherein festgelegt war, liefert die Ausgabe von Salsmann zu Beginn des neuen Jahrhunderts eine Vielzahl an Rezeptionsmöglichkeiten und bietet dadurch einer heterogenen Rezipientenschaft verschiedene Zugänge zur Lektüre.

Dieses Konzept eines Zusammenspiels von Text und Bild findet sich dabei auch in einem Druck des *Liber Genesis* aus dem Jahr 1616, der ebenfalls bei Jan Janszoon in Arnheim gedruckt und mit Stichen

von van de Passe und Epigrammen von Salsmann versehen wurde.⁴⁷ Das Seitenlayout gleicht dabei dem der *Metamorphosen*-Ausgabe, wobei jedoch unterhalb der Epigramme noch vereinzelt Zitate von Kirchenvätern hinzugefügt wurden. Mit der Herausgabe des *Liber Genesis* wurde demnach versucht, das Konzept von Salsmanns Ovid-Ausgabe in einem anderen Themenbereich anzuwenden. Unter Berücksichtigung dieses Versuchs lässt sich jedoch beobachten, dass das in beiden Drucken zugrunde gelegte Konzept nur bedingt erfolgreich gewesen sein kann, da keiner der beiden Drucke erneut aufgelegt wurde. Zudem erschien nach 1616 kein weiterer Druck, weder bei Janszoon noch bei einem anderen Drucker, der einen vergleichbaren Stoff in einem derartigen Format beinhaltete.⁴⁸

Wirft man einen Blick auf die Drucke von Ovid-Übersetzungen im 17. Jahrhundert, lassen sich zwei weitere Auflagen der Posthius-Wickram-Ausgabe finden⁴⁹ und zudem mehrere Auflagen von Johann

47 Liber Genesis aereis formis a Crispin Passaeo expressus verbebusque tam latinis quam Germanicis ornatus: sententijs item ex ss. Patribus desumptis explicatus per R. D. Guilielmum Salsmannum Theol. Doct.: et S. Albani apud Agrippinenses pastorem, Arnheim: Jan Janszoon, 1616 (VD17 15:728654K).

48 Eine mit dem Salsmann-Druck vergleichbare Ausgabe findet sich erst wieder im Jahr 1650 (Neuaufgabe im Jahr 1652), die von Johann Georg Schoch besorgt wurde: J. G. S. Kurtze Verfassung Ovidianischer Verwandlungs-Beschreibungen, Leipzig: Henning Köhler, 1650. Auch wenn diese im Aufbau (oben auf der Seite befindet sich jeweils die Illustration und unten der Text) ähnlich erscheint, wird doch bei genauerer Betrachtung deutlich, dass die Illustration dahingehend im Vordergrund steht, dass es sich bei dem Text um einen Prosatext handelt, der weniger für sich steht, sondern vielmehr als Beschreibung für die abgebildete Illustration dient.

49 Vgl. z.B. P. Ovidii Metamorphosis, Oder: Wunderbarliche und seltzame Beschreibung/ von der Menschen/ Thieren/ vnd anderer Creaturen Veränderung/ auch von den Wandeln/ Leben vnd Thaten der Götter/ Martis/ Veneris/ Mercurij/ etc. Allen Poeten/ Malern/ Goldtschmidten/ Bildthawern/ vnd Liebhabern der edlen Poesi vnd fürnembsten Künsten/ nützlich vnd lustig zu lesen, Frankfurt: Kaspar Rötel, 1631. Eine vergleichbare Konzeption findet sich auch noch in einer späteren Ausgabe von 1685: P. Ovidii Nasonis Deß Uralt-berühmten/ vortrefflichen/ und Aller-Sinnreichsten/ Lateinischen Poeten Metamorphoses Oder Wunderwürdige Gestalt-Veränderungen Der Menschen/ Thier und anderer Creaturen/ Samt Solcher Wandlungs-Gedichte/ deß Ovidianischen verblühten Sinns/ gründlichen Argumenten und Außlegungen mit reinen Inhalts-Versen und kurtzen doch nützlichen Moralibus und Lehr-Sätzen illustriret und erkläret: Auch mit CXIII. schönen Kunst-Risen und Kupffer-Figuren gezieret: So daß sich deren so wol Hohe Stands- als andere Personen/ Gelehrte und Ungelehrte/ nit nur zur Gemüths-Belustigung und Zeit-Vertreib; sondern auch nebens denen Liebhabern der Poeterey/ die studirende Jugend/ als ferner wegen der/ auß H. Schrifft und H.H. Vättern gezogenen/ angeführten/ schönen und nützlichen Moralien und Sitten-Lehren/ die angehende Herren Prediger; absonderlich aber die Bildhauer/ Mahler/ Goldschmidte/ Formschneider/ Eisen-Schneider/ Aetzer/ u.a.m. der

Wilhelm Baur (1607–1642) und Gerhard Altzenbach (ca. 1609–1672),⁵⁰ welche die Kupferstiche in den Fokus rücken und dementprechend an die Posthius- wie auch die van de Passe-Ausgabe von 1602 anknüpfen. Auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lässt sich in den Ovid-Ausgaben eine wesentliche Fokussierung auf die Kupferstiche bei gleichzeitigem Zurücktretten der beigegebenen Texte beobachten, wie anhand einer von Melchior Küsel (1626–1683) verlegten Ausgabe aus dem Jahr 1681 und einer weiteren aus dem Jahr 1694 zu erkennen ist.⁵¹ Anhand dieser weiteren Entwicklung lässt sich nachvollziehen, dass der Versuch van de Passes und Salsmanns nicht weitergeführt wurde, eine von einem Wechselspiel von Bild und Text bestimmte Erzählform, die einem breitgefächerten Publikum in Abhängigkeit der Leseintention und des jeweiligen Bildungsstandes die Möglichkeit geben sollte, die antiken Erzählungen zu rezipieren. Gerade die Vielzahl an Rezeptionsmöglichkeiten scheint dabei diesem eigentlichen Mehrwert der Ausgabe entgegengestanden zu haben, wonach es nicht gelang, ein spezifisches Publikum anzusprechen. Auch wenn sich dieses Konzept nicht durchsetzen sollte, schufen van de Passe und Salsmann zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine sich von der vorherigen *Metamorphosen*-Tradition stark unter-

gleichen Künstler/ zu ihrer Profession, nützlich und nachrichtlich bedienen können. Wobey auch diß Edlen und vortreflichen Poeten P. Ovidii Nasonis Leben/ Exilium, und Tod; zwar kurtz/ doch deutlich und außführlich gleich Anfangs zu lesen ist, Salzburg: Johann Mayr, 1685.

- 50 Siehe z.B. die Ausgabe von Johann Wilhelm Baur: *Ovidii Metamorphosis oder Verwandlungs Bücher. das ist. Hundert und Fünffzig neue Kunstreiche Kupffer Bildunge*, aus des, Zwar Heidnischen, aber Sinnreichen Poeten Ovidii Fünffzehnen Büchern von seltzamer verwandelung der gestalten/ Allerhand der guten Künste Liebhabern, als Mahlern, Kuppferstecher, Bildhauern, Stein- und Formschnaidern, Gold- und Silberschmidern, Eisenschneidern und Varposierern, auch allen dergleichen Künstlern zum Dienst und nutzen erfunden, und mit Teutschen reimen öffentlich herausgegeben Durch den kunstberühmten Johann Wilhelm Baur Inventirt. und Durch Abraham Aubry in Kuppfer gestochen, Nürnberg: Witwe und Erben von Paul Fürst, ca. 1640, oder die Ausgabe von Gerhard Altzenbach: *P. Ovidii Nasonis Metamorphosis Iconismis Ll. expressa das ist Ovidii des Weitberühmten Poeten furnembste gedichten von änderung der gestaltten* 51. Künstliche Kuppferstück, Köln 1656.

- 51 *Ovidii Nasonis Metamorphosis Oder Ovidii Des Poeten Wunderliche Verenderung Verschiedener Gestalden*, Augsburg: Melchior Küsel, 1681. Auch wenn diese Ausgabe keine wirkliche deutsche Übersetzung darstellt, da sie jeweils nur einen lateinischen Titel pro Episode aufweist, so deutet der Titel des Drucks doch auf ein deutschsprachiges Publikum als Rezipienten hin und wird aus diesem Grund hier angeführt. Die Ausgabe von 1694: *Die Verwandlungen Des Ovidii In Zweyhundert und sechs- und zwantzig Kupffern*, Augsburg: Johann Kraus, ca. 1694.

scheidende Ausgabe, die einen neuen Weg für die *Metamorphosen*-Rezeption eröffnen sollte. Der Umstand, dass dieser Versuch so singular blieb, macht die Ausgabe aufgrund ihrer programmatischen Konzeption zu einem Meilenstein in der *Metamorphosen*-Rezeption der Frühen Neuzeit und verdient somit weit mehr Beachtung, als ihr bis jetzt zuteilwurde.

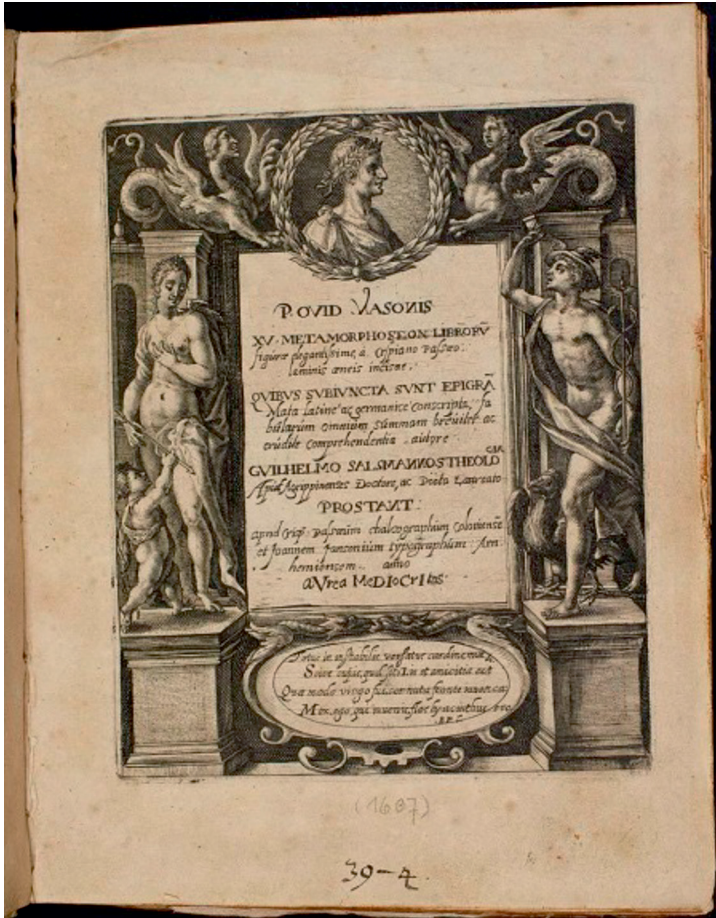


Abb. 1: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, A: 39.4 Poet., Titelblatt
PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/39-4-poet/start.htm?image=00009>

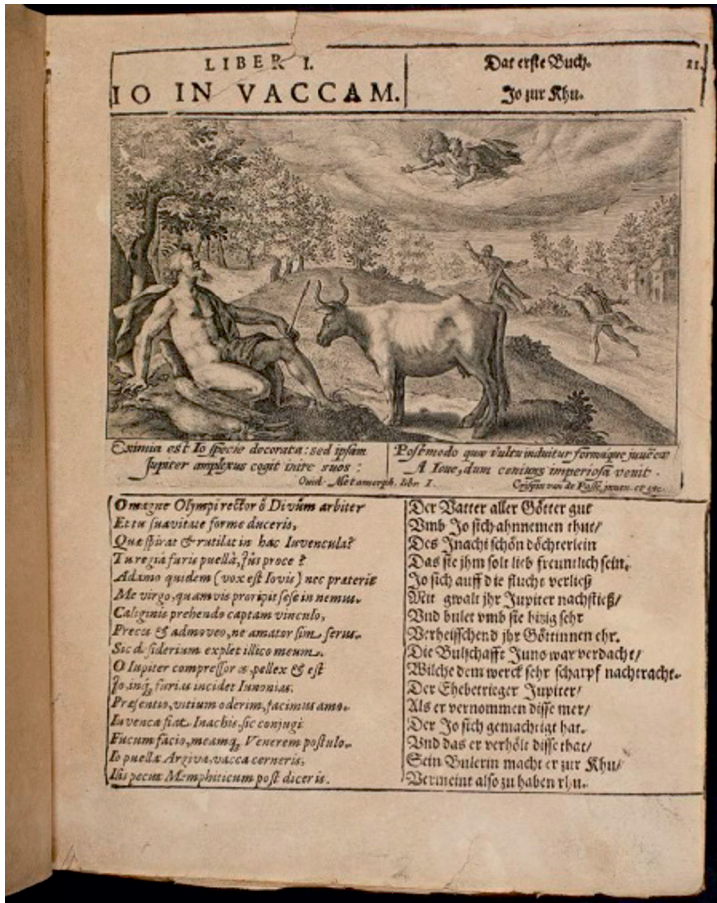


Abb. 2: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, A: 39.4 Poet., Bl. 11r
PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/39-4-poet/start.htm?image=00037>

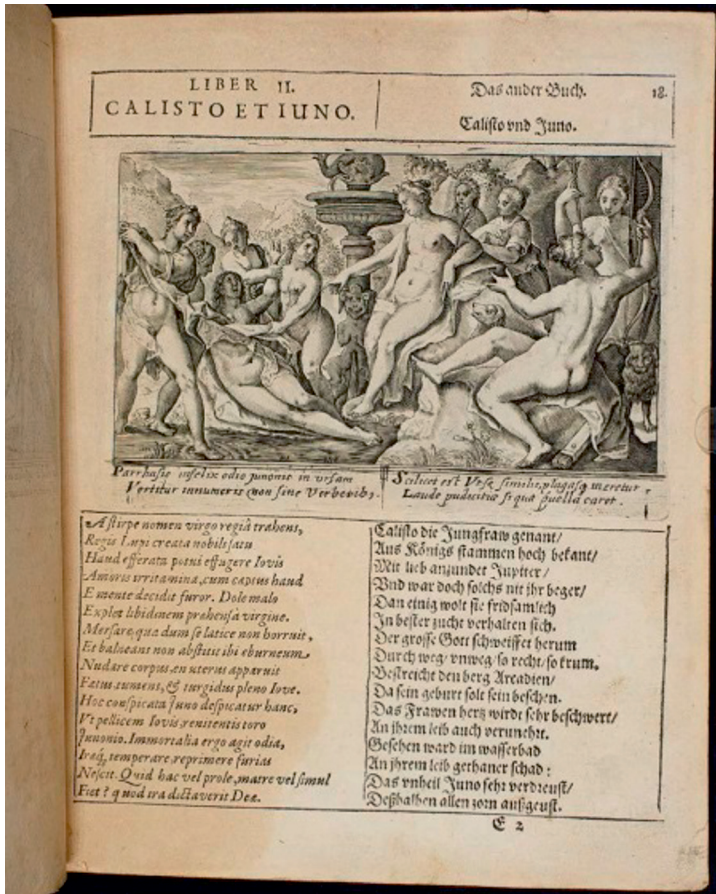


Abb. 3: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, A: 39.4 Poet., Bl. 18r
PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/39-4-poet/start.htm?image=00051>

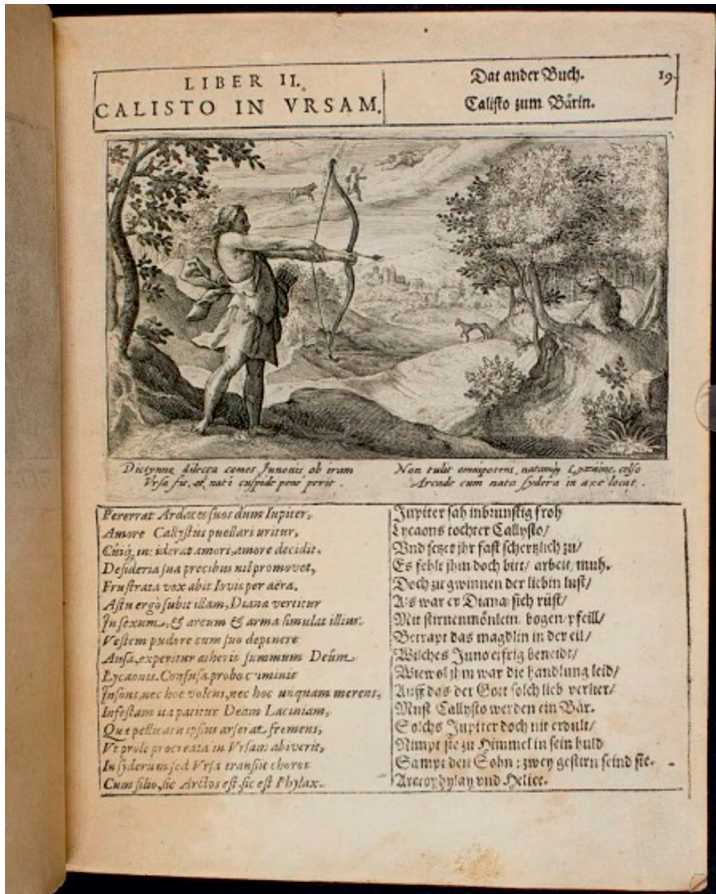


Abb. 4: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, A: 39.4 Poet., Bl. 19r
PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/39-4-poet/start.htm?image=00053>